











Das Gesicht der Heimat

von

Theodor Möller.

Mit 158 Bildern, vier Kunst-
Blättern und einer farbigen
Karte von Schleswig-
Holstein

2. Auflage

Schleswig-Holsteinische Verlagsanstalt, Kiel
Wilhelm Handorff

1914

Satz, Druck, Klischees, Illustrationen,
Buchbinderarbeit gefertigt in der
Graphischen Kunstanstalt
C. Handorff, Kiel





Krahira! (Ein Geleitwort)

In seinem Märchen «Hinzelmeier» schildert uns Th. Storm einen Menschen, der in die Fremde zieht, den Stein der Weisen zu suchen. Es ist der Sohn der ewig jungen und schönen Hinzelmeiers Eheleute. Seine Mutter war eine Rosenjungfrau gewesen, und auch seiner wartete im Rosengarten ein schönes Mädchen, um ihm mit dem Glück ihrer Liebe ewige Jugend und Schönheit zu bringen. Nachdem der junge Hinzelmeier bei einem berühmten Meister der Geheimkunst seine Lehrzeit beendet hat, zieht er in die Welt, den Kopf voll krauser, seltsamer, unruhiger Gedanken. Dem Stein der Weisen gilt sein ganzes Sinnen — der schönen Rosenjungfrau, die zu erwerben die Mutter vor allem ihm zur Pflicht gemacht hat, gilt nur ein flüchtiges Gedenken. Und für die Schönheit der Welt hat er kein Auge. So zieht er fürbaß, aber der Zufall bringt ihn an die Pforte des Glücks. Er hört den Gesang kristallener Mädchenstimmen, hört ihr lockendes «Ranke, ranke, Rosenschein», und eine neue Welt voll Licht und Schönheit entfaltet sich vor seinen Augen. Schon will er die Schwelle des Gartens überschreiten, da krächzt es über ihm «Krahira, krahira!» und schwupp läßt der Rabe, sein treuer Begleiter, die grüne Brille, die er auf dem Schnabel trägt, dem Hinzelmeier auf die Nase fallen. Das frohe Farbenspiel ist mit einem Schlage ausgelöscht; der Rosengarten entweicht in nebelhafte Fernen, und Hinzelmeier muß weiter suchen nach dem Stein der Weisen und — nach dem Glück. Aber er findet weder das eine, noch das andere. Jedesmal, wenn der Rosengarten sich ihm öffnen will, ist auch Krahira mit der grünen Brille zur Stelle, bis Hinzelmeier endlich ausgepilgert hat und als wegmüder Gesell am Wege stirbt, ohne von dem Glück und der Schönheit der Welt mehr als einen flüchtigen Blick erhascht zu haben. — ✣

Herr Hinzelmeier ist keine vereinzelte Erscheinung. Er ist ein Typus, ist der Vertreter einer Gattung, die sehr, sehr zahlreiche Mitglieder hat. Und diese Gattung heißt Mensch. Wohl alle ohne Ausnahme jagen dem Stein der Weisen nach; für den einen bedeutet er dies, für den andern das. Und in der nervösen Hatz und Jagd nach Wissen und Können, nach Erwerb, Ehre, Genuß oder was sonst dem Einzelnen als Lebensziel erscheinen mag, werden nur die wenigsten der Schönheit der Welt recht inne. Die grüne Brille — oder ist es eine graue gar? — trübt ihnen das Auge zu sehr. Krahira! ✣

Nur wenigen ist es gegeben, sich dieses «Sehapparates» dann und wann mit einem kräftigen Ruck zu entledigen. So setzen sie ihn wohl einmal ab, wenn sie für eine Weile die Sorgen und Lasten des Alltags hinter sich werfen, um weitentlegene Gaue und fremde Länder zu durchstreifen. Wieder daheim, ist auch schon Krahira auf der Wacht, um ihnen bei erster Gelegenheit die Brille auf die Nase zu werfen. Die Schönheit der Erde, die dem Heimgekehrten noch aus den Augen leuchtete, ist bald erloschen. — Krahira! ✣

Es lohnt sich auch kaum, in der Enge und Beschränktheit der Heimat die Augen zu öffnen, so meinen viele; denn daheim ist nichts vom «goldenen Ueberfluß der Welt», der sich dem Schauenden wie Tautropfen an die Wimper hängt. Darum: Krahira! Doch fehlt es auch nicht an solchen, die gerade entgegengesetzter Meinung sind. Ihnen gilt als unumstößliche Wahrheit, was Alexander von Humboldt in seinem großen Weltgemälde, dem Kosmos, sagt: «Die Natur ist in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen.» Sie ist es in der Tat, und zwar nicht nur für den Forscher, sondern auch für den Schönheitssucher, und der Winkel, in dem sie jedem Menschen ihre ganze Größe und Schönheit am unmittelbarsten und eindrucksvollsten offenbart, ist die Heimat! Man muß nur sehen können und sehen wollen! Man muß ihr mit Augen der Liebe ins stille, freundliche Antlitz blicken, wie man ins Auge der Mutter schaut, dann enthüllt sie uns auch im kleinsten Winkel ihren Reichtum und ihre Schönheit. Und sie ist ja auch unsere Mutter. Sie hat uns geboren; wir tragen ihre Züge. Sie nährt uns und überschüttet uns mit Gaben der Liebe; sie zieht ihren Sohn mit tausend Fäden zu sich zurück, wenn ein hartes Geschick ihn in die Fremde trieb. Das «Weh zur Heimat» redet am deutlichsten, was die Heimat jedem unverdorbenen Gemüt bedeutet. Warum denn immer noch: Krahira! ✣

Es gab eine Zeit, da sah man hierzulande mit Mißtrauen auf jede Bewegung, die auf Erhaltung und Stärkung der Heimatliebe in unserem Lande abzielte. Die Zeit ist vorüber und wird hoffentlich nie wiederkehren. Jede

echte Vaterlandsliebe muß in der Liebe zur engeren Heimat wurzeln. Tut sie dies nicht, dann ist sie eine Pflanze ohne Halt, ohne Saft und Kraft. Ihr fehlt der gesunde Nährboden. Wie kann jemand das größere Vaterland lieben, wenn er den Boden der Heimat unter den Füßen verloren hat? Die Heimat aber verliert gar leicht, wer keine eigene Scholle mehr baut, wer nicht teil hat an der Heimaterde. Darum läßt Frenssen Heim Heiderieter sprechen: «Wenn ein Mensch keinen Boden mehr unter den Füßen hat, dann ist er verloren. Das haben Andres und ich oft beim Ringen erfahren. In die Luft! Pardauz! liegt er. Daher haben die Bewohner der großen Städte so etwas Unruhiges, Haltloses, Raffiges an sich.» Unter allen Heimatschutzbestrebungen ist darum die innere Kolonisation das Allerwichtigste; man gebe denen, die in der Heimat fremd geworden sind, ein Stück Heimaterde, so wird man sie auch der Heimat wiedergewinnen. ✧

Jeder Heimatfreund wird es mit Freuden beobachtet haben, daß seit einigen Jahren der Sinn für alles Heimatliche im Wachsen begriffen ist. Mehr und mehr gehen dem Schleswig-Holsteiner die Augen auf für die Eigenart und Schönheit der heimatlichen Landschaft und für die reichen Kulturschätze, die ihm in Wohnung, Sitte, Tracht und Sprache, in Sagen, Märchen, Liedern, Sprüchen und Reimen von seinen Vätern und Vorvätern übermacht worden sind. Aber wenn irgendwo, dann gilt hier das Wort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Wir dürfen solche Schätze nicht der Vernichtung preisgeben oder ungenutzt in die Rumpelkammer wandern lassen. Hier muß jeder Hand anlegen, um dieses vor dem Untergang zu retten, jenes nach Möglichkeit der Gegenwart dienstbar zu machen. Darum sei jeder Schatzgräber oder Schatzhüter, je nach Wissen, Können und Vermögen. ✧

Viel ist schon geschehen, wenn es gelingt, dem Einzelnen über den Wert dieser Güter die Augen zu öffnen; denn wer wollte wohl nicht einen Schatz mit besitzen und ihn bewahren helfen, wenn er seinen Wert erkannt hat?

Aus solchem Bestreben heraus ist auch dieses Buch geschrieben, das ich heute meinen Landsleuten und denen darbiete, die sich ernstlich für unser schönes und reiches Land interessieren. Ich habe versucht, eine Schilderung der «drei Landstriche» und der auf ihnen erwachsenen bäuerlichen Kultur zu geben. Meine Absicht ist, auf dieser Grundlage eine Reihe von Einzelbeschreibungen — für die schon vielfach das Material vorliegt — als einheitliche, in sich abgeschlossene Landschaftsbilder folgen zu lassen. So ist es auch — zum Teil wenigstens — zu erklären, daß einige Gebiete nur flüchtig berührt, andere, wie die friesischen Inseln und Halligen, kaum erwähnt worden sind. Ich hoffe, daß man mir um deswillen den Titel des Buches nicht verargen und mir die Anerkennung nicht versagen wird, daß es mir im großen und ganzen gelungen ist, das «Gesicht unserer Heimat» in Bild und Wort festzuhalten. Dabei glaube ich keineswegs, daß man überall und uneingeschränkt meinem Urteil über Landschaften und Menschen beistimmen wird. Das Individuelle, Persönliche wird in solchen Urteilen immer ein gewichtiges Wort mitsprechen. So sehr ich mich auch bemüht habe, Verhältnisse und Personen gerecht zu beurteilen, so hätte ich doch dabei das Persönliche in der Auffassung nicht entbehren mögen. Ich möchte in meinem Buche vor allem anregen und aufklären und Leute, die es noch nicht gelernt haben, sehen lehren; ich verlange aber keineswegs, daß sie durch meine Brille sehen sollen. ✧

Jeden Leser und jede Leserin denke ich mir als rüstigen Gesellen und als muntere Gesellin, die mit mir unser Land durchwandern. Jeder sieht, hört und genießt zuerst und vor allem das, was seinem Auge, Ohr und Herzen wohltut. Daß sich unter Weggenossen bald ein trautes, kameradschaftliches Verhältnis herausbildet, ist natürlich. Wird man es mir darum übelnehmen, wenn ich als Ausdruck solchen Verhältnisses das traute Du gewählt habe? Ich glaube, nein. ✧

Meiner Heimat wollte ich dienen, darum schrieb ich dieses Buch. Ich habe vielen zu danken, die mir mit Rat und Hilfe zur Seite gestanden haben. Es kann nicht besser geschehen, als indem ich wünsche, wir hätten alle miteinander unserer Heimat einen Dienst erwiesen! ✧

«Die größte Kraft nur kann man in der Heimat entfalten; ihr leben wir.»

Kiel, den 1. Dezember 1912. Theodor Möller.

Meiner Mutter



Inhalts-Verzeichnis

Verzeichnis der Bilder

Einleitung

Die Welt steht still für die Toten.

Wer einmal mit offenen Augen unser schönes Land durchwandert hat, dem kann es nicht verborgen geblieben sein, daß das Bild der Heimat sich schnell ändert. Schneller gehen diese Veränderungen vor sich, denn je.

Wann mag eines Menschen flüchtiger Fuß zum ersten Male unsere schmale Landbrücke betreten haben? Das weiß niemand zu sagen. Soviel aber steht fest: Völker und Stämme haben einander in dem Besitzstande dieses Landes abgelöst; Autochthonen, das heißt Ureinwohner, sind wir alle nur im begrenzten Sinne des Wortes. Wieviele Geschlechter hier auch gewohnt und gehaust, gestritten und gelitten und das Land - ihr Land - «Heimat» genannt haben: niemand sah schnelleren Wechsel seiner Oberflächengestaltung sich vollziehen, als es uns zu sehen vorbehalten ist. Was früher Jahrhunderte nicht zuwege brachten, das vollendet heute ein Jahrzehnt, und ein Kind von zehn Jahren kann mehr und größeres gesehen haben, als es vordem einem vielerprobten Lebensveteranen vergönnt war.



1. Hügellandschaft

Es ist nicht in erster Linie die unermüdliche Schöpferin Natur, die solche schnellen, tiefgreifenden Veränderungen hervorruft; es ist vor allem der Mensch, der sich ihre Kräfte und Schätze hat dienstbar zu machen verstanden und der die Oberfläche der Erde seinen Zwecken rücksichtslos anpaßt und sie nach seinem Kopfe formt und modelt. Die modernen Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse drücken dem Lande eine andere Physiognomie auf; sie geben der heimischen Erde in kürzester Zeit ein ganz neues Gesicht.

Dem gegenüber ist Mutter Natur in ihrer «Arbeitsmethode» ein wenig altmodisch und rückständig geworden. Man möchte glauben, sie hätte sich selbst überlebt und wäre nun gerne bereit, ihre Herrschaft ganz und gar dem rationell wirtschaftenden Menschen abzutreten, um sich definitiv aufs Altenteil abschieben zu lassen. Was kann sie denn noch großes schaffen ohne seine Hilfe, ohne den großmächtigen «Herrn der Erde?» Sie läßt noch wie vor sterben und werden; sie schafft fruchtbares Neuland und überdeckt und überzuckert es wieder mit dem Sand der Dünen (welcher Landwirt würde wohl so unwirtschaftlich arbeiten?); hier und da reißt sie dem Menschen ein Stück Erde unter den Füßen fort, um es als Baumaterial an anderer Stelle zu verwenden; von den Hügelkuppen schafft sie durch Regen und Schnee langsam die Erde zu Tal, so daß die Hügel runder und flacher werden, die Täler sich aber allmählich auffüllen; sie wandelt den See zum Sumpf, den Sumpf zum Moor, das Moor in Weide und Wiese um. Sie macht auch sonst noch allerlei und sogar manches, was der neunmalkluge Mensch ihr nicht nachmachen kann — das soll nicht verschwiegen werden. Wenn nur nicht alles so entsetzlich langsam ginge! Man merkt keinen Fortschritt, keine Veränderung; darin eben liegt das Altmodische und Rückständige. Alles geht seinen «geregelten Gang», und kaum will es uns noch in den Sinn, daß wir diesen Gang mitgehen und daß auch wir «nach ewigen, gleichen, uralten Gesetzen unseres Daseins Kreise vollenden!» Ob die Kreaturen altern und sterben, ob sie sich erneuern: das Bild der Heimat bleibt im großen und ganzen dasselbe. Eines Menschen Leben genügt kaum, um nennenswerte Veränderungen wahrzunehmen.

Aber schnell wandelt sich das Bild, sobald der Mensch auf den Plan tritt. In ihm erscheint der Schaffenstrieb der Natur konzentriert, gesteigert, vervielfacht! Es

ist sein Glück und sein Verhängnis zugleich, daß er nichts unangerührt und unangetastet lassen kann. Für ihn gibt es kein «heiliges» Land und kein verschleiertes Bild zu Sais. Er furcht und glättet die Oberfläche der Erde, er durchwühlt sie wie ein Maulwurf und dringt tief in ihre Eingeweide ein; denn er fordert in seinem faustischen Drange «vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust». Und so ist er immer gewesen: nie fand er seiner Unrast Ziel! Jeder Erfolg war nur die Brücke zu neuen, immer größeren Unternehmungen. So hat er unausgesetzt das Antlitz der Erde verschönt u. verschandelt, je nachdem; aber das Verdienst – wenn es ein solches ist –, der Heimat in wenigen Jahrzehnten ein ganz neues Gesicht gegeben zu haben, kann nur der Kulturmensch der Neuzeit für sich in Anspruch nehmen. Mehr als einer vor ihm hat er «das ganze Land befriedet, ausgeglichen, dem Spiel der Naturkräfte entzogen und den Absichten der Menschen rücksichtslos angepaßt.» W. Wolff. «Fast überall ist die Oberfläche unseres Landes durch Menschenhand verändert. Die Erde wird gefurcht durch Pflug und Egge, die Felder weben einen Teppich aus geometrischen Formen, die Wälder, die Heide werden geordnet, Wege geben Rhythmus, und selbst dem Meer, dem sich sträubenden, wird das blaue Band mit einer Borte eingefaßt, mit Deichen und Hafenbauten.» L. Dettmann. —



2. Denkstein am Rondeel in Kiel. Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1830

Es ist noch nicht lange her, da zogen über die schleswigsche und holsteinische Heide alljährlich die großen Ochsentriften und Pferdekoppeln von Norden nach Süden. «Von Jütland reiste man über die Au oder über die Koldinger Brücke nach Holstein, und nicht bloß die Menschen, auch die Ochsen zogen nach altem Brauch dieselbe Straße nach dem gelobten Lande Holstein.» Sach. Da und dort sind noch die Reste dieser uralten Verkehrsstraße mit ihren tiefen Schluchten oder ausgefahrenen Geleisen vorhanden.

Vor 80 Jahren ließ König Friedrich VI. die erste «Kunststraße» bauen, die von Kiel nach Hamburg führt, und die alte via regia (Königsweg) sank in Vergessenheit. War das ein Werk! Nicht weniger als 2 128 515 Courant Mark (à 1,20 Mk.) hatte diese Straße verschlungen. Sie konnte sich auch dafür sehen lassen. Ihr Grundsatz war: Immer grade durch! und damit trug sie schon das Zeichen einer neuen Zeit in sich. Sie achtete nicht der Täler und nicht der Hügel, für sie gab es kein Hindernis mehr und vor allem brauchte sie nicht, wie ein Handelsmann, bei jedem Haus und jedem Dorf vorzusprechen. Sie leitete eine neue Zeit ein, und selten ist ein Denkmal mit mehr Berechtigung gesetzt worden, als jener einfache Obelisk am Rondeel zu Kiel, dessen Inschrift uns kündet: Fridericus VI. hanc viam sternendam curavit 1830 (Friedrich VI. ließ diese Straße ebnen 1830).

Kaum zehn Jahre nach Vollendung der ersten Kunststraße begann wieder ein emsiges Wühlen und Nivellieren. Der Chaussee zur Seite bettete man blanke Schienenstränge. Nun gute Nacht Landstraße und Kunststraße! Jetzt kommt die allerneuste Zeit gefahren, und die benutzt als Vorspann das Dampfroß. O ewig schade ist es um die 2128515 Courant Mark und weitere Hunderttausende, die man inzwischen für neue Kunststraßen ausgegeben hat. Doch nein! Konkurrenz hebt das Geschäft. Ein Wettlaufen beginnt zwischen Chaussee und Eisenbahn — wie heute etwa zwischen elektrischem Licht und Gasglühlicht —, und im Nu ist unser Land mit einem engmaschigen Netz moderner und allermodernster Verkehrswege überzogen. — — —

In den Vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts schrieb Major von Lund: «Dieser Kanal ist einer der größten und wichtigsten der Welt» und meinte damit jenen Eiderkanal, den man in mühseliger siebenjähriger Arbeit (1777—84) mit Hacke und Schaufel, Schieb- und Sturzkarren ausgegraben hatte, jene Wasserstraße, in der die Schiffe beinahe das Treppensteigen erlernen konnten, wenn sie die vielen «prächtigen» Schleusen passierten, an denen man die Ecken mit Bornholmer Sandstein und die Mauern der Türen gar mit Marmorsteinen bekleidet hatte! Und heute? Von jenem Wunderwerk sind nur noch wenige malerische Reste in der Landschaft übrig geblieben. Schon ist uns die neue Riesenwasserstraße, die doch erst vor wenigen Jahren

mit einem Aufwand von mehr als 150 Millionen Mark erbaut worden ist, zu eng geworden.

Zu eng ist uns überhaupt alles geworden, dem Städter die Stadt, dem Dörfler das Dorf und dem Deutschen sein Vaterland. Gut ist es nur, daß man jetzt gelernt hat, im eigenen Lande auf «Entdeckungsreisen» zu gehen. In den Mooren und Oedländereien findet man jetzt Kolonien, die des Schweißes der Edlen wert sind. Vor einigen Jahrzehnten konnte man noch tagelang über die Heide wandern und sich dem Genuß einer schier unbegrenzten Einsamkeit hingeben. Nur ganz aus der Ferne leuchtete das Gelb der Lupinenfelder herüber, und schüchtern sah man hier und dort das Kulturland vordringen. Jetzt möchten sich die letzten Heidereste am liebsten verkriechen, um nicht von dem rücksichtslosen Dampfpflug umgebrochen zu werden. Die niederen, rauchgeschwärzten Heidekaten, denen das zerfetzte Strohdach tief über die Schultern herniederhing, sind fast allesamt verschwunden, und selten ist schon das urwüchsige, geräumige Bauernhaus geworden, das doch die besten Entwicklungsmöglichkeiten in sich barg. Die modernen Wirtschaftsverhältnisse krempeln eine Gegend in kurzer Zeit um und um und geben ein neues Gesicht der Landschaft, den Dörfern, den Städten.

Schon Adam v. Bremen, der um die Wende des 11. Jahrhunderts unser Land bereiste, spricht von volkreichen Fördestädten. Was würde er wohl heute sagen? Kiel zählte 1867, als es preußisch wurde, rund 27000 Einwohner und war eine gemütliche, schöne, charaktervolle, eine echt «holsteinische» Stadt. Nicht mit Unrecht sang man damals im Lande: «Kiel ist am schönsten im ganzen Holstein!» (Bild 4). Nun ist schon das zweite Hunderttausend überschritten. Ueber Nacht hat die kleine Provinzstadt sich zu einer Großstadt ausgewachsen, mit einer halbinternationalen Bevölkerung, mit Riesenbauten, die an Größe ersetzen wollen, was ihnen an Schönheit und Charakter mangelt, mit schnurgeraden Vorstadtstraßen und einer Vorstadtarchitektur, die anderswo — auch nicht schlechter ist.



3. Stimmungsbild vom alten Eiderkanal

In mehreren schleswig-holsteinischen Sagen (Erstürmung der Steller Burg, Graf Adolf schlägt die Dithmarscher auf der Heide von Bornhöved) begegnen mir der ergötzlichen Erzählung von dem «wandernden Wald», die mir schon aus Shakespeares Macbeth kennen. Ach, daß doch heute noch der Wald gewandert käme, um die gröbsten Bausünden unserer Zeitgenossen in Stadt und Land mit seinem schützenden Gezweig zu verdecken! Aber er kommt nicht. Statt seiner haben sich jene schrecklichen, nüchternen und häßlichen Häuserkolosse, die Vertreter der «Vorstadtkultur», in Bewegung gesetzt und sind hinaus aufs Land gewandert, zunächst in die Nachbardörfer der Städte, dann immer weiter. Ueberall sind sie emporgeschossen. Sie verunzieren unser Land, wie ein Gesicht durch Pockennarben entstellt wird. Wer hat diese Drachensaat gesät? Man ist versucht, zu sagen: Das hat der böse Feind getan! Denn ein böser Feind ist es tatsächlich, der überall im Lande umgeht, der alle Dinge nur vom nüchternsten Nützlichkeitsstandpunkt beurteilt, jeder Geschmackskultur abhold ist, der auch in Dörfern schon mit Meßketten rasselt und Dorfstraßen und Plätze «begradigt» und die Bauern lehrt, wie man die Häuser in die Luft schachtet, als müsse man sich vor der Erde fürchten, die uns doch alle nährt und trägt.

Seitdem man gelernt hat, dem Ackerboden mit chemischen Formeln zu Leibe zu gehen, ist der Bodenwert derartig gestiegen, daß man nicht einmal ein Plätzchen mehr hergeben will, um sich recht häuslich und wohnlich einzurichten. Das Land, das keine Rente trägt, hat seinen Zweck verfehlt. Wo sind die gemütlichen, mit hohen Knicks eingefaßten Landwege, wo die poesievollen Redder mit ihrem reichen Pflanzen- und Tierleben geblieben? Und was ist dir passiert, du liebe Au? Ich kenne dich kaum wieder, so hast du dich in kurzer Zeit verändert. Wie eine silberglänzende Schlange durchzogst du vormals die Landschaft. Freilich warst du ein rechter Bummelfritze — du hattest Zeit, viel Zeit. Alle Bie-

gungen und Windungen mußtest du mitnehmen, in alle Winkel hineingucken und jede Bodenvertiefung ausmessen. Und nun bist du schnurgerade wie ein Kanal. Schnurgerade und stocksteif und so recht geschäftig-nüchtern eilst du in deiner sorgsam begrenzten Rinne dahin. Was ist dir nur geschehen? Aha, nun weiß ich's! Man hat dich reguliert und «begradigt»! Nun, da man dich auf den «geraden Weg» verwiesen hat, kommst du dir furchtbar vornehm und modern vor; denn das Regulieren ist hochmodern! Man reguliert nicht nur in den Städten mehr als nötig ist und bringt dort alte, wunderschöne, nie zu ersetzende Stadtanlagen dem Moloch Bürokratismus zum Opfer, — man reguliert fast mehr noch auf dem Lande. Flüsse und Auen, Flurgrenzen und Feldscheiden, Wege, Straßen und Plätze müssen herhalten. Jede neue Linie, die man dem Landschaftsbilde eingräbt, predigt den alten Grundsatz von der Geraden, die bekanntlich der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist. So geht man auf schnurgeraden Wegen dem materiellen Gewinn, dem «goldenen» Zeitalter entgegen — aber mehr noch einer bedenklichen Verödung und Verarmung der Landschaft an ästhetischen Werten, an Schönheit, Eigenart und charaktervollen Gesichtszügen. ✧

An dem Menschen können wir beobachten, wie in dem weichen, glatten, wenig ausdrucksvollen Kindergesicht nach und nach ein fester Zug nach dem andern auftritt, wie später sich Rune neben Rune legt, die Physiognomie immer ausdrucksvoller wird und der Kopf zum «Charakterkopf» sich herausbildet — nicht bei allen, aber doch bei manchem. Das ist der natürliche Gang der Entwicklung. Am Gesicht unserer Heimat sehen wir — leider! — den umgekehrten Prozeß sich vollziehen. Eine schöne, charaktervolle, natürliche Linie nach der andern wird verwischt. Wie der Dutzendphotograph mit dem Retuschierstift über die Platte fährt, um jedes Fältchen und Runzelchen zu verwischen, damit das Bild nur recht «schön» sei, so wird auch hier alles ausgeglichen, geglättet, «egalisiert». Der künstlerisch geschulte Lichtbildner dagegen freut sich über jeden interessanten Zug, über jede Falte, jede Linie, die den Ausdruck des Antlitzes erhöht. Mit sorgsam schonender Hand geht er darüber hin, und höchstens wird er darauf bedacht sein, störendes Beiwerk zu unterdrücken, um die charaktervollen, die «sprechenden» Linien kräftig hervortreten zu lassen. ✧



4. Blick auf Kiel. Nach einer Lithographie aus der Zeit von 1850-60. Gezeichnet von F. Laos, verlegt bei C. Hulbe

Wir sprachen schon davon, wie Natur und Menschenhand stetig daran arbeiten, das Antlitz der Erde zu verändern. Hier ist die Natur der Künstler; denn was sie schafft, ist immer gut und immer schön, und

der Mensch ist vielfach der Dilettant, der Stümper, der — statt die Natur in ihrem Schaffen zu belauschen und von ihr bescheidentlich zu lernen — mit echter Dilettanteneitelkeit und grenzenlosem Hochmut sich überall herausnimmt, die Natur meistern und lehren zu wollen. Er weiß, er kann ja alles besser! ⁂

Könnte man doch in Beispiel und Gegenbeispiel das Gesicht der Heimat, wie es vor 50 Jahren war und wie es uns jetzt anschaut, je in einem Bilde solchen Banausen vor die Augen stellen! Ein heiliges Erschrekken müßte ihnen durch die Glieder fahren. Auch wenn sie noch nie etwas von Rousseaus hartem Ausspruch gehört hätten, «daß alles unter den Händen des Menschen entartet», — bei solchem Anblick müßten ihnen ähnliche Gedanken kommen. Es soll ja vorkommen, daß Menschen, die durch Schreck oder starke Gemütsbewegung ihre Sprache verloren hatten, diese bei einem ähnlichen Anlaß plötzlich wieder gewinnen. So möchte es auch wohl geschehen, daß dem Beschauer jener beiden Bilder, der es bisher tief unter seiner Würde hielt, ein «Mundvoll Plattdeutsch» zu reden — während er skrupellos mit mir und mich Fangball spielte — plötzlich der Gebrauch der Muttersprache wiederkäme und er ausrief: Dat har'k ni dacht! Wo hest du di verännert! ⁂



5. Eiderknie zwischen Mielkendorf und Steinfurt

Das ist das richtige Wort dafür, was Unverstand, Gleichgültigkeit, Neuerungssucht und falsches Besserwissen der Heimat in den letzten Jahrzehnten zugefügt haben. Diese «Schönheitspfleger» haben im Zeitalter der Exterieurkultur sich auch der Heimat angenommen u. ihr Gesicht auf das Schlimmste entstellt. Wohl erkennt man noch in dem so entstellten Antlitz den früheren Glanz, aber es fehlt das Gleichmaß aller Linien und jene ungestörte Harmonie einer vollendeten Schönheit, die auch unserem Lande einst eigen war.

Man hat der Schönheit unserer Heimat in schmählichster Weise Gewalt angetan, und keinen Gesetzesparagraphen gibt es, die Uebeltäter zur Rechenschaft zu ziehen. Wer sich an der Schönheit unseres Landes vergeht, der vergreift sich an einem Gut, das allen gleichermaßen gehört! Er beraubt seine Mitmenschen, die mehr Sinn für die ideellen Werte des Lebens haben, als er; denn er schmälert sie in ihren Genüssen und trübt ihnen die Freude an der Heimat. ⁂



6. Landschaft an der oberen Trave

Die drei Landstriche.

Die ganze Welt ist nur ein Nest, doch jedes Nest
kann eine Welt dir werden. P. Heyse.

Der Reichtum unserer Heimat an ursprünglicher Schönheit ist so groß, daß der «Raubbau» der letzten Jahre diesen Schatz wohl hat mindern, aber nicht vernichten können. Dies soll weder eine Entschuldigung sein für jene, die allen Heimatschutzbestrebungen gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, noch eine Beruhigung für uns, die wir uns das ungetrübte Bild der Heimat erhalten möchten. Auch den tiefsten Brunnen kann man ausschöpfen!



7. Stilles Tal. An der Tensfelderau

«Wie reich und mannigfaltig aber für jedes Auge ist unser Land, wie reich in Linie, Form und Farbe! Im Süden begrenzt ein mächtiger Strom den Gau; eine Weltstadt bietet reiches Leben und gibt Bewegungsmotive durch Hafen- und Industriegetriebe; Felder und mäßige Höhen umschließen Seen; Wälder rauschen, und dann die Heide mit weißblumigen Mooren, und dann unsere Küsten, unsere Meere: im Osten das sanfte, im Westen das gewaltige! Wo spricht die Natur eine schönere, hehrere, gewaltigere Sprache als in den Dünen von Sylt, die die gerade, schöne, ewige Linie des Meeres überschneiden? Nur im Hochgebirge gelingen ihr Worte von solcher Größe und Erhabenheit.»

So sprach unser Landsmann Ludwig Dettmann bei der Einweihung der Kieler Kunsthalle. Wir dürfen ihm glauben; denn er kennt die Schönheit unserer Heimat, wie wenige.

Mit seinem geschulten Malerauge hat er immer neue, verborgene Schönheiten entdeckt und vor unseren staunenden Augen ausgebreitet. Er ist

einer der vielen in unserm Lande, der sich ein ganzes Leben hindurch bemüht hat, uns den Star zu stechen, so daß wir der Schönheit unserer Heimat inne werden und verstehen, was Thoma sagt: «Macht nur eure Augen auf, und alles ist schön!»

Aber galt nicht Schleswig-Holstein immer für ein langweiliges, reizloses Land, nicht am wenigsten bei den eigenen Landsleuten, denen das üble Wort: «Es ist nicht weit her!» noch so glatt vom Munde geht? Woher nun mit einem Male der Reichtum und die Mannigfaltigkeit, von der der Künstler spricht?

Ein Blick auf die Karte lehrt uns, daß Schleswig-Holstein ein verkleinertes Abbild von Norddeutschland ist, sozusagen eine Ausgabe in einem etwas länglich geratenen Taschenformat. Was dort über weite Flächen auseinandergebreitet liegt: der baltische Höhenzug im Osten, der Preußen, Pommern, Mecklenburg durchzieht, die weiten fruchtbaren Marschen Hollands und Ostfrieslands im Westen, und in der Mitte, zwischen Elbe und Weser, die jetzt auch im Schwinden begriffene Lüneburger Heide, — das alles finden wir auf unsrer schmalen Landbrücke dicht zusammengedrängt wieder. In drei parallelen Streifen liegen Hügellandschaft, Heiderücken und Marsch, diese drei ganz verschieden gearteten Landschaften, nebeneinander, bald scharf und deutlich voneinander geschieden, als wollten sie keine Gemeinschaft miteinander haben, bald unmerklich die eine in die andere übergehend. Das gibt auf engem Raum einen solch bunten Wechsel verschiedenartiger Landschaftsbilder, wie kaum ein anderes Land ihn aufzuweisen haben dürfte. Und dazu kommt das Meer: «im Osten das sanfte, im Westen das gewaltige». Es hat die Küsten ausgezackt und zernagt, daß der Rand des Landes aussieht wie ein ausgefranster Mantel. Und welche Fülle von malerischen Motiven hat es dadurch geschaffen! Es hat den Bewohnern von altersher den Weg in die Ferne gewiesen und wiederum das Land in einer Abgeschlossenheit erhalten, die der Bewahrung landschaftlicher und völkischer Eigenart förderlich war. Es erfüllt die Luft mit seinem Salzgeruch, und vom Ostersalt zum Westersalt strömt sein herber Atem.



8. Landschaft auf dem Mittelrücken

Früh wohnte in diesem Lande seßhaft Volk. Es durchfurchte das Meer, pflügte den Acker und beweidete die Marschen. Es war kerngesund an Leib und Seele: «Seßhaft Volk baut starke Häuser, seßhaft Volk pflügt tiefe Furchen!» Es schuf sich eine eigene Kultur, und jeder Stamm, ob Holste, Dithmarscher, Friese, Angler oder Jüte, brachte hierbei seine Eigenart kräftig zum Ausdruck, ob es sich handelte um die Bewirtschaftung des Ackers, um die Anlage der Siedelung oder um Bau und Einrichtung der Häuser, um Sitte, Tracht und Sprache.

Diese «bunte Vielheit», die sich daraus ergab, ist von jeher das Entzücken aller Reisenden gewesen, die sich redlich bemüht haben, Land und Leute kennen zu lernen. Wenn man trotzdem von Fremden die widersprechendsten Urteile über unser Land vernehmen muß, so braucht man sich darüber nicht zu wundern. Das liegt einmal in der Verschiedenheit der menschlichen Natur begründet. Wir sehen nicht alle durch dieselbe Brille; «den een'n sin Uhl is den annern sin Nachtigall». Zum andern liegt der Grund für die sehr verschiedene Beurteilung unserer Heimat in den durch die geographischen Verhältnisse bedingten ganz eigenen Verkehrsverhältnissen. Jene uralten Verkehrswege, die unser schmales «Durchgangsland» von Norden nach Süden durchzogen und hier noch unter dem Namen Ochsenweg, dort als Heerweg oder Heerstraße in der Erinnerung leben, bilden noch heute in ihrer modernisierten Form als Eisenbahnlinien die Hauptverkehrsadern. Sie gleichen den Holmen einer langen Leiter, die durch die vielen Querbahnen die verbindenden Sprossen oder Stufen erhalten.

Wer als Fremder auf einer der drei Hauptlinien unser Land durchfährt — und ihrer sind die meisten —, wird immer nur eine der drei Landschaften in ihren

Hauptzügen kennen lernen. Er muß, wenn er später nicht Gelegenheit findet, das Bild zu ergänzen, eine ganz einseitige und falsche Vorstellung mit heimnehmen.

Wer z. B. die Geestbahn benutzt und etwa von Hamburg über Neumünster nach Wamdrup fährt, wie wird der über unser Land urteilen? Er sieht zur Hauptsache braune Heiden, dazwischen dunkle Moore, dürftige Aecker u. magere Wiesen. Nur dann und wann taucht ein schönes Landschaftsbild vor seinen Blicken auf — so der wunderbare Blick über den Bustorfer Teich auf Schleswig mit seinem Dom, ein Blick, der wohl seinesgleichen sucht in Deutschlands Norden. Aber auch solcher Lichtblick wird nicht ausreichen, den Gesamteindruck zu verwischen, der in dem Urteil gipfelt: Schleswig-Holstein müsse im ganzen ein ärmliches, dürftiges, ein gottverlassenes Land sein, und man könne wirklich nichts Besseres tun, als es in möglichster Eile zu durchfliegen. (Bild 8.)



9. In der Marsch

Einen ganz anderen Eindruck empfängt, wer von Hamburg aus die Marschbahn benutzt. Zur Rechten sieht er den heidekrautbewachsenen Donn steil aufragen. Also dort liegt der verrufene magere Landrücken! Aber nach links geht der Blick in ungemessene Weiten, hin über die fruchtschwangere Marsch, wo das Korn «hundertfältige Frucht» trägt und wo auf «wohlbeschlagenen» Fennen bunte Rinderherden im Grase waten. Das ist das Land, wo die fetten Ochsen wachsen. Nun erscheint es schon eher glaublich, was man ihm früher einmal erzählt hat, daß allein in Husum in der besten Zeit, im Herbst, wöchentlich an die 6—7000 Stück auf den Markt getrieben werden. Danach «besteigen» sie die Eisenbahn und fahren gen Süden, nach Hamburg, Berlin und nach dem Rhein, um in den Mägen der Großstädter zu verschwinden. Ja, dieses Schleswig-Holstein ist wohl ein einförmiges, aber doch reichgesegnetes Ländchen; es ist im Grunde wohl nichts anderes, als eine weite Kornkammer und ein großer Ochsenstall! (Bild 9.)

Nun aber kommt ein dritter Wandersmann. Er reist von Lübeck durch das östliche Holstein und dann von Kiel über Eckernförde nach Flensburg, um auch Ostschleswig kennen zu lernen. Entzückende Landschaftsbilder ziehen an seinen Blicken vorüber. Felder und Wälder, Bäche, Flüsse und Seen vereinigen sich, um das Land mit immer neuen Reizen zu schmücken. «Es ist wasserreich und wie ein Garten Gottes». Auf den Feldern wogen goldene Saaten, und die vielen Hügelwellen und runden Buckel, die überall auftauchen, bringen Leben und Bewegung in das Landschaftsbild. Wer wird nicht seine innige Freude haben an solchem bunten Wechsel? «Ja, Schleswig-Holstein ist schön wie selten ein Land, es ist ein kleines Paradies!» so wird sein Urteil lauten. (Bild 10.)

Wer von den drei Reisenden hat nun recht? Natürlich keiner, denn jeder von ihnen nimmt ein ganz einseitiges und darum falsches Bild mit heim. Ob sie später Gelegenheit haben werden, dieses Bild zu ergänzen und zu berichtigen, ist die Frage. Ja, wenn die drei einmal zusammenkämen, ihre Beobachtungen austauschten und einer sich vom andern belehren ließe — was im Leben ja mitunter vorkommen soll —, dann möchte in ihren Köpfen wohl ein annähernd richtiges Bild entstehen. Sollten sie dann dieses Bild mit wenigen kräftigen Strichen zeichnen, dann möchten sie vielleicht auf die Formel kommen, die unser Landsmann Klaus Harms geprägt hat. Er, der Müllerjunge aus Fahrstedt bei Marne und nachmals Prediger und Kirchenpropst in Kiel, der seine Heimat kannte und liebte wie kaum ein anderer und manches treffliche Wort von ihr gesprochen und geschrieben hat, vergleicht unser Land mit einem Schwein. Das ist bekanntlich an den Seiten fett und auf dem Rücken mager. Wer wird in diesem Bilde nicht sofort an den fruchtbaren Osten, an die fette Marsch und an den mageren Geestrücken erinnert? Und insofern ist die Formel ja richtig. Allein, sie ist doch zu eng gefaßt; sie betrachtet unser Land ausschließlich vom Nützlichkeits-

standpunkt. Klaus Harms vertritt in diesem Fall den Bauern, der nur nach der Bonitierung (Ertragsfähigkeit) des Bodens fragt. Da will mir ein anderes Gleichnis von ihm schon eher gefallen: «Schleswig-Holstein gleicht einem Pfannkuchen, an dem die Ränder bekanntlich am besten sind!» Jedem ist es hierbei unbenommen, nicht nur an die «Fettigkeit der Erde» zu denken, sondern auch an andere Werte, die bei der Beurteilung eines Landes ein Wörtchen mitzureden haben, als da sind Schönheit, Eigenart und Charakter. Das sind freilich für viele Imponderabilien; sie fallen bei dem einen leicht, bei dem anderen schwer in die Wagschale. Es kommt ganz auf den Beschauer an; denn «die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus».

Wenn wir ein richtiges Bild von unserer Heimat gewinnen wollen, dann müssen wir uns vor allem redlich bemühen, sie kennen zu lernen. So nur gewinnen wir den festen Grund, in dem Heimats- und Vaterlandsliebe dauernd Wurzel fassen. «Sein Vaterland kennen zu lernen, ist unerläßliche Bedingung dafür, es richtig zu würdigen.» Kirchhof.

Wahres Wissen macht bescheiden, vorsichtig im Urteil und tolerant gegen die Meinung anderer. So ist fleißiges, gründliches Studium der Heimat das beste Mittel, sich vor Ueberschätzung der Fremde zu bewahren und sich frei zu halten von überschwänglicher Heimatduselei, die nur zu leicht den Verdacht aufkommen läßt, daß man seine ganzen Kenntnisse vom benachbarten Kirchturm aus gewonnen habe, oder nur aus Büchern, was nicht viel besser ist.

Es ist weder nötig noch nützlich, seine ersten Spargroschen nach dem Harz oder in die Alpen zu tragen. Wer das tut, gleicht einem Menschen, der den zweiten Schritt vor dem ersten tun will, oder einem Leser, der die ersten Kapitel eines Buches überschlägt, um in der Mitte herumzunaschen. Es gilt doch sonst überall der Grundsatz, vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten. Warum soll er fürs Reisen keine Gültigkeit haben?

In der Enge der Heimat muß sich der Blick schärfen und bilden; dann können wir mit unsern Augen auch die Ferne ausschöpfen. Sie wird uns dann doppelt schön und reich erscheinen.

Die Heimat gibt uns den Schlüssel, die Fremde zu erschließen. Wie der Mensch das Maß aller Dinge ist, mit dem er die In- und Umwelt ausmißt, so gibt die Heimat allein den rechten Maßstab für die Beurteilung der Fremde. Wer sich nicht bemüht, seine Heimat kennen zu lernen, bleibt heimatlos in der Heimat. Er gleicht einem Mann, der «zeitlebens bei sich selbst zur Miete wohnt». — —

So komm nun, daß wir uns im Lande umsehen, um erst einmal heimisch zu werden in der Heimat. Ich glaube, Claudius erzählt einmal von einem Postboten, der ein Jahrzehnt und länger tagtäglich durch einen Wald gegangen war und doch nicht wußte, was für Bäume am Wege standen. Er hatte vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen. Solchen Wandersmann wollen wir uns nicht zum Vorbild nehmen und auch nicht unsere «drei Reisenden». Wir gehen unsere eigenen, verschwiegenen Pfade. Von der Ostsee bis zur Westsee soll uns der Weg führen, quer durch! So werden wir miteinander die bucklige Welt, das stille Land und die fette Marsch, die im Schutz der goldenen Ringe liegt, kennen lernen. Die breiten Wege wollen wir möglichst meiden; denn der Menschen sind zuviele, die dort wandeln, und der Staub der Automobile legt sich nicht nur schwer auf die Lungen, er legt sich auch wie ein Schleier auf die Augen, so daß die Seele kein ungetrübtes Bild in sich aufnehmen kann.



10. Ostholsteinische Landschaft

Wir aber brauchen helle, blanke, frische Augen. Wie du die Welt anschaust, so schaut sie dich an. Auf einem trüben Tümpel spiegelt sich kein helles Bild mit Sonnengold und Himmelsblau. Aber: «wenn du Märchenaugen hast, ist die Welt voll Wunder!»

1. Die bucklige Welt.

Mit der Schönheit Fülle
Hat dich Gott beglückt,
Hat mit holder Anmut
Lieblich dich geschmückt,

Lieblich, wie den Garten
Ziert des Gärtners Hand.
Grüß' dich Gott, mein trautes,
Schönes Heimatland!

Hermann Green.

Der Sonne entgegen.

Nun wollen wir miteinander die Heimat durchwandern und ihr ins liebe, freundliche Antlitz blicken.

Noch schläft der Tag; fahle Dämmerung liegt in den Straßen und über den Plätzen, und die Häuserkolosse erscheinen wie träumende Riesen. Das graue Tuch der Dämmerung umhüllt sie und verdeckt, was im grellen Licht des Tages unangenehm in die Augen fällt. Wuchtig und monumental wirken die einzelnen Häusergruppen.

Nun liegt die alte, winklige und doch so malerische Altstadt hinter uns. Wir durchwandern die Vorstadt in einem langen, schmalen, schnurgeraden Kanal mit glatten, hohen Backsteinwänden links und rechts. Denn daß du es nur weißt: Dieser Verkehrskanal wird sich im Licht des Tags als eine der vielen nüchternen, modernen Straßen entpuppen, die das Bild der Vorstadt beherrschen.

Und nun folgt der «Ring des Grauens», der wie ein breiter Gürtel jede Großstadt umgibt: hohe Steinschächte mit geteerten Wänden, Häuserzeilen mit häßlichen Zahnlücken, zerstörte Einfriedigungen, Kehrichthaufen, zerschundene Erdwälle und zu Krüppeln geschlagene Knicks. Aber mitleidig verhüllt der Dämmerung Schleier dieses unerfreuliche Bild deinen Blicken.

Endlich bist du im Freien. Frische, salzige Luft strömt dir entgegen, daß die Lungen sich weiten und vollsaugen. Wir nähern uns der Küste der Ostsee. Mählig steigt der Weg an. Schon vernehmen wir das durch die Ferne gedämpfte Branden und Brausen. Heller wird es vor uns im Osten. Streifiges Gewölk am Himmel und die ersten farbigen Linien am Horizont verkünden das Erwachen des jungen Tages.

Ein Buchenwäldchen nimmt uns auf; wieder umgibt uns tiefe Dämmerung und das Schweigen der Nacht. Da und dort leuchtet die helle, glatte Rinde eines Baumes aus dem Dunkel hervor. Doch nun wird es licht. Wie ein weites Tor öffnet es sich vor uns; die Bäume links und rechts treten zurück. Wie wunderbare glatte Säulen stehen sie da mit ihren gewaltigen Kronen, die sich über uns zu einem Dom zusammenschließen, wie Schildwachen, wie Riesengrenadiere! Und nun kommt der Tag. Baldur, ich grüße dich! Ich grüße das Licht! Es leuchtet und funkelt das Meer, es leuchtet das Kliff, es glühen die Buchenstämme von Sonnengold übergossen.

Und durch die Buchen am Uferrand
Wirft die Sonne mit jauchzender Hand
Ihre flammenden Strahlen ins Land hinein.
Die braunen Stämme umzittert ihr Rot,
Daß sie in goldigem Flimmer stehn
Wie Märchenprinzen, die sonnenumloht
Weit in die leuchtenden Lande sehn.

W. Lobsien.



11. Ostseekliff bei Dänisch-Nienhof

Auf hohem Ufer.

Du stehst auf hohem Ufer. Steil fällt das Land unter deinen Füßen zum Meere ab. Tritt nicht unvorsichtig an den Rand der Klippe! Die von Wurzelfasern durchflochtene Ackerkrume, die wie eine Kappe über den Rand hinwegragt, trägt dich nicht.

Ein Stein löst sich unter dir. Er rollt, hüpft und springt, schneller und immer schneller, die 30—40 Meter steile Wand hinab und schlägt unten klatschend auf. Dort findet er Genossen in großer Zahl. Wie übersät erscheint der Strand. Das Meer schleift, glättet, poliert sie, schiebt sie hier-

her und dorthin und sortiert sie fein säuberlich in Schichten nach Größe und Schwere. Aber mit den Riesen unter ihnen, den mächtigen Findlingen, weiß es nichts Rechtes anzufangen, und nur von ihnen gilt das Wort: Wo der Stein fällt, da bleibt er liegen.

Sieh dir das steile Kliff einmal näher an! Da treten die Eingeweide deiner Heimaterde ein wenig zutage, oder ist es nicht viel mehr als die dicke Schwarte? ⁘

Zuoberst, unter der Ackerkrume, Sand, darunter Lehm und Ton in mächtigen Lagen und wechselnder Farbe, bald grünlich, bald bräunlich oder gelb. Hier und da am Fuße des Kliffs Sandnester, die das Meer bald herauswäscht und Höhlungen zurückläßt, in die du dich verkriechen könntest. Aber auch an den festeren Massen versucht sich das Meer. Es schlägt in finsterer Sturmnacht seinen Zahn tief in die feste Lehmwand, reißt Fetzen auf Fetzen herunter und nimmt den Buchen, die hoch oben auf dem Kliff thronen und das gewaltige Konzert des Meeres durch ihr dumpfes Rauschen begleiten, ihren Halt, daß sie in die Tiefe niederstürzen und in jähem Sturz sich alle Glieder brechen. Wenn dann die Wut des Meeres sich gelegt hat, nimmt es wohl mitunter — mitleidig, barmherzig — den zerschundenen Riesen in seine Arme und läßt ihn noch einmal wieder Wurzel fassen und genesen vom «Geruche des Wassers». Aber er bleibt ein Siecher, ein Invalide, dessen Tage gezählt sind. ⁘



12. Hohes Ufer. Dänisch Nienhof

So geht das Meer wie ein Uebermensch seinen Weg über Leichen. Langsam, aber stetig, weicht die steile Küste vor ihm zurück, und schnell, nur zu schnell, folgt die See nach. So schmälert sie des Menschen Besitzstand. Er aber, der Herr der Erde, bietet ihm mutig Trotz. Er wirft dem Ungeheuer mächtige Steine in den Rachen und türmt sie zu Dämmen und Wällen auf, und die Baumriesen, die das Meer ihm hat fällen helfen, glättet und spitzt er und treibt sie tief in den Grund. Bis hierher und nicht weiter!

Aber nicht immer und ausschließlich hat sich das Meer als Feind erwiesen; es hat auch seine guten Seiten. Blicke gen Süden! Als spitzer Keil dringt er weit ins Land hinein. Liegt nicht an der äußersten Spitze die Stadt am Keil, das alte «tom kyle»? Und trägt nicht die blauschimmernde Förde auf ihrem Rücken die gewaltigen Eisenkolosse? Sieh gen Norden! Ein ähnliches Bild: eine weite, fischreiche Förde und im tiefsten, geschützten Winkel der «Eckernbucht» eine freundliche, betriebsame Stadt, wo Menschen die schmackhafte Beute des Meeres salzen, marinieren, räuchern und versenden. So hat es an der weiten Küste von Süden nach Norden den Bewohnern Türen und Tore gebaut, tiefe, geschützte Häfen, weit ins Land einschneidende, flußartige Verkehrswege, Förden von wunderbarer landschaftlicher Schönheit. Darum schrieb auch schon um die Wende des ersten Jahrtausends ein Reisender — Adam von Bremen —: « . . . kaum ist es für Menschenwohnungen geeignet. Wo aber die Arme des Meeres entgegenkommen, da hat es große Städte». Arme des Meeres - das sind die Förden in der Tat von jeher gewesen, und der Mensch hat sie gar bald als solche erkannt und freudig die Hand ergriffen, die sich ihm entgegenstreckte.

Rückblick: Uralt-Kiel oder Uralt-Ellerbek.

Soweit die Kunde reicht, müssen wir annehmen, daß unser Land zuerst an den Förden (und an den großen Landseen) besiedelt wurde. Dort hausten in primitiven Hütten vor 8000 Jahren und vielleicht noch früher die ältesten Bewohner unseres Landes, die uns deutliche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Sie nährten sich in erster Linie von dem, was ihnen das Meer auftischte: Muscheln aller Art (unter denen die schmackhafte Auster nicht fehlte) und Fischen. Daneben speisten sie, was sie in den Wäldern mit ihren einfachen Waffen und Fanggeräten erbeuteten. Oft genug mag Schmalhans bei ihnen Küchenmeister gewesen sein. Um die Beseitigung der Abfälle sorgte man sich nicht. Die türmten sich dann an und neben den Feuerstellen zu recht ansehnlichen Haufen auf. Reste von solchen Abfallhaufen (Kjökkenmöddinge) hat man an der

Ostseite unseres Landes von der Mündung der Trave bis zur Nordgrenze viele entdeckt. Nun mag es ja im allgemeinen kein angenehmes, interessantes und einträgliches Geschäft sein, einen Kehrichthaufen zu durchwühlen; hier aber hat die Sache denn doch ein anderes Gesicht; denn es handelt sich nicht um Konservenbüchsen, alte Emailletöpfe und anderen weggeworfenen Hausrat. Was beispielsweise an der Kieler Förde durch Baggerarbeiten für die Kaiserliche Werft in den Jahren 1876—1913 an prähistorischen Funden zutage gefördert wurde, ist von großer Bedeutung für die Besiedelungsgeschichte unseres Landes.

Von der Ostseite des Kieler Hafens erstreckte sich nach Nordwesten, nach Düsternbrook zu, der sogenannte Ellerbeker Haken, eine Sandbank, die sich durchschnittlich 7 Meter unter Wasser befand und eine 1 Meter dicke Süßwasser-Moorschicht trug. In sehr früher Zeit, als der südliche Teil des Kieler Hafens noch ein Süßwassersee und der Haken selbst eine richtige Landzunge war, trug er auf seinem Rücken eine der ältesten Siedelungen, von der wir Kunde haben. Nennen wir sie Uralt-Kiel oder auch Uralt-Ellerbek. Von dieser alten Siedelung haben die Eimer der Bagger viel interessantes und wertvolles Gut ans Tageslicht geschafft: « . . . . drei Schädeldecken, wohlgebildet, aber mit stark vorspringenden Augenbrauenwulsten und etwas fliehender Stirn» (J. Mestorf), Feuersteinwaffen und solche aus Hirschhorn, Hausgeräte, Muschelschalen in großer Menge, Knochen vom wilden Schwan, von Wildschwein, Hirsch und Reh, die größeren Röhrenknochen alle gespalten, um das leckere Mark zu gewinnen, und einzelne deutlich benagt von dem ersten und bis dahin einzigen Haustier, dem Hund. Ohne der Phantasie zu weit die Zügel schießen zu lassen, kann man sich's ungefähr ausmalen, wie es sich damals, vor etwa 8—10000 Jahren, an der Kieler Förde leben ließ und wie das Meer den Urbewohnern unseres Landes «ein Tischlein deck dich!» war. Und wie damals, so hat es auch später sich der Bewohner unseres Landes angenommen und für ihre Nahrung und Notdurft gesorgt, nur immer etwas besser und reichlicher. Immer hat das Meer redlich seinen Tribut zum Unterhalt des Menschen und zu seinem Wohlergehen beigesteuert; es hat ihm den Tisch gedeckt und ihm hundert- und tausendfach zurückgegeben, was es dem Menschen einmal zugefügt hat in seinem regelmäßigen, ungestümen Tatendrang oder in einer blindwütenden Laune.

Die Ostsee hat, wie der Januskopf in Rom, ein doppeltes Gesicht: ein feindliches und ein freundliches. Aber das freundliche Gesicht herrscht vor, und die Wohltaten überwiegen die Uebeltaten bei weitem.



13. Strand mit Findlingen bei Noer

Ein Blick ins Land.

Und nun wende dein Antlitz gen Westen, daß wir einen Blick in die Landschaft tun, die im Glanze der Morgensonne gebettet liegt. Eine «bunte Welt» breitet sich vor und neben dir aus, «mannigfach in seinem Wechsel u. schön in seinen Formen». Langgestreckte, flache Höhenzüge mit üppig wogenden Kornfeldern auf dem Kamm und an den Seiten; runde, bewaldete Hügelkuppen oder auch solche, denen der Haarschopf eines Buchenwaldes fehlt und die nun, von den ersten Strahlen der Morgensonne geküßt, weithin in die Lande leuchten. Im Grunde saftiggrüne oder blumenbestreute Wiesen, da und dort der blanke Spiegel eines Sees oder der Silberfaden eines Bächleins: so geht es im buntesten Wechsel nach allen Richtungen.

Wie auf dem Meere hinter uns, so scheint auch hier alles in flutender Bewegung sich zu befinden; wie hinter uns Wellenberg und Wellental sich drängen — wir hören noch den gedämpften Ton der Brandung —, so scheint es auch hier zu fluten und zu wogen. Und wanderst du landeinwärts, dann trägt dich diese Welle bald auf die Höhe «und zeigt dir alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten», bald trägt sie dich zu Tal und begrenzt dein Gesichtsfeld auf einen engen Kreis, der aber immer noch anmutig bleibt und voller Abwechselung, auch in der räumlichen Beschränkung.

Eine Hügelwelle liegt neben der andern: runde, flache, langgezogene, wie eine müde Dünung, die auf den Strand läuft; steile, kurze, sich kräftig heraushebende Wellenberge, die sich aufbäumen und vorwärts und in die Höhe zu drängen scheinen. Hier tanzt scheinbar alles in tollem Wechsel durcheinander; die Wellen greifen, haschen, jagen und überstürzen sich. Dort bewegt sich alles wieder im ruhigsten Flusse: in wunderbarem Ebenmaß, in gleichen Rhythmen geht es auf und ab, auf und ab, wie nebeneinander schwingende, auf den gleichen Ton gestimmte Saiten. Musik in der Landschaft!

Das ist die «bucklige Welt» im Osten unserer Heimat, die wir nun die Kreuz und Quer durchwandern wollen, um ihre Eigenarten und Schönheiten in uns aufzunehmen; das ist jene östliche Hügellandschaft, die von der Elbe bis an die Königsau reicht und überall dasselbe Gesicht zeigt. Dasselbe Gesicht und doch nicht dasselbe.



14. Bucklige Welt

Die einen breiten und stumpfen Keil bildende Halbinsel «Dänischwohld» spaltet die Hügellandschaft in eine nördliche und südliche Hälfte, von der jede ihre eigenen charakteristischen Merkmale aufweist, wie bei einem Geschwisterpaar, bei dem trotz überraschender Aehnlichkeit dennoch jedes seine unterscheidenden individuellen Züge besitzt. Während die Hügellandschaft im Schleswigschen wie ein mehr oder minder schmales Band dahinzieht und die vielen Förden, die es zerschneiden und zerteilen wollen, mit einer Borte umsäumt, dehnt sie sich im Holsteinischen breit auseinander, als eine große geschlossene Masse. In den natürlichen Senkungen des Bodens hat hier das Wasser sich zu vielen Seen gesammelt, die Ost-Holstein zu einem der seenreichsten Gebiete der Erde macht und die Landschaft mit Reizen schmückt, die dem Osten Schleswigs fehlen.

Ostholstein, das Land der «hundert Seen»

Ueberall blicken sie hervor: Bald sind es kleine, tief im Grunde einer Senkung gelegene Wässerchen, die schon durch ihren Namen ihren Charakter andeuten (Kolk-See von auskolken, ausstrudeln); von Bäumen dicht umstanden, machen sie einen düstern Eindruck. Sie gelten im Volksmund als unergründlich, und mit Vorliebe verlegt man den Schauplatz schauriger Ereignisse, die uns in Sage und Lied aufbewahrt sind, hierher.

Bald sind sie lieblich und freundlich, wie ein lachendes Kindergesicht. Gleich blauen Augen sind sie der Landschaft eingebettet und ein heimlicher Zauber umspinnt sie. Sie spiegeln das Blau des Himmels und das satte Grün der Buchen, und wenn gar der Herbst mit seinem Farbtopf durch die Lande gegangen ist und alles bunt betupft hat, dann leuchtet dem am Ufer Wandelnden aus dem Wasser eine Farbenpracht entgegen, so leuchtend, voll und gesättigt, wie er sie sonst nie zu schauen bekommt. Hier gaben sich Nixen und Elfen in mondhellen Nächten ein Stelldichein, damals, als die Menschen noch an Märchen und Wunder glaubten. Wer kennt nicht solche Perlen? Soll ich einige nennen: den Uglei, den Wielener See, den Schieren See, den «Großen Teich» nahe der Eiderquelle. (Bild 15.)

Dieser ist ein ganz besonders heimlicher und verschwiegener Winkel; nur wenigen bekannt. Ein Kranz von Buchen verhüllt ihn profanen Blicken. Der dichte, kurze Graswuchs auf dem Fußpfad dämpft das Geräusch der Schritte, und durch die Buchenstämme hindurch leuchtet die kleine Robinsonhütte. Du hörst das Gesumm der Insekten über dem Wasser und das Plätschern der fetten Karpfen, die emporschnellen, um ein Mücklein oder eine Fliege zu erhaschen. Noch führen sie ein ungestörtes, friedliches Dasein. Aber im Herbst! Dann öffnet man den Mund des Teiches, damit er das sorgsam behütete Wasser ausspeien kann, und lustig plätschernd fließt es davon zur «drögen Eider», dort den so notwendig gewordenen Zuschuß spendend, hier den Teich mehr und mehr leerend. Was im Wasser platschte und zappelte, zieht sich in die breiten und tiefen Gräben und Kuhlen zurück, und dann beginnt ein lustiges Fischgreifen. — —

Bald sind es große Landseen, die weite Flächen bedecken. Mit ihren Inseln und Halbinseln, Miniatur-Buchten und -Förden sind sie das verkleinerte



15. Der Große Teich in der Nähe der Eiderquelle

Abbild eines Binnenmeeres, und wenn ein scharfer Ost- oder Nordwind ihr sonst ruhiges Wasser aufpeitscht, vermögen sie gar wie im Zorn zu schäumen, daß jeder Landratte die Lust vergeht, im schwankenden Boot das eigene Vergnügen einer Segelfahrt auszukosten «Da rast der See und will sein Opfer haben.» Im allgemeinen aber sind unsere Landseen recht ruhig und gutartig; am liebsten liegen sie im leichten Wellengekräusel da, als sonnten sie sich inmitten der schönen Landschaft. Einem großen Spiegel gleich nehmen sie das Licht des Himmels auf und strahlen es weit ins Land hinein; ein wundersames, helles Leuchten geht von ihnen aus. Sie sind ein Bild für sich, ein Gemälde innerhalb der Landschaft; denn das, was sie umgibt und folgerichtig der Rahmen sein sollte: das wogende üppige Kornfeld, verstreute Baumgruppen, jener Höhenzug dort, der wie der Bug eines Panzers vordringt und auf seinem Rücken den mächtigen Buchenwald, an der Seite das einsame Kätnerhaus trägt, — alles dies taucht an sonnigen Tagen in die kühlen Fluten hinab und vereinigt sich zu einem Spiegelbild von großer malerischer Wirkung. (Bild 16.) ✣

Wenn du Glück hast, dann siehst du wohl auch in einer verschwiegenen Bucht das zarte Weiß der Seerose hervorleuchten — Nymphea alba! Wie eine weiße Nymphe scheint sie aus dem dunklen Grunde des Wassers emporgetaucht zu sein, um sich in der friedlichen Bucht zu sonnen. Die großen, tellerförmigen Blätter schwimmen flach auf dem Wasser. Libellen huschen drüber hin und wählen sie als willkommenes Ruheplätzchen, oder es steigt auch wohl ein großer, grüner Wasserfrosch unbeholfen auf dies prächtige Floß, um uns sodann mit seinen goldig glänzenden Augen anzublinzeln. Nur ein Frosch? Ist es nicht der Froschkönig selbst mit goldenem Krönchen oder ein verwunschener Prinz? Nun fährt ein leichter Windstoß über das Wasser; wie auf Befehl richten sich da und dort die Blätter auf, klappen in die Höhe und senken sich wieder. Dies Spiel wiederholt sich fort und fort und ruft in uns die Täuschung hervor, als ob eine Schar Wasservögel ihre Flügel bewegte. — ✣

Am eindrucksvollsten ist das Bild der holsteinischen



16. Der Westensee

Seen in der Umgegend von Plön. Die Stadt selbst liegt zwischen den Seen auf einer schmalen Landbrücke, die ehemals eine Insel war, ein rechter Zufluchtsort für die wendischen Wasserratten. Wem ist nicht schon, wenn er auf der Eisenbahn von dort

nach Ascheberg weiterfuhr, an dem bedenklichen Schwanken der Wagen klar geworden, daß er über ehemaligen See- und Sumpfgrund fuhr? ✧ Hier reiht sich See an See. Das Band des Flusses kettet sie aneinander und reiht sie auf wie Perlen an einer Schnur. Es lohnt sich schon, eine der vielen Hügelkuppen zu besteigen, um einen rechten «Seenblick» zu genießen. (Bild 19.) ✧✧

Mäßig ist die Tiefe fast aller Seen. Die meisten sind flache Mulden, Talsenken, in denen das überschüssige Wasser der Umgebung sich sammelt und das Grundwasser zutage tritt. Je nach dem höheren oder tieferen Stand des Grundwassers hebt und senkt sich ihr Spiegel. Zuweilen haben es die wirtschaftlichen Interessen notwendig gemacht, solche Senkungen künstlich zu bewirken (Plönersee), und nicht an wenigen Stellen zieht heute der Pflug seine Furchen, wo vor wenigen Jahren Fischlein in der blauen Flut tummelten.

Wie die Menschen, so scheiden sich auch die Seen gewissermaßen in Nehmende, Gebende und in solche, die entweder beides zugleich oder keins von beiden sind. Die letzteren liegen in selbstzufriedener Ruhe da; sie haben keine Verbindung mit der «Welt» und vor allem nicht mit ihresgleichen. Sie nähren sich von Quellen in ihrem Schoße und von den atmosphärischen Niederschlägen. Sie sind satte Egoisten, die in selbstzufriedener Ruhe daliegen. Die Nehmenden dagegen gleichen jenen Leuten, die den «Hals nie voll kriegen können». «Hol wiß, wat du hest, un nimm, wat du kriegen kannst!» scheint ihr Wahlspruch zu sein. Weit tun sie ihren nimmersatten Rachen auf, um Gräben und Bächlein zu verschlingen, ohne doch merklich an Reichtum zu gewinnen. ✧✧



17. Seerosen



18. Rodenbeker Quellental

Doch gibt es auch solche, die einem Menschen mit guten wirtschaftlichen Grundsätzen gleichen; «Hand wird nur durch Hand gewaschen, wenn du nehmen willst, dann gib!» Was in vielen kleinen Adern und Aederchen ihnen zugeführt wird, vereinigen und sammeln sie und geben es in einem kräftigen Wasserlauf weiter, damit auch andere ihr Teil an dem köstlichen Naß haben können. Es ist ihr ganz besonderes Geheimnis, daß sie dem Fluß, der sie verläßt, noch einen Extra-Zehrgroschen mit auf den Weg geben können, ohne selbst dabei zu verarmen. Wie neugestärkt sehen wir Eider, Trave und andere jedesmal aus einem See davonziehen. Zwischen Eutin und Plön breitet sich eine ganze Gruppe von solchen Seen aus. Einer reicht dem andern die Hand. So bilden sie gleichsam eine «gemeinnützige Gesellschaft», in der jeder nach besten Kräften dazu beisteuert, um einen recht stattlichen Wasserlauf, die Schwentine, durch das Holstenland zu senden. ✧✧



19. Seenblick

Ein Land, wo Seen und Wälder sich umarmen
Im selig-stummen Anschau'n ihrer Prächte, ✕✕
Ein Land, wo zwischen Dorn und wilden Rosen
Die Vögel sich mit Singen bau'n ihr Glück. Otto Ernst.



20. Alsterlandschaft

ihre Quelle versiegt, und sie muß es ruhig hinnehmen, daß man ihr für eine kurze Strecke den Spottnamen «dröge Eider» angehängt hat. ⁘

Ja, die Flüsse sind allesamt alt und müde geworden! ⁘

Es ist nicht mehr wie vor vielen tausend Jahren, als das Wasser der abschmelzenden Gletscher, die den Osten unseres Landes bedeckten, sie überreichlich speiste. Da brachen sie ungestüm hervor, strudelten und sprudelten, drängten kraftvoll jedes Hindernis zur Seite, gruben sich ein tiefes Bett, schwemmten an und schwemmten fort und schufen sich weite Mündungstrichter, die wie ein großes Meerestor die einsamen Schiffer angähnten, die auf ihrem kümmerlichen Einbaum flußabwärts trieben. Aegisdoro, Tor des Schrekkens, so hieß die Eidermündung bei unseren Vorfahren. ⁘

Bäche und Flüsse.

Mancher See dagegen, der es nicht minder gut mit unserem Lande meint, muß sich damit begnügen, einen schwachen Wasserlauf ins Land zu senden. «Nur der Schalk gibt mehr, als er hat!» Ein Glück ist es für den Bach, wenn er unterwegs Gesellen findet, mit denen er sich zusammentun kann. Dann wird auch er groß und stark und kann auf seinem Rücken nicht nur flinke Boote und flache Kähne, sondern auch schwerbeladene Lastschiffe tragen. ⁘

Alle aber, die großen wie die kleinen Flüsse, gehen langsam und bedächtig ihren Weg zur Ostsee, Nordsee oder Elbe. Es fehlt das kräftige Gefälle. Die Erde hält sie fest, die Heimaterde! Nichts Wildes, Aufbrausendes, Ueberschäumendes ist in ihrem Wesen mehr. Aus der Sturm- und Drangperiode sind sie längst heraus. Sie haben etwas vom Temperament des Schleswig-Holsteiners an sich: bedächtig, ruhig, ohne Ueberschwang und nur zuweilen rücksichtslos und heftig. «Dat löpt sik all trech!» Es bedarf schon eines sehr kräftigen Anstoßes, um den «furor teutonicus» in ihnen zu wecken, und nur, wenn die Jahreszeit einen außergewöhnlichen Wasserreichtum gespendet hat, vermögen einige von ihnen wild zu schäumen. Der Zorn legt sich bald. Noch ein unwilliges, unverständliches Murmeln, und sie ziehen wieder ihre gleiche, ruhige Bahn. ⁘

Wenn gar ein heißer Sommer dem Lande beschieden ist und der Feuergott Sutor die Saaten und Weiden zu versengen droht, dann merkt man ihnen besonders ihr Alter an. Ihr Laufen wird zum Gehen, ihr Gehen zum müden Kriechen; die schwächeren unter ihnen versinken in einen kurzen Sommerschlaf. Selbst die rüstige Eider muß ihren Oberlauf verkürzen;

Begleitest mich, du lieber Fluß.

Heute gehen sie fein sachte, und der rüstig ausschreitende Wanderer vermag mit ihnen Schritt zu halten. Jeder Erhöhung des Bodens wird sorgfältig ausgewichen. Sie gleichen einem von Gicht geplagten Alten,



21. Scharweg an der Schwentine



22. Blick auf das Waſſer



23. Am niederen Ufer

der ſorgſam mit den Füßen und mit dem Stock taſtend, jeden Stein des Anſtoßes vermeiden will, und legt ſich ihnen einmal ein Felsblock oder ein umgeſtürzter Baumſtamm in den Weg, dann murmeln und plätſchern ſie unwillig über ſolches Hindernis. Sie ziehen in ausgefahrenen Geleiſen «tief unten» im Wieſental dahin. Kaum will es uns in den Sinn, daß die hohen, waldbewachſenen Böſchungen, zwiſchen denen ſich ein kilometerbreites Wieſental weitet, einſt das Bett des Stromes begrenzten. Und doch iſt dem ſo.

An dem ſteilen Hang, wo der ſchmale Scharweg ſich hinſchlängelt, der von den Sonnenfunken wie mit einer Tigerdecke überkleidet iſt, plätſcherte einſt das Waſſer des Fluſſes. Jetzt hörſt und ſiehſt du nichts mehr von ihm da drunten. Das Alter macht nicht bloß müde, es macht auch ſtill, ganz ſtill. Wenn ſich der Laubſchleier lichtet, dann ſpiegelt es herauf durch das friſche Frühlingsgrün der Buchen, es blitzt und flimmert, als wäre ein großer Tiegel flüſſigen Silbers im Tale ausgegoſſen. (Bild 21 und 22.) ❖

Nun ſenkt ſich der Weg; er bringt dich hart an den Rand des Waſſers, wo auf ſumpfigem Grunde zwiſchen dunkelgrünen Erlen das Gelb der Dotterblume hervorleuchtet. Noch vereinzelt ſtehen hier Buchen, die ſich tief zum Waſſer neigen. Werden ſie von Nixenarmen gezogen, oder iſt es eine ganz proſaiſche Urſache, die ſie dem Waſſer immer näher kommen läßt? Wohl dieſes. Das Waſſer hat ihre Wurzeln entblößt; mit Notwendigkeit müſſen ſie ſich dorthin neigen, wo ſie ihrer Stütze beraubt worden ſind. Bald heißt es dann: « . . . halb zog ſie ihn, halb ſank er hin», und der Fluß hat wiederum Urſache, über eine Baumleiche unwillig zu murmeln.

Die alte Mühle.

Am Ende der Wieſe weiten ſich die Ufer zu einem ſchilfumſäumten, halbverſumpften Mühlteich. Ein ſchmaler Damm ſtaut das Waſſer auf der tiefſten Stelle des Wieſengrundes. Aus der hölzernen Rinne ergießt ſich von oben das Waſſer auf das ungefüge Mühlrad; es füllt die Kannen, ſtößt gegen die Bretterzähne, ſtößt und drängt, bis ſich das Ungetüm in langſam drehende Bewegung ſetzt und auch die Steine drinnen ihren ſchwerfälligen Tanz beginnen. Eintönig, einſchläfernd klingt immer in gleichem Takt und Ton die Muſik der Mühle: es plätſchert das Waſſer, es klappert das Rad, und die Steine und Walzen geben ihren Brummbaß dazu. Das ſtimmt tief melancholiſch — oder auch fröhlich und munter. Ganz, wie es dir ums Herz iſt! ❖

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh
Und ſah dem Räderſpiele
Und ſah den Waſſern zu.

Es iſt Spätnachmittag; die Sonne ſteht ſchon tief. Sie umgibt die Buſch- und Pappelgruppen mit einem ſilbernen Saum und läßt ſie plaſtiſch hervortreten; ſie liebkoſt das alte Gemäuer und läßt in dem auf-



24. Die alte Mühle. Florkendorf bei Ahrensbök

spritzenden Wasser tausend Diamanten funkeln. Wie lange wird dieses frohe Farbenspiel noch dauern? Schon künden die gigantischen Schatten, die über den Boden dahinhuschen, das Nahen des Abends. Bald steigt die Nacht ans Land und deckt ihren Schleier über Felder und Fluren; die Natur geht zur Ruhe. Auch die Musik der Mühle verstummt. Es schweigt das Plätschern des Wassers, das Klappern der Räder, das Brummeln und Rummeln der Walzen und Steine. Im nahen Gebüsch stimmt die Nachtigall leise, klagende Weisen an. Von der Höhe schaut träumend ein einsamer Wanderer ins dunkle, schweigende Tal, aus dem das Licht der Mühle heraufleuchtet. Dem hat's die Mühle auch angetan. ⁘

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

O, welch' eine Fülle von Poesie und Stimmung rankt um ein altes Mühlengemäuer! — — — — — — — — — — — — — — —

Wie lange wird es noch dauern, daß im wasserreichen Osten unserer Heimat solche malerischen und poetischen Winkel Herz und Auge des Wanderers laben? Wie lange? Einst war das Müllergewerbe ein weitverbreitetes, angesehenes und lohnendes, das seinen Mann gut nährte — auch noch nach Aufhebung des Mühlenzwangs. In Sagen und Liedern spielten der reiche, hartherzige Müller, die schöne, feurige Müllerin oder der glücklich-unglücklich liebende Müllerknappe und das blonde, schöne Töchterlein eine nicht geringe Rolle. ⁘

Kaum ein Wässerchen gab es, das nicht eine Mühle treiben mußte. «Wassermühlen gibt es eine Menge, teils um Getreide und andere Saatfrüchte zu mahlen, ferner Oelmühlen und Lohmühlen, teils bei Goldschlägereien, Eisen- und Kupferhämmern, außerdem noch Sägemühlen, Schleifmühlen, Papier- und Pulvermühlen». So berichtet H. v. Rantzau in seiner vor 300 Jahren erschienenen «ersten Vaterländischen Landesbeschreibung». ⁘

Das ist anders worden in dieser neuen Zeit. Die Mühlen sterben aus, eine nach der andern. Die Riesen-Mühlenbetriebe haben ihnen das Korn vom Munde genommen, dem Wassermüller wie seinem Konkurrenten, der nur vom «Winde lebte». Entwässerungs-Genossenschaften kaufen, um ihre Wiesen zu verbessern, die Staugerechtsame und brechen das morsche Gebäude ab; das Korn fürs Vieh wird in der Meierei geschrotet. Wo es sich lohnt, verwandelt man die Mühle in eine elektrische Zentrale. Das Haus wird neu und nüchtern auf-

gebaut, und die Poesie der Wassermühle ist für immer dahin. Ein schwacher Trost ist es dem Wassermüller, daß es dem Windmüller nicht viel besser ergeht. hofft und wünscht nur noch, die Turbine möge den Mühlstrom in einen breiten Goldstrom verwandeln. Sonst — weg mit dem alten Gerümpel!

— — Einstweilen aber ist es noch ein schmaler, anspruchsloser Silberfaden, und das ist gut so. Froh, dem Wehr und Zahngehege der Räder entronnen zu sein, eilt flink und froh der Fluß durch die Landschaft — eine große, glänzende Schlange. Nach links und rechts zieht er malerische Schleifen, sich so den Weg dreimal verlängernd. Wozu denn Eile! Noch gibt es blumenüberstreute Wiesen, die zum Verweilen einladen, Vögel, die singen und Menschen, die sich an dem schönen Landschaftsbilde und an den graziösen Linien des Wasserlaufs erfreuen. Die Schleifen und Kurven passen prächtig zu den weichen Linien der Hügel und Kuppen; sie sind eine Ergänzung, eine Variation, und wie sie das Auge erfreuen, sind sie gleichsam Ausdruck der Freude, des behaglichen, beschaulichen Genusses. Sogar der Pflüger, der am Abhang seine Furchen zieht, begleitet von einem Schwarm weißglänzender Möven, hält einen Augenblick inne, um sein Auge ausruhend und genießend zugleich dem schönen Bilde zuzuwenden.

De Minschen but dat blömige Feld,
Un de Vageln singt ern Sang. — — —

So begleitest du mich, du lieber Fluß, und prägst



25. Kossautal

Auch die Windmühlen wrackt man vielfach ab. Bram und Heidekraut wachsen auf dem verlassenen Hügel, von dem im Dunkel die Flügel gleich Riesenarmen herüberdrohten. Werden unsere Nachkommen noch das Rätsel verstehen, das die Großmutter am surrenden Spinnrad uns mit Vorliebe aufgab:

Du ole Griese-Grau
Steihst Nach un Dag in Dau;
Sünner Fleesch un sünner Blod,
Deist doch alle Minschen god?

Und wer kennt noch die Sprache der Mühle? Wie feierlich war es, wenn sie am Ostermorgen, beim Klang der ersten Kirchenglocke, ihre Flügel in die «Freudenschere» (×) rückte? Oder in die «Trauerschere» (+), wenn der fleißige Müller seine wachsamen Augen für immer geschlossen hatte? Wahrhaftig: Sie war nicht bloß ein kahles Gerippe von Walzen, Rädern und Balken, sie hatte Fleisch und Blut und sprach ihre eigene Sprache, «de ole Griese-Grau». ⁘

Das ist der Fluch der neuen Kultur, daß sie nicht geben kann, ohne zu nehmen, daß sie den Sinn tötet für die ideellen Werte und ein Geschlecht großzieht, das nur noch zählen, rechnen und messen kann und dessen erste Frage immer lautet: Wieviel? «Das»



26. Bockmühle in Sprenge. Dänischwohld

mir die Schönheit der Heimat unauslöschlich ein. So wandern wir miteinander fernen Zielen zu. ❖

Sieh, in der Ferne blinkt schon das Meer! Seine glänzende, ruhende Fläche spiegelt die Unendlichkeit und Ewigkeit. Mit offenen Armen nimmt es dich auf. Es trinkt dich in vollen Zügen, um sich ewig durch dich zu verjüngen. So versinkt das Endliche im Unendlichen. ❖

Gewalti treckt mit Öwermacht
De See di in den Grund.
Nu geiht se an, de lange Nacht,
Darin du warst gesund.

Du bist daheim. Ein großes Vergessen wartet deiner. Nirwana! — — — — —

Ostschleswig, das Land der Förden.

Wie Ostholstein das «Land der hundert Seen», so ist Ostschleswig das «Land der Förden»; das Wasser bildet dort wie hier das verschönernde und belebende Element im Landschaftsbilde. In zahlreichen Armen buchtet und windet es sich tief ins Land hinein; oft flußartig schmal, dringen die Förden fast bis in die Mitte des Landes, als wollte die soviel freundlichere Ostsee ihrer wilden, ungestümen Schwester im Westen, der Nordsee, die Hände reichen. Hier türmt sich das Ufer wie eine steile Wand auf; das Wasser plätschert am Fuß des Kliffs. Dort rollt die Welle auf einen flachen, niedrigen, mit Steinen überstreuten Strand. Hier sonnen sich links und rechts der Förde wogende Kornfelder, dort wiederum begleiten bewaldete Höhenrücken die Ufer oder schieben sich von beiden Seiten heran, als wollten sie das schmale Wasser zerteilen. Die Ufer selbst scheinen untereinander ein neckisches Spiel zu treiben: sie nähern sich auf Rufesweite, sie weichen wieder voneinander zurück, als hätten sie sich ernstlich entzweit, und das schmale Band des Wassers erweitert sich zu einem Binnensee von ziemlicher Ausdehnung, um sich hernach wieder auf Flussesbreite zu verjüngen. ❖



27. Ruhende See

So ist die Förde hier Fluß und See zugleich und läßt dem Wanderer den Mangel an Binnenseen und größeren Flußläufen nicht fühlbar werden.

Nicht übel schildert uns dies Land Lembcke in seinem «Sang von Süderjütland», wo es heißt:

O Land, das Tal und Hügel hold umkränzen,
Dein' grüne Wiesen, goldne Saaten glänzen,
Wo muntrer Bäche Silberband
Durchs Unterholz sich schlingt
Und aus den Knicks den Weg entlang
Es tausendstimmig klingt!
Du schönes Land! Auf jedem Heldengrabe
Wächst dir zum Ruhm als ew'ge Dankesgabe
Die Blume der Erinnerung.

Sonst bietet der Osten, so Holstein wie Schleswig, in den Grundzügen dasselbe Bild. Kein Wunder! Es waren auch dieselben Kräfte, die die grundlegenden Formen schufen, dieselben Gewalten, die den Boden der Heimat aufbauten, dieselben Hände, die das Gesicht des Ostens formten, furchten, modellierten und ihm sein jetziges Aussehen gaben.

Findlinge und ihre Herkunft.

Wem gebührt denn nun der Hauptanteil an dieser Arbeit? Dem Meer natürlich, so meinen viele. Auf den höchsten Hügeln sammelst du zuweilen Muscheln auf, die im Sande verstreut liegen; in den Sandgruben siehst du bunte Schichten, wie aus dem Wasser abgelagert, sich übereinander aufbauen, und das ganze flache, wellige Terrain scheint dir in seinem Auf und Ab noch Abbild der Meereswogen zu sein, die einst über dasselbe dahingingen. Woher aber stammen die vielen Findlinge, die riesigen erratischen Blöcke im Lande, mit denen, der Sage nach, in grauer Vorzeit die Riesen Fangball spielten, oder die sie in ihrem Grimm über das ärgerliche Geläute christlicher Kirchenglocken nach den Kirchtürmen schleuderten? Noch glauben manche, sie wären wie riesige Erdäpfel im Boden gewachsen; denn jährlich kommen ihrer neue zum Vorschein, zum Verdruß des Pflügers, der oft unsanft mit ihnen zusammenrennt. Steine können nicht wachsen, sagst du, denn der Stein sei unorganisch, ohne Leben? So ist es und nicht anders! Der Regen schwemmt die vom Pflug gelöste Lehm-, Sand- oder Humusdecke zu Tal und läßt den Riesen allmählich den Kopf herausstecken. Dann sind sie vielleicht — so fragst du weiter — tief aus dem

Grunde gekommen? Man weiß es ja: die gewaltigen Sand- und Lehmschichten, in die der Brunnenbauer den Bohrer senkt, wenn er nach Wasseradern tastet, haben nur eine beschränkte Dicke, vielleicht 100 Meter, an Stellen auch 1000 Meter und mehr. Schließlich trifft man immer festes Gestein, Gips, Kreide, Kalk, — Granit sogar. Jene Felsmassen, die wir aus dem Harz kennen, und jene, die in der Schweiz so drohend auf uns niederblicken, setzen sich auch unter unserer Heimaterde fort. Wir treten sie gewissermaßen mit unseren Füßen, und nur durch eine mehr oder minder dicke Schicht sind wir von ihnen getrennt. Ja, an einigen Stellen kommt das anstehende Gestein recht nahe zu uns heran (bei Schobüll z. B.), und einmal gelingt es einem besonders hohen Gipfel, die ganze Deckschicht — sozusagen — zu durchstoßen. Ganz verwundert schaut bei Segeberg der «Vater Kalkberg» in die ihm fremde Welt hinein. Kein Kamerad im Lande ringsum! Erst viele Meilen südlich, bei Lüneburg, steht sein großer Bruder, ebenso verlassen und fremd wie er. Vielleicht sind also die vielen Findlinge im Lande Teile der unter uns begraben liegenden Felsmassen, und irgend ein besonderer Umstand - so eine kleine vulkanische Eruption - hat sie an die frische Luft befördert? Das klingt ja wie eine Münchhausiade, ist aber früher allgemein geglaubt worden, und zwar nicht nur von Laien allein, sondern auch von zünftigen Gelehrten. ✧



28. Die Hüttener Berge

In der Endmoräne von Lottorf

Aber sieh die Findlinge einmal näher an! Sie sind alle glatt und rund und ermangeln der scharfen Ecken u. Kanten, als daß man glauben könnte, sie wären frisch vom Felsen abgesprengt. ✦

Folge mir einmal nach einer großen Kiesgrube, dorthin, wo man mit Schaufel, Spaten und Kippkarren drauf und dran ist, Sand u. Kies in Gold zu verwandeln. Wir stehen am Westfuß der Hüttener Berge. Vor dir, im Osten, liegt in dem Städtedreieck Eckernförde—Rendsburg—Schleswig ein kleines Gruppengebirge, das Hügel von 100 Meter Höhe und darüber aufweist. Nach Westen dehnt sich ein weites, zuerst sandiges, weiterhin sumpfiges und mooriges Gebiet aus, das in der Ferne, bei Kropp, durch einen niedrigen Höhenzug wie durch einen Wall begrenzt wird. Und am Fuß dieses kleinen Gebirges, bei Lottorf, gräbt, ✦✦ schaufelt und wühlt man in der Erde, um ihren ✦✦ Reichtum an Sand, Kies und Steinen auszu- ✦ beuten. Fürwahr, ein interessanter Berg- ✦ werksbetrieb: nichts als Sand und Steine, Steine und Sand, ein begehrtes Material für den ✦✦ Bau unserer Kunststraßen, für



29. In der Endmoräne bei Lottorf

Eisenbahnen, Chausseen, für Betonbauten zu Wasser und Land. Hier ist eine Werkstatt moderner Alchemie, wo man Sand und Steine in Gold verwandelt. Der Kies wird gesiebt und geschlämmt und zu verschiedenen Haufen von gleichartiger Körnung vereinigt, Steine werden zu Schotter geschlagen, zu Kopf- und Kantsteinen verarbeitet und aufgeschichtet. ✣✣

Mehr als diese betriebsame und lohnende Tätigkeit interessiert uns das Aussehen verschiedener Grubenwände. Recht tief ist man stellenweise in die Schwarte der Erde eingedrungen. Da sieht man die verschiedensten Sandschichten nach Färbung und Beschaffenheit beieinander liegen: grobe und feine Sande, helle, dunkle, braune und rötliche Streifen und in unregelmäßigen Packungen große und kleine Steine die Menge, Granite, Gneise, Porphyre, Basalte etc.

Wie ein mittelalterliches Festungsgemäuer ✦ mutet uns die Blockpackung der Grubenwand an, nur daß man hier statt des früher so begehrten stark bindenden Segeberger Kalkes nur Sand oder tonige Massen als Mörtel vorfindet. ✦✦ Aber merkwürdig! Auch diese Steine haben ihre Scharten, Ecken und Kanten ✦✦ größtenteils eingebüßt; sie weisen ein recht «geschliffenes» Aeußere auf. Manche sind an der Unterseite flach, glatt und voller Risse und Schrammen, als hätten sie auf dem Bauche gleitend und rutschend eine lange Reise über unebenes Terrain zurückgelegt. Woher kamen sie des Wegs? Nicht aus dem weiten deutschen Vaterlande, auch nicht von den himmelhochragenden Bergen der Schweiz — denn weder hier wie dort sind ihresgleichen, wie der Geologe uns belehrt —, sondern in Europas Norden, in Skandinavien und Finnland waren sie «zu Hause». Dort, wo dem Gebirgswanderer jetzt nacktes oder nur mit einer dünnen Humusschicht überkleidetes Urgestein in Form mächtiger Schroffen und Felsen entgegenstarrt, war auf einem weiten Gebiet — das der Geologe als Fennoskandien (Finnland + Skandinavien) bezeichnet — der Boden durch einen langandauernden Verwitterungsprozeß tief hinein gelockert, als jene gewaltige Katastrophe eintrat, die den ganzen Boden Nordeuropas in eine eisstarrende Wüste verwandelte: die Eiszeit. ✣✣



30. Blockpackung in einer Grubenwand

Das Werk der Eisriesen.

Weitausgedehnte Gletscher, von deren Gewalt und Größe höchstens die Eismassen Grönlands uns eine schwache Vorstellung vermitteln können, schoben sich langsam zu Tal und weiter, unaufhaltsam weiter nach Süden, durch das flache Becken der Ostsee bis tief in unser deutsches Vaterland hinein. Erst am Fuße der deutschen Mittelgebirge machten die weitesten Ausläufer Halt. Vor ihrem kalten Hauche erstarrte alles Leben, eine furchtbare und schier eine Ewigkeit dauernde Eiswüste bedeckte alles. ✣✣

Aber diese Eismasse befand sich in fortlaufender, gleitender und schiebender Bewegung. Während am Fuße das Eis vor den wärmenden Strahlen der Sonne dahinschmolz und Gletscherströme entstehen ließ, schoben immer neue Eismassen von Norden nach. Sie ✦✦ hobelten das durch Verwitterung gelockerte Material von den Gebirgen herunter, so daß dieselben ✦✦ heute noch wie abrasiert erscheinen, und schoben die Schuttmassen als «Grundmoräne» am Boden mit sich fort und trugen auf ihrem Rücken und in den Spalten die Wanderblöcke träge gen Süden, bis endlich die Sonne wieder mehr und mehr Macht gewann und den Eisriesen den Garaus machte. Wie ein Dieb, dem man die Beute abjagte, mußten sie nun liegen lassen, was sie aus dem hohen Norden auf ihre Wanderung mitgenommen oder unterwegs am Boden zusammengerafft und vor und unter sich hergeschoben hatten. So hinterließen sie als Zeugen ihrer Anwesenheit jene Kette von Hügeln, Kuppen und Höhenzügen, welche die Grundform der buckligen Welt ausmachen. ✣✣

Mehrmals hat sich im Laufe von Hunderttausenden von Jahren dieses Spiel wiederholt. Jede neue Vergletscherung fügte neues Material dem alten zu und erhöhte die Schuttdecke, die das

Urgestein überdeckt, schob die schon vorhandenen Massen vor sich her, stauchte sie auf oder lagerte sie um, so daß die wunderlichsten Knickungen, Biegungen und Verwerfungen der Schichten vor sich gingen, die man bisweilen an Lehm-, Ton- oder Sandgruben beobachten kann. Der alten Aegisdora (Eider), die nach der ersten Eiszeit in den Kieler Hafen floß, wurde auf solche Weise der gewohnte Weg verlegt. Die nachfolgende Vergletscherung, die durch den Druck der Eismassen den Hornheimer Riegel bei Kiel aufstauchte, zwang sie, sich einen Weg zu suchen, den sie auch endlich fand, — «quer durch die Heimat» zur Nordsee.

Gewaltige Massen an Lehm, Mergel, Ton, Sand und Gestein wurden von den Gletschern im Osten unserer Heimat abgelagert. Das Urgestein wurde zugedeckt; nur hier und da scheint seine Formation gleichsam durch die mächtige Schuttdecke «hindurchzuschimmern». Nach Westen entströmte dem Fuß der Eismassen das Gletscherwasser in Form reißender Ströme, und wie heute im kleinsten Maßstabe in der Sandgrube die Kieswäscherei eine reinliche Scheidung zwischen Sand und Kies verschiedener Körnung bewirkt, so nahmen diese Ströme im großen eine Wäsche, eine Sichtung des Materials vor: Sand und Ton wurden herausgespült. Jener blieb als schwererer Bestandteil in der Mitte unserer Heimat in reichlicher Menge zurück und baute den «Sandrücken» unseres Landes auf; dieser wurde zum Meere hinabgeführt und lieferte ihm das Material, aus dem es nachmals das neueste Neuland, die Marsch, aufbauen konnte. — — — ✣

« . . . . bis eine neue Erde und ein neuer Himmel kommt». Eine neue Erde — das ist immer des Menschen Sehnsucht gewesen. Wie oft hat sich die Erde verjüngt und erneuert! «Neuland» war es, eine neue Erde, als die Gletscher zum ersten Male aus unserer Gegend sich zurückzogen. Ob eines Menschen Fuß dies Land betreten hat? Oder blieb es jungfräulich, unberührt, vollkommen überall, «weil der Mensch nicht dorthin kam mit seiner Qual?» ✣

«Neuland» war es wieder, als zum letzten Mal die grimmen Eisriesen murrend und widerwillig zum Norden zurückwichen. ✣

Das Gesicht der Heimat verfeinert sich.

Wann dies gewesen ist, wann zum ersten Male das blaue Auge eines Nordländers von der höchsten Kuppe ins Land blickte und des Menschen flüchtiger Fuß hinter dem Renntier daherjagte, — wer kann es mit einiger Gewißheit sagen? Soviel aber ist sicher: unsere Heimat hatte damals ein ganz, ganz anderes Gesicht!

Wie Künstler und Gelehrte aus alten Schädelfunden die Physiognomie des Urmenschen rekonstruieren, so kann man sich, mit einigem Anspruch auf Richtigkeit, das Antlitz unserer Heimat nach Beendigung der Eiszeit vorstellen. Zweifellos zeigte es gröbere, massigere, vor allem rohere Formen; der Urmensch und die Urheimat, sie stimmten in den Hauptzügen zusammen. Und wie nach langsamer, stetiger Entwicklung aus dem Urmenschen der Kulturmensch sich herausgeschält hat, so haben sich auch in der Physiognomie unserer Heimat die feineren Züge ganz allmählich herausgebildet. Die Hauptbaumeister, die Eisriesen, hatten ihr Werk getan. Das Material war herbeigeschafft, die Hauptmassen waren verteilt und damit die Grundzüge des Landschaftsbildes festgelegt worden. Nun überließen sie die Arbeit anderen Meistern, die feiner arbeiteten und dem Werk den letzten Schliff und den feinsten Ausdruck gaben. Das waren vornehmlich die atmosphärischen Einflüsse und die Vegetation in ihrem ewigen Werden und Vergehen. Zu ihnen gesellte sich als Dritter im Bunde der Mensch, der mit Pflug und Spaten, mit Axt und Hacke manche kräftige Linie milderte und verwischte oder auch neue dem Antlitz eingrub. Unter der Arbeit dieser drei Werkmeister glichen sich die Gegensätze mehr und mehr aus; der Pflug durchwühlte die Hügel und Abhänge und lockerte die Erde; mit leichter Mühe trug bei jedem Unwetter das Wasser die gelockerten Erdmassen in die Niederung hinab. So wurden die Kuppen sanfter und runder, die Höhenzüge verloren ihr scharfes Rückgrat und rundeten sich gleichfalls, die Täler füllten sich, und so entstanden jene weichen Linien, die, schwingenden Saiten gleich, der ganzen östlichen Hügellandschaft ihr Gepräge geben. Ueberall herrscht darum die weiche, schwingende Linie vor; nirgends sind schroffe, unausgeglichene Gegensätze! Wenn gar bei tiefem Sonnenstand, sei's am Abend oder Morgen, das Licht von vorn über die Hügelkämme flutet, dann erscheinen die Konturen noch weicher, verschwommener als sonst. (Bild 31.)

Am meisten haben jene Hügel und Kämme ihre Form behalten, die durch ein dichtes Waldkleid geschützt wurden. «Das dichte Waldkleid schützte Hang und Gipfel» (W. Wolff). Es mag einem geübten Auge nicht schwer fallen, solche noch heute an den schärferen Umrißlinien und den steileren Abhängen zu erkennen. ✣

Der Waldgürtel einst und jetzt.

Es waren in früherer Zeit nicht wenige Gipfel und Abhänge, die sich dieses Schutzes erfreuen konnten; es sind gleichfalls nicht wenige, die erst vor zwei bis drei Jahrhunderten zu Kahlköpfen wurden und nun den Pflug dulden müssen. Gehört Schleswig-Holstein, wenn die waldarme Geest und die waldlose Marsch mit einbezogen werden, jetzt zu den waldärmsten Provinzen Preußens, so war dies

ehedem erheblich anders, und gerade der üppige Waldwuchs, der gleich einem undurchdringlichen Gürtel einen großen Teil des Ostens bedeckte und auch die Geest nicht freiließ — wie wir später sehen werden — war mit Ursache, daß unser Land den Reisenden früherer Zeiten so unwirtlich und schrecklich erscheinen mochte. Nicht Weg noch Steg, kein Vorwärtskommen, weder auf den Höhen, noch in den sumpfigen Tälern. ❖❖

Wenn uns heute, teils in Chroniken, teils in der Benennung einzelner Landschaften (Dänischwohld Dänenwald, Sundewitt Wald am Sunde, Hellewitt heiliger Wald) die Erinnerungen an große Waldkomplexe überliefert worden sind, so mögen diese nicht viel mehr sein als Teilbenennungen einer großen zusammenhängenden, von Lichtungen unterbrochenen Waldmasse. Ein beschwerliches Wandern fürwahr für jeden, der es nicht dem Eichhörnchen gleichtun konnte. Dieses mochte sich schon eher auf den Weg begeben, um von der Eckernbucht (Eckernförde) dem schönen Liubice (Lübeck) einen Besuch abzustatten. Von der Schlei bis zur Schwentine reichte ihm der uralte Isarnho (Eisenwald) Wipfel an Wipfel dar. Daran schloß sich der nicht minder große und dichte Holstenwald. ❖❖ Noch in der Zeit der Wendenkämpfe — im 12. Jahrhundert — war von ihm ein breiter Gürtel längs der ❖❖ Schwentine vorhanden, und weiter südlich folgte der Sachsenwald, gleichfalls ein umstrittenes Gebiet zwischen ❖❖ Wenden und Holsten (Stormarn), gleichsam ein Puffer zwischen beiden, eine Grenzzone, die aber von keinem respektiert wurde. Wenn aber besagtes Eichhörnchen den Drang verspürt hätte, statt dem schönen Lübeck dem unwirtlichen, schwarzen, von Wäldern starrenden «Judland» einen Besuch abzustatten, so hätte es auch auf dieser weiten Reise überall eine ihm zusagende Verkehrsgelegenheit von «Baum zu Baum» gefunden; denn im Norden unseres Landes breitete sich der gewaltige Färris (Föhrenwald) aus, der in früherer Zeit auch Barwith hieß. ❖❖



31. Holsteinisches Gelände

Fürwahr, ein solches Land mußte wohl den kultivierten Fremden als unwegsam, rauh und unwirtlich erscheinen. Es waren eisenharte, zähe und nimmermüde Volksstämme, die es unternahmen, solchen Urwald zu brechen und Raum zu schaffen für den selbstgezimmerten Pflug, Volksstämme, deren einer sich den Ehrennamen der Holsten, d. i. der Holt-satten, Holzsassen, Holzbewohner erwarb, und dem man solche Kulturtat schlecht lohnte, indem eine kursächsische Kanzlei den bedeutungsvollen Namen des Landes in Holstein verdrehte. Sie, die Holsten, hatten noch das Erbteil der alten Germanen in ihrem Blut, von denen Tacitus schreibt: «Sie liebten es, sich zerstreut anzusiedeln, wo ihnen Quell, Fluß und Hain gefielen.» Diese Hinterwäldler, die ein Geschichtsschreiber mit ungezähmten, wilden Waldeseln verglich, wurden mit die erfolgreichsten Waldbrecher in unserem Lande, ohne damit sagen zu wollen, daß andere Stämme im Osten, so Jüten wie Angler, den Waldreichtum nicht zu nutzen gewußt hätten. Wo verstand man es wohl besser, kernige, breite Eichenplanken zu schneidigen Booten zu fügen als im Mutterlande des Hengist und Horsa? Für diese Bootsbauer und Schiffszimmerer, die Fahrzeuge bauen konnten, wie das berühmte Nydam-Boot im Museum Vaterländischer Altertümer in Kiel, war der ungefüge Einbaum ein ❖ überwundener Standpunkt. ❖

So wuchs aus dem Geschlecht der Hinterwäldler, das die Lichtungen im Osten bewohnte, allmählich ein Geschlecht der Waldverwüster heran. Wer hätte sich damals um die Zukunft des Waldes sorgen wollen? Man brauchte Luft und Licht und Raum für den Pflug. Da mußten die Bäume den Menschen weichen, und nur einzelne Riesen widerstanden der Axt. Was man an Material für den Bau der Häuser gebrauchte, war noch das wenigste, trotzdem man diese bis auf die geflochtenen, mit Lehm verschmierten Wände aus Holz baute. Nicht selten fügte man auch die Wände aus Eichenbohlen zusammen. (Bohlhäuser in Nordschleswig.)

Nach und nach wurde es licht im Lande, so sehr, daß vor den vielen Lichtungen der Wald zu schwinden begann. Wenn auch der gelehrte Heinrich von Rantzau auf Breitenburg vor 300 Jahren von



32. Riesеneiche im Gehege Schmüß bei Fargau. Stammumf. 10,5 m

Wäldern zu erzählen weiß, in denen 30000 Schweine sich mästen konnten an Eicheln und Bucheckern, so sahen doch einsichtige und weitschauende Landesfürsten dem Schwinden der Wälder mit Schrecken entgegen. Christian III. (1554) und Friedrich II. (1577) von Dänemark verboten im Schleswigschen die Aufführung von Holzhäusern, weil dies zur Vernichtung der Wälder führen müsse. Allein: «Die Bauern fühlten sich so wenig verpflichtet, sich nach Landes Gesetz und Recht zu richten, daß sie imstande waren, das Bauholz aus den königlichen Forsten zu stehlen und doch über die Tür zu schreiben: «In Jesu Namen ist dies Haus gebaut.» Meiborg.

Die Obrigkeit drückte wohl ein Auge zu — oder beide, und nicht wenige waren derselben Ansicht, der im Nachbarlande Hannover Justus Möser (der zuerst dem niedersächsischen Bauernhaus ein Loblied gesungen hat) vor 130 Jahren Ausdruck gab: «Es sei ratsamer, mit Bauholz nicht zu sparen, als es zu Pottasche und Glashütten zu verschwenden.» Mehr noch als die Glashütten haben in unserem Lande die Kohlenbrennereien das ihrige dazu getan, den Waldreichtum zum Schwinden zu bringen. Die Meiler fraßen unendlich viel Holz, und sie hätten wohl die Wälder sämtlich gefressen, wenn man nicht rechtzeitig Einhalt geboten hätte. ✧✧

Erst ganz allmählich griff eine rationelle Waldwirtschaft Platz; an Stelle der sinnlosen Waldverwüstung ist eine sachgemäße Waldpflege getreten, die sich glücklicherweise auch auf die Bondenholzungen (Bauernwaldungen) erstreckt. — ✧✧

Urwälder hat unser Land schon lange nicht mehr aufzuweisen, und jene größeren Waldreservate, die man als ihre Reste ansprechen möchte, sind wohl richtiger als ihre Nachkömmlinge zu bezeichnen. Sie haben sich in den letzten Jahrhunderten mehrmals erneuert und verjüngt und zeigen ein anderes, freundlicheres Gesicht. Als Erinnerungen aus ferner Zeit trifft man noch hier und da mächtige, uralte Baumriesen, vornehmlich Eichen. Sie könnten uns — vielleicht! — noch von blutigen Fehden, von heidnischen Opfergreueln, aber auch von sinnigen Gebräuchen unserer Vorfahren erzählen. Oder war es kein sinniger Brauch, wenn in klarer Vollmondnacht weißgekleidete Priester durch den heiligen Hain zogen, um mit goldener Sichel die hochgeschätzte Eichenmistel zu schneiden, die man in einem weißen Tuche auffing, damit sie nicht den Boden berühre und ihre Wunderkraft verlöre?

Man kennt sie alle, diese wenigen Baum-Veteranen; sie sind gezählt und im «Forstbotanischen Merkbuch» inventarisiert worden. Vielfach hat der Volksmund sie mit einem Namen bedacht (Kronen-, Galgen-, Königseiche) und sie so als Individuen aus der Masse herausgehoben. Sie verdienen es; denn sie sind charaktervolle Gestalten. Ihr massiger Stamm mit rissiger Borke, der sperrige Wuchs einer breiten, weitausladenden Krone macht sie zu Königen der Wälder, und nicht selten deuten die dürren Gipfelarme an, daß wir es mit einem «sterbenden König» zu tun haben. ✧✧

De steit der knurri ganz alleen, en Stubben,
old un krumm,
Un streckt en Ast na'n Heben rop, as lang
der'n Arm herum.
Groth.

Stattliche Eichenwälder wird man heute vergeblich in unserm Lande suchen, und schlimm wäre es um die Schweinezucht bestellt, wenn die Rüsselträger noch darauf angewiesen wären, sich an «Eckern» zu feisten. Nichtsdestoweniger kann die Eiche beanspruchen, als Charakterbaum des Ostens mitgezählt zu werden. Ihre ausgesprochene Eigenart verträgt nicht die Gesellschaft anderer; sie entfaltet ihre volle Schönheit im Freistand, als Einzelerscheinung, als Individualität. So findet man sie namentlich in den großen Güterdistrikten, wo man ihrer sorgsam geschont hat. Sie stehen am Wege, auf den Knicks und mitten auf den Feldern als

Flurhüter und Feldwächter. Dann und wann gesellt sich zu ihnen die Pyramidenpappel, die, ursprünglich ein Fremdling, sich in einzelnen Teilen unserer Landschaft Heimatrecht erworben hat; oft muß sie ihre Aufgabe, Feld- oder Flurhüter zu sein oder den Weg zu beschatten, mit der Buche teilen. Nur ungern stellt sich diese, wie es scheint, auf solchen verlorenen Posten.

Ein Wald über dem Walde.

Die Buche ist eben von ganz anderem Charakter; sie ist keine so ausgesprochene Individualität. Sie liebt die Geselligkeit, ja, bedarf ihrer sogar, um ihre rechte Schönheit zu entfalten. Nur im Walde bildet sie den glatten, schlanken, astlosen Stamm, der einer riesigen Säule gleich aufsteigt und hoch oben die Blätterkrone trägt. So baut sie einen Wald über dem Walde. Von den Hügeln, Kuppen und Abhängen hat sie gleichermaßen Besitz genommen und unser Land mit den wunderbarsten Wäldern geschmückt, die wir in gleicher Schönheit wohl nur noch auf Rügen treffen. Mit Vorliebe bedecken sie die Hügelkuppen. Sie geben, aus der Ferne gesehen, die Form der Kuppe wieder, nur noch stärker gerundet. So erscheint der Buchenwald oft als einzige große, grüne Kuppel. Unter dieser wandelst du wie in einem gotischen Dom. Du fühlst dich emporgehoben und dir wird feierlich zu Sinn wie im Gotteshause. Die Blätter lispeln und säuseln, rauschen und raunen, sausen und brausen. Wenn der Sturmwind durch sie hinfährt, klingt es wie das Rauschen und Orgeln einer fernen Brandung.

Der Buchenwald ist der schönste Schmuck der Landschaft. Er ist mit der Landschaft verwachsen; er lebt und leidet mit ihr. Sinnfällig vollzieht sich an ihm der Wechsel der Zeiten, das Leben und Sterben in der Natur. Zu jeder Tageszeit hat er ein anderes Gesicht. Er erwacht mit dem ersten Sonnenstrahl und geht zur Ruhe, wenn der glühende Ball hinabgesunken ist. Dann steht er «schwarz und schweiget.»

> Se snackt man mank de Bläder,
> As snack en Kind in Slap.
> Dat sünd de Weegenleder
> Vör Köh und stille Schap.
>
> Groth.

Unter seiner hohen Krone ist im Frühling Luft und Licht. Hier erstickt nicht alles Leben wie im Tannenwald, wo nur Pilze und anderes lichtscheues Gesindel gedeihen kann. Die «Sonne blickt durch der Zweige Grün», malt ihre bunten Kringel und erweckt zum Leben, was im feuchten Waldboden während der langen Winternacht schlummerte. Durch den dichten Blätterteppich schiebt der wohlriechende Waldmeister seine zarten, grünen Spitzen — hier ist er noch Meister des Waldes — und unzählige Osterblumen wirken einen bunten Teppich, wie ihn bunter, schöner, zarter keiner weben kann.

Manch duftende Blüte nickt dir zu: Maiglöckchen und Breitkölbchen duften um die Wette und das Kräutlein «Rühr-mich-nicht-an» umsäumt Wege und Gräben. Nur zaghaft streckst du deine Hand aus nach diesen Kindern des Waldes. Recht so! Achte dich nicht denen gleich, die wahllos alles abrupfen und gedankenlos so viel blühendes Leben vernichten; die Feld, Flur und Wald in ihrer Gier verwüsten helfen, weil sie jedes innige Verhältnis zur Natur verloren haben und nur noch mit den Händen und dem Mund genießen können und nicht mit den Augen allein und einem feinen Herzen.

> Brichst du Blumen, sei bescheiden,
> Nimm nicht gar so viele fort!
> Sieh, die Blumen müssen's leiden,
> Zieren sie auch ihren Ort.
> Nimm ein paar, und laß die andern
> In dem Grase, an dem Strauch;
> Andre, die vorüberwandern,
> Freu'n sich an den Blumen auch.
> Nach dir kommt vielleicht ein müder
> Wand'rer, der des Weges zieht,
> Trüben Sinns — der freut sich wieder,
> Wenn er auch ein Blümlein sieht.
>
> Johannes Trojan.

Sei bescheiden! Es sind des Waldes Lieblinge, und er hat sie gehegt und gepflegt. Er dankt es



33. Anemonenteppich



34. Buchenwald im Vorfrühling

dir, — heute schon. Sieh, wie fein er sich herausgeputzt hat, wie zu einem rechten Festtag! ⁘

Der Buchenwald im Wechsel der Jahreszeit.

Heut ist ein großes Frühlings-Erwachen! Ein leichtes Geriesel von Knospen ist über dem Walde ausgegossen; an den feinsten Spitzen und Zweiglein sind sie zu Tausenden und Abertausenden hängen geblieben. Sie übergießen den Wald mit einem rötlichen Schimmer, sitzen da und warten auf den ersten warmen Frühlingsregen. ⁘

Und über Nacht ist er gekommen. Ein leises, banges Rauschen, wie vor einem großen Geheimnis, das sich entschleiern will, ein ahnungsvolles Flüstern ging durch den Wald. ⁘

Und am Morgen ist es da. Frisch und zart und grün, wie große Sommervögel, die mit einem Ruck die finstere Hülle gesprengt haben, sitzt es Zweig an Zweig. Ist dir jemals der volle Sinn für das wundersame, feine «Kinderlied von den grünen Sommervögeln» aufgegangen?

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein,
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Wahrlich, auch hier heißt es, ihr müsset werden wie die Kindlein, wenn ihr hineinkommen wollt in das Himmelreich, reinen, feinen Naturgenusses! — Nun steht der Wald im Hochzeitskleide. Die Frühlingssonne hat die schlafende Erde wach geküßt; der Göttersohn Froh führt die jungfräuliche Gerda (Erde) heim, um sich mit ihr zu vermählen. Und im Walde soll die Hochzeit sein. ⁘

Blütenhain ist, wie beide wir wissen,
ein windstiller Wald;
Nach neun Nächten dem Nordsohn will Gerda
zum Weibe dort werden. Edda.

Der Sommer naht. Was knospete und keimte im Frühling, drängt mit Macht zur Reife. Die Blätter werden fester; dunkler und dichter wird das Laubdach. Wohltuender Schatten und erquickende Kühle bietet der dichte grüne Schirm, bis im Herbst die Reifriesen angestürmt kommen, das Laub zu lichten und bunt zu färben, und mit ihnen die Nebelriesen, die ihre langen, grauen Gewänder durch Felder und Wälder schleppen. Noch einmal nimmt die Sonne den Kampf mit ihnen auf. Sieghaft bricht sie durch die gelichteten Baumkronen, vergoldet den Blätterteppich und zaubert noch einmal einen Sommertag auf der Erde hervor. ⁘

Dann überläßt sie den Reif- und Frostriesen das Feld. Die Herbststürme legen die Blätter von den Zweigen und kehren sie zu modernen Haufen



35. Herbstsonnenschein im Walde



36. Birke im Rauhreif

zusammen. Schwarz und kahl steht der Wald, seines Schmuckes beraubt, aber nicht seiner Schönheit.

Wann wäre die Natur jemals aller Schönheit bar? Sie ändert sich stets, täglich, stündlich; sie ist heute anders als gestern und ehegestern. Aber darin bleibt sie sich gleich: sie ist immer schön! ⁘

«Wirkungsvoll tritt bei dem kahlen Laubbaum der gesetzmäßige Bau hervor und wundervoll seine feinsten Verzweigungen im Rauhreif und Schnee.»
Gradmann.

Schwarz und drohend steht der Wald im Winter. Nun laß im November die Nebelriesen zurückkehren und ihre schweren, grauen Gewänder an den kahlen Zweigen aufhängen (Bild 38). Wie es wallt und wogt! Du siehst alles wie durch einen dichten Schleier. Die Bäume stehen nicht mehr hart und schwarz im Landschaftsbilde, sie erscheinen wie aufgelöst, grau, leicht und luftig. Sie bekommen Leben. Die Ferne ist entschwunden; du siehst nur die nahen und nächsten Dinge, und diese nehmen merkwürdige, phantastische Formen an. Alles kommt dir fremd und anders vor; du bist wie losgelöst von deiner bisherigen Umgebung, ganz auf dich allein gestellt. Ein Einsamer in einer ganz neuen, fremden Welt!

Seltsam im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein.
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.
Hermann Hesse

Noch einmal zeigt der Wald ein neues Gesicht. Frau Holle hat ihr Bett schütteln lassen, und leicht und weiß senkte es sich auf die Zweige hernieder:

Hendal ute Wolken
As Duben, as Swolken,
As Feddern, as Dun.
Klaus Groth.

Immer mehr, immer mehr rieselts hernieder auf die Zweige, daß sie schier die Last nicht mehr tragen können. Sie neigen sich im Bogen zur Erde und bauen ein Gewölbe, das schwer und niedrig dich zu erdrücken scheint. (Bild 39.) ⁘

Da sendet die Sonne ihre goldenen Pfeile hinein: es blitzt und funkelt wie von abertausend Diamanten, und der Wald verwandelt sich in einen einzigen, großen Kristallpalast! ⁘

Soviel Tage im Jahr, soviel neue Gesichter zeigt dir der Wald. Er ist mehr als ein bloßer Schmuck der Landschaft. Er hat Leben und ist Leben.



37. Birke im Neuschnee

Wird's dich wundern, daß unsere Altvordern ihn heilig sprachen und in ihm ihre Altäre bauten, damals, vor tausend und mehr Jahren, ehe der Kampf zwischen Heidentum und Christentum unser Land durchtobte? — —

Was ist inzwischen nicht alles anders geworden, anders — und auch besser. Die wasserfrohen, kampflustigen Wenden vernichtet und aufgesogen, — das Volk der Hinterwäldler, die «wilden, ungezähmten Waldesel» und jene, die beutesuchend so gerne auf ihren flinken Schiffen «westwärts fuhren» nach dem reichen Britannien: sie alle haben sich nach und nach in friedliche Ackerbauer gewandelt. Sie haben sich die Heimaterde untertan gemacht, und indem sie den Boden ihren Wünschen und Bedürfnissen anpaßten, bequemten sie selbst sich mehr der Erde an und wurden nun erst die rechten Söhne ihrer Heimat.

Ackerland.

In wenigen Jahrhunderten hat sich die Bevölkerung vervielfacht; der Boden trug es willig, daß «so viele beieinander wohnten». Er gab, was man verlangte; erst karg und scheinbar widerstrebend — weil man ihn nicht zu behandeln verstand — dann gern und willig, reichlich und überreichlich in besonders fetten Jahren. Lange Zeit waren Roggen und Hafer das Hauptkorn; als drittes Rad am Wagen kam dann der Buchweizen, um später zum fünften Rad erniedrigt zu werden, als Gerste und Weizen — ein feines Korn! — auf unserem Boden heimisch wurden.

Lange Zeit auch war man mit sehr mäßigen Erträgen zufrieden und mußte es auch sein, weil man es nicht anders und besser konnte. So schreibt ein Chronist aus dem östlichen Holstein — Pastor Westhof in Bosau — im Jahre 1709: «Wenn Gott ein gesegnetes Jahr gibt, kann von Buchweizen und erstem Roggen das vierte, vom zweiten Roggen das zweite Korn geerntet werden. Vom Hafer ist kein Anschlag zu machen. Mäßigere Schläge bleiben oft bei der vierten Frucht unbesät liegen.» (Mitgeteilt von J. Piening.) Heute erscheint uns ein 12- bis 15-facher Ertrag als mäßig, und eine 20- bis 25-fältige Ernte ist in einzelnen Gegenden (Fehmarn, Alsen) keine Seltenheit. Wie eine Kuh über die Zunge gemolken sein will, so will der Acker auch das Seinige haben: Drainage, Mergel und Dünger und eine sachgemäße Behandlung. Pflegst du mich, so pfleg ich dich!


38. Trüber Wintertag

Mit dem Ertrag stieg proportional der Wert des Bodens. Manches Oedland wurde urbar gemacht. Die Wälder mußten es sich gefallen lassen, daß man ihren Umfang auf ein bescheidenes Maß begrenzte oder sie auf einen anderen Platz verwies, auf die Heide! So haben viele Abhänge, Hügel und Kuppen ihren Waldschopf verloren und sind zu Kahlköpfen geworden. Wie am Schädel des Menschen mit dem Schwinden des Haarschopfes seine eigentliche Form mit all den kleinen Erhöhungen und Vertiefungen und etwaigen abnormen Bildungen schärfer zutage tritt - eine rechte Freude für jeden Phrenologen Gallscher Observanz -, so ist nach dem Hinsterben der Wälder unter der Axt die Form des Geländes deutlicher und immer deutlicher hervorgetreten. Ungefähr so, wie sie etwa vor der Waldbedeckung gewesen sein mag. Aber der Pflug und die Einwirkung der Witterung haben bald dafür gesorgt, daß die ursprüngliche Form sich änderte, daß scharfe, charakteristische Linien sich mehr und mehr verwischten; und die Kahlköpfe haben es zu ihrer Freude erleben dürfen, daß ein weicher Flaum von Halmen und Aehren die kahle Platte deckte.

Nirgends wirkt darum das unter den Pflug genommene Gelände eintönig oder langweilig, auch dort nicht, wo es an Bächen oder Seen oder eingestreuten Buchenwäldern fehlt.

Die Felder weben einen bunten Teppich, und je nachdem der Pflug den leichten Sand- und Grandboden der Kuppe, oder den schweren Lehmboden an den Abhängen und im Tal faßt, sieht man wogende Roggenfelder, goldschimmernde Gersten- und Haferfelder neben dem Gold des Weizens oder dem Safrangelb des blühenden Raps. Von einem erhöhten Standpunkt betrachtet, ist das Land ein einziger großer Garten, und dieser gartenmäßige Charakter wird in hohem Maße durch die Wälle mit den lebenden Knicks von Haselnuß, Buchen, Weiden, Erlen, Hollunder, Rot- und Weißdorn erhöht.



39. Waldwiese im Neuschnee

Wälle und Knicks

Kreuz und quer, hin und her, nach allen Richtungen laufen sie, scheinbar willkürlich und ganz regellos. Aber nur scheinbar! Schon dem oberflächlichen Beobachter kann es nicht entgehen, wie fein sie in Biegungen und Windungen sich dem Gelände anschmiegen. «Wie ein natürliches Netz überspannen sie die Bodenfläche, tauchen hinab und erheben sich mit ihr, beschatten den Weg, verbergen und öffnen immer neu die Aussicht und bringen bei jeglicher Fernsicht zugleich mit dem Gemälde der Landschaft deren ganze plastische Bildung durch unmittelbare Anschauung zum Bewußtsein, als ob ein längst vorbereitetes Auge in die Gegend schaute.» L. Meyn. Die Wälle und Knicks bringen Abwechslung, Leben und Bewegung in das Landschaftsbild. Sie zerteilen die weite, gleichförmige Flur und lösen sie in kleinere Flächen, in Einzelbilder auf. Sie ziehen in graziösen Windungen dahin, und in ihrem Bestreben, den Schwierigkeiten des Geländes auszuweichen, gleichen sie den vielen kleinen Wasserläufen, die es meisterlich verstehen, jedem Hindernis geschickt aus dem Wege zu gehen, dafür aber mit unfehlbarer Sicherheit die niedrigste Linie im Wiesental zu bezeichnen. Sie waren deswegen von alters her das, wozu man später Wall und Knick bestimmte: eine Scheide, eine deutlich wahrnehmbare Grenze zwischen Mein und Dein.

Solcher natürlicher Grenzen bediente man sich in älterer Zeit, um die Scheide zwischen den Gemarkungen zweier Dörfer festzulegen; Wasserläufe, Gräben, Niederungen, kleinere und größere Seen (Schierenseen - Grenzseen!) eigneten sich am besten hierzu. Dagegen war das Bedürfnis nach vielfacher Abgrenzung inner-



40. Gartenmäßiges Gelände. Blick auf Curau

halb einer Dorfschaft nur gering. Dort behalf man sich meistens mit dem toten, geflochtenen Zaun. Der Besitzer hatte als ausschließliches Eigentum, das er umfriedete und mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte, in der Regel nur das Hausgrundstück. Wieschhof nannte man dieses im Holsteinischen, Toft im Schleswigschen. Alles übrige Land war feldgemeinschaft. Jeder Besitzer hatte seinen Anteil am Pflugland — das in der Regel eingefriedigt war und für dessen Bestellung eine genaue Fruchtfolge bestand — und am Weideland. Diese Feldgemeinschaften haben sich in mancher Gegend spät erhalten, im Amte Bordesholm beispielsweise bis zum Jahre 1766, im östlichen Holstein allgemein bis um 1760. ✣✣

Mit dem Aufhören der Flurgemeinschaften wurden die Knicks allgemeiner. Unschwer lassen sich jene alten Knicks feststellen, die einst den «Kamp» (das gemeinsame Pflugland) einschlossen, zum Unterschied von den jungen, die nach der Aufhebung der Flurgemeinschaft die einzelnen Aecker begrenzten u. vielfach kaum 150 Jahre alt sind. Wer sich einmal der Mühe unterzieht, die Wälle und Knicks der Dorfschaft einer Musterung zu unterziehen, wird bald einsehen, wie sie mit Vorbedacht und Sorgfalt gezogen sind, damit jeder den gleichen Anteil bekam am leichten Sandboden der Kuppe, am Hang und von der fruchtbaren Niederung; wie man ferner mit Sorgfalt daran dachte, der Kirche einen fetten Bissen in bequemer Lage zu servieren, und wie man für den armen «Schulmeister» so oft gar nichts übrig hatte als ein paar sandige Fetzen da und dort an der äußersten Grenze der Gemarkung.



41. Verschwiegener Fußpfad

Man folge einmal dem Bauern auf seinem Gang ins Feld. Der Weg ist oft recht weit, und zwar um so weiter, je größer das Dorf ist; nur wenigen ist es vergönnt, inmitten ihres wohlarrondierten Besitzes zu wohnen. Das sind in der Regel jene Einsiedler, deren Vorväter sich außerhalb des Dorfes auf einer Rodung oder Lichtung — die Flurnamen und Ortsnamen bezeugen es — anbauten. Sie sind die Ausbauer, «de Butendörper», die von dem «Binnendörper» oft nicht für voll angesehen wurden. Mit Unrecht! Wenn sie auch auf manche Geselligkeit des Dörflers, auf den immer regen Dorfklatsch und nicht minder regen Wirtshausbesuch verzichten müssen, so haben sie dafür in ihrer Abgeschiedenheit den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines bequemen Wirtschaftsbetriebes. Alle Koppeln liegen hübsch beieinander; mit einigen Schritten sind sie auf dem Acker, während der Binnendörper oft erhebliche Wegstrecken zurücklegen muß, um nach seinem Rögen, Kamp oder Sehn (Seichte) zu gelangen, der weit draußen liegt, dort, wo früher die Gemeindeweide sich befand. ✣✣

Zuerst geht es auf der Landstraße dahin; sie ist die Hauptader für den Ortsverkehr. Dann nimmt ein schmaler Feldweg uns auf. Nun wird es anheimelnd und gemütlich. Breite Wälle und hohe Knicks begrenzen ihn und versperren den Ausblick. Rechts und links die Hecktore; wie durch ein Guckloch blickst du in die Landschaft. Aber diese Nebenader kann noch nicht das ganze Gelände erschließen; dazu bedarf es noch feinerer Adern und Äderchen. Das sind die schmalen Redder, die bald nach rechts, bald nach links abführen. Meist sind sie nicht sehr lang, dafür um so schmäler, so daß Wagen kaum einander passieren können. Der Weg wird durch das üppige Buschwerk und Brombeergeranke an beiden Seiten noch mehr eingeengt. Ein Redder ist das Lauschigste, was man sich denken kann. ✣✣

In'n Graben, in't Redder,
Wo nümms uns het stört,
Dor heff ick ganz heemli
Dat Smöken lehrt. J. Stinde.

Auf den Steinen, die man von der Feldflur hierher schaffte, sonnt sich die Eidechse; durch das dichte Farnkraut gleitet eiligst und fast geräuschlos die Ringelnatter dahin, die wir in ihrer Ruhe störten. Tunkrüper (Zaunkönig) flitzt durch das dichte Gezweig; mit seiner hellen, scharfen

Stimme schilt er über die Störung, und auf den äußersten Spitzen des Haselstrauchs sitzt Gelgösch und läßt unermüdlich sein «Lik-lik-lik-lik-lik-lik Schiet» hören. Ueberall summt, zirpt, geigt und musiziert es. Es ist eine kleine Welt für sich, ein Paradies für das Vogel- und Kleintierleben, eine Lebensgemeinschaft mit einer bunten Fülle von Einzelerscheinungen.

Am Ende des Redders öffnet sich ein Guckloch, das Hecktor. Du durchschreitest es und stehst nun auf freiem Felde, diesmal an der Dorfschaftsgrenze. Hier siehst du noch zuweilen jene alten Wälle mit den mächtigen, knorrigen Stubben, unter denen sich der Igel in Laub und Kraut sein Nest baut. Wie oft hat man ihnen nach vollendeter Fruchtfolge den üppig wachsenden Schopf «geknickt», aber immer wieder sprießt neues Leben hervor. In «steinreicher» Gegend birgt der Wall große und kleine Findlinge die Menge. Man hat sie vom Acker fortgeräumt und an der Scheide zu einem natürlichen Grenzwall aufgetürmt, Erde darüber gedeckt, allerlei Gesträuch darauf gepflanzt und im übrigen alles sich selbst überlassen. Als dann mit dem Aufhören der Flurgemeinschaften die Einkoppelungen erfolgten, hatte man ihren Wert bereits erkannt und zog nun in großer Zahl jene Wälle, die so willkürlich und regellos zu verlaufen scheinen, in Wirklichkeit aber nicht geringe Anpassung an ihren Zweck verraten und der Landschaft zur besonderen Zierde gereichen.



42. Dorfplatz eines Rundlings. Meimersdorf bei Kiel

«.... de Knicks de gaht üm Koppeln un Feld, dat dat Veh nich utknipt un dat de Wind nich so heröwer pußt, un dat de Käuh un Schap sik darachter stellt, wenn't weiht un störmt un regent. Un so'n Knick, de deelt dat Land dägt vuneen: erst de Graben op diß Siet un denn de Erdwall, babenop mit dat Buschwark, Hasseln, Wicheln, Dorn, Eschen, Ellern, Brummelbeern, Hahnpoten und Mehlbeern un allerlei Tügs, un günd Siet wedder'n Graben, dar weet jeder Bur, wo de Grens is. So het se stahn förre hunnert Johr, un so steiht se noch. Un wenn knickt ward, wat gifft dat denn en Barg Buschholt vör'n Backaben un de Kök, to backen, brenn' un böten. So'n Knick, de hett sin Nutzen.» Jul. Stinde.

Von dem Nutzen der Knicks will der moderne Wirtschaftsbetrieb nichts mehr wissen. Man legt sie nieder und pflanzt an ihrer Stelle Pfähle ein, die den teuflischen Stacheldraht tragen. Handelt es sich darum, kleinere Koppeln zu größeren «Schlägen» zu vereinigen, so ist gegen das Niederlegen der Wälle nicht viel zu sagen; da braucht man dann auch keinen Stacheldraht oder einen anderen billigen Ersatz. Sehr oft fehlt dieses Motiv, und lediglich Unverstand und Neuerungssucht sind es, die dem Bauern Hacke u. Spaten in die Hand drücken, um mit Wall und Knick aufzuräumen. Was man dabei an Land gewinnt, ist leicht auszurechnen; was man verliert, das steht auf einem andern Blatt: eine feste Grenze, die mit geringen Mitteln sich selbst erhält, Feuerung für den Hausstand in ausreichender Menge, Schutz des Viehs gegen die Unbill der Witterung, Schutz des Landes vor zu schneller Austrocknung, Brutstätten der vielen Singvögel (ihrer mehr als 40 Arten nisten im Knick), die als unermüdliche Insektenvertilger die besten Freunde des Landmannes sind. Ganz zu schweigen von den ideellen Werten, die man mit dem Roden des Knicks preisgibt, von der Verödung, der man unsere Landschaft entgegenführt. Was wird sein, wenn die Knicks nicht mehr sind? Eine gleichförmige, fruchtbare Steppe, in der einzig und allein der Stacheldraht das Mein und Dein auseinandertrennt und wo die Steinkästen mit Pappdach im amerikanischen Farmerstil das einzige «malerische» und «belebende» Element bilden!

«....... 't deit mi leed üm de Gelgösch un de Grauiritsch un de Lüd.

Uem de Lüd, wils keen Gelgösch un keen Grauiritsch mehr hebbt. — Dat deit jo ok nich nödig. Wenn se'n Dag öwer arbeit't hebbt, gaht se abends in'n Krog. Dar steiht en nimodschen

Musikkasten, dar steckt se'n Nickel rin, un de spelt jem denn den niegsten Hopphei vör. Un dar sprekt's hochdütsch to. Awer se künnt dat ni örndli, un't hört sik snaksch an.» Jul. Stinde.

Ja, es nimmt sich gar manches «snaksch» und sonderbar aus in unserem Lande. Manch Altes, Ehrwürdiges in Sprache, Sitte, Tracht und Wohnung ist noch vorhanden, im Kern gesund, lebenszäh und nicht gewillt, sich vorzeitig aufs «Altenteil» abschieben zu lassen. Aber noch mehr Neues ist eingedrungen von hüben und drüben und überall her, nicht auf unserer nordischen Erde erwachsen und oft nicht einmal gewillt, sich der Heimaterde anzupassen, um so das Heimatrecht zu erwerben. Brutal und rücksichtslos fordert es Platz, Raum für sich allein, denn es ist das Neue, das «Moderne!» Da heißt es denn oft: Hart im Raume stoßen sich die Sachen! Altes und Neues steht feindlich und unversöhnlich nebeneinander.

43. Stilles Dorf. Möjen bei Segeberg.

Landschaft und Siedelung.

Augenfälliger tritt dies nirgends zutage als in den Siedelungen, und hier vornehmlich in der Dorfanlage und in dem Bau der Bauernhäuser. Stammesart und Eigenart hat sich hier von jeher am kräftigsten ausgeprägt und am deutlichsten erhalten, trotz des vielen Fremden, das allmählich eingedrungen ist. Während die Volkstrachten bis auf einen geringen Rest auf Föhr, Amrum und Röm verschwunden sind, hat sich manches charaktervolle Bauernhaus und manches schöne Dorfbild in unsere Zeit hinübergerettet als unerschöpfliche Fundgrube für den Künstler, Folkloristen und Heimatfreund.

Deutlich erkennt man, wie die einen es liebten, sich zerstreut anzusiedeln, wie wiederum anderen die Gesellschaft unentbehrlich war. Hier scharten sich die Häuser zu einem unregelmäßigen Haufendorf zusammen; in wunderlichen Krümmungen und Verzweigungen windet sich die alte Dorfstraße hindurch. Dort wiederum ist das Dorf nichts anderes als eine bebaute Straße, je eine Häuserzeile links und rechts. Im früheren Wendenlande Ostholstein dagegen stehen die Häuser dicht gedrängt um den gemeinsamen Dorfplatz, in dessen Mitte sich der Dorfteich und wohl auch die Gerichtslinde befand. Die Häuser kehren den spitzen Giebel dem gemeinsamen Mittelpunkt zu, gleich einem Rudel halbwilder Steppenpferde, die die Köpfe zusammendrängen, um dem Feinde die wehrhafte Hinterfront mit den gefürchteten Hufen zuzukehren. Und so ähnlich war's auch früher hier: Wälle, Verhaue, Zäune taten ein übriges, um den wendischen Rundling in eine kleine Festung zu verwandeln.

Wie sehr die Gegenwart trotz aller Neuschöpfungen ein Kind der Vergangenheit ist und bleibt, zeigt sich auch hier. Sie kann nie die Vergangenheit verleugnen. Mag das Dorf im Laufe der Jahrhunderte noch so viele Wandlungen durchgemacht haben durch Teilung der Hufen, durch Errichtung von Ausbauten auf Rodungen oder Oedländereien, mag auch manches Gebäude ganz verschwunden und durch ein anderes am andern Platz ersetzt worden sein: fast immer läßt sich der alte Kern der Siedelung aus der neuen Schale herausschälen.

Kaum irgendwo im Lande haben wir ein bunteres Bevölkerungsgemisch als im östlichen Holstein. Bis 1140 war es im Besitz der Wenden. Dann kamen Ansiedler in das verwüstete Land, Holsten, Friesen, Westfalen, Holländer. Am Bau ihrer Wohnungen kann man noch manche Stammesunterschiede erkennen. Deutlicher aber als dies alles hat die alte Dorfanlage, der wendische Rundling, sich erhalten. Vom Wendenhaus dagegen und seinen Besonderheiten sind kaum merkbare Spuren auf uns gekommen; es war gewiß sehr primitiv, und sicher werden nur wenige von der Kriegsfurie und der Brandfackel verschont geblieben sein. Die Dorfanlage dagegen übernahmen die Kolonisten vielfach als etwas Fertiges; sie bauten ihre neuen Häuser auf den alten Stätten und erhielten so eine interessante Form der Siedelung, die im ganzen

östlichen Holstein verbreitet ist. Für das Landschaftsbild ist die Siedelung von außerordentlicher Bedeutung. Ursprünglich ist sie etwas Fremdes im Landschaftsbilde. Mag sie auch noch so klein und unbedeutend sein: sie ist und bleibt ein Produkt der schaffenden Hand und des denkenden Geistes; sie ist nicht aus der Landschaft herausgewachsen, sondern in sie hineingesetzt, derselben gleichermaßen aufgezwungen. Sie bringt einen neuen Zug in das Landschaftsbild und gibt einer Gegend neue Gesichtszüge, nicht allein durch die eigentlichen Wohnstätten, sondern auch durch den damit verbundenen Wirtschaftsbetrieb, durch Gärten, ⁘ Aecker, Wiesen, Weiden. Sie kann der Landschaft zum Schmuck und zur Zierde gereichen, kann – bewußt und unbewußt – den Eindruck des Landschaftsbildes erhöhen und verstärken; sie kann aber auch – und diese Erfahrung müssen wir in jüngster Zeit so oft machen – das Gesicht der Landschaft aufs Gröblichste entstellen!



44. Landschaft am alten Eiderkanal mit Wällen und Knicks

So etwas war früher unmöglich. Die Behausungen waren zweifellos sehr einfach, oft dürftig und ärmlich; sie waren aber in vollkommener Weise ihrem Zweck angepaßt, und stets hatte man die Aufgabe in einfacher, natürlicher Weise gelöst. Darum waren sie in ihrer Art schön. Alles Material war auf heimischem Boden gewachsen: Holz, Stroh, Binsen, Ret, Heidekraut, Torf u. a. Sehr bald nahm es wieder die Färbung des Bodens an und gab den Gebäuden jenes Aussehen, das wir als bodenständig und heimatlich bezeichnen. Man konnte noch nicht Dachpappe und Wellblech, nicht Zink und glasierte Ziegel, die immer neu erscheinen, wo doch alles altert. ⁘

Das Dorfbild. Ein Dorf, das nicht durch sinnlose moderne Bauten verunschönt ist, imponiert durch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner Anlage, mag es auch noch so regellos gebaut sein. Die Lücken zwischen den Häusern werden ausgefüllt durch Gärten mit alten Obstbäumen, durch Linden, Eschen, Eichen oder Pappeln, die die Hofstelle begrenzen. Ragt dann noch aus der Mitte der einfache, schmucklose Turm der efeuumsponnenen Dorfkirche hervor — bis zur halben Höhe von einem Kranze uralter Linden umrahmt —, dann haben wir das Bild einer Herde, die sich um den hoch aufgerichteten Schäfer schart, oder einer Schar Küchlein, die sich zur Henne drängen. ⁘

Sieh nur, wie behaglich sich die langen, dunklen Rücken der Strohdächer am mäßig hohen Abhange hinstrecken, wie ruhende Rinder hinter dem schützenden Knick. (Bild 46.) So liebte man es vorzeiten, sich anzusiedeln: nicht auf der Höhe, jeder Unbill der Witterung preisgegeben, und auch nicht in der feuchten, ungesunden Niederung. Mußte man doch ohnehin den ganzen Vorrat an Hausmitteln erschöpfen, um das immer wiederkehrende «kalte Fieber» zu bannen! Aber in mäßiger Höhe, auf flachem Hange, da wohnte es sich gut. ⁘

Von der Höhe bei Bothkamp schweift unser Blick ins Tal, das die «dröge Eider» – hier noch mehr Bach als Fluß – durcheilt. Der See streckt ihr einen Zipfel entgegen, um sie gastlich zu empfangen. Doch: kaum gegrüßt, gemieden! Links am Wege erhebt sich, einem großen Strohdiemen nicht unähnlich, die altertümliche Kate Homauth. (Bild 45.) Fast scheint sie ein wenig stolz auf ihre Vergangenheit und ihren Namen (mouth von muth, munde-Mündung) zu sein, denn kräftig, aber keineswegs protzig, hebt sie sich aus dem Bilde heraus. Ihr aber deswegen in mißverständlicher Deutung ihres plattdeutschen Namens die Bezeichnung «Hochmutskate» zu geben, nein, das hat sie nicht verdient; Hochmütig, protzig sind nicht einmal die stattlichen Bauernhäuser von Bissee, die aus der Ferne nur undeutlich herüberschimmern. (Bild 46.) Sie ducken und strecken sich am Abhang; kaum heben sie sich von der Umgebung ab. In Form und Aussehen schmiegen sie sich dem Gelände so vollständig an, daß unser Auge sie nur schwer von der Landschaft unterscheiden kann. Sie sind ein Teil der Landschaft geworden — eine Bodenerhebung, eine Hügelwelle, nichts weiter.

Sie ſehen aus, als wären ſie aus der Landſchaft emporgewachſen. Und das ſind ſie auch im Grunde. Was macht es viel aus, daß das Holz zum Ständerwerk im nahen Eichenwald wuchs, das Ret des Daches im Winkel am See ſeine Lieder rauſchte und daß man den Lehm zu den Ziegelſteinen in der Nachbargemeinde grub und — in früherer Zeit — im «Kuhlbrand» härtete? Es iſt alles von heimiſcher Erde. Kunſtgerecht fügten wackere Handwerksmeiſter es zuſammen, und liebevoll nahm die Natur ſich des Bauwerks an. Sie ſorgte durch Verwitterung, durch den Anflug von Flechten und Algen für die rechte Färbung und pflanzte auf das dunkler werdende Dach das luſtig grünende Moos. So wurde es wieder ein Stück Natur, und die Jahre ſorgten dafür, daß es immer mehr mit der Umgebung verſchmolz. ⁂

Dies gilt von allen alten Bauernhäuſern unſerer Heimat, ⁂ mögen ſie däniſch-jütiſcher ⁂ Bauart ſein, wie in Nord-Schleswig, oder niederſächſiſch oder frieſiſch. ⁂

43. Kate Hamauth, Bothkamp

Unter dem Strohdach.

Im Oſten unſeres Landes iſt vor allem das niederſächſiſche Bauernhaus verbreitet; es beherrſcht das ganze Gebiet von der Elbe bis zur Schlei, ja es reicht bis in Angeln hinein. Ihm mag darum ein ausführliches Wort gewidmet ſein, und manches, was über ſeine Schönheit, Zweckmäßigkeit, Bodenſtändigkeit und ſeinen Charakter zu ſagen iſt, gilt in ſinngemäßer Anwendung auch für die übrigen Bauernhäuſer, die die bucklige Welt des Oſtens zieren. Nein, nicht bloß zieren, ſondern ihr geradezu Charakter verleihen als Kulturlandſchaft, als Wohnſtätte geſunder, tüchtiger, arbeitsfroher Volksſtämme. ⁂

Charakter aber kann das Haus der Landſchaft nur geben, wenn es ſelber Charakter hat, wenn Weſen und Ausdruck, Seele und Körper, Schein und Sein, Sinn und Form ſich decken. Dann iſt es einheitlich, ſolide im wahren Sinne des Wortes — charaktervoll! Von wem aber hat es wohl Sinn und Seele anders als von dem, dem es auf den Leib zugeſchnitten war, für den es im Grunde nichts anderes bedeutete als ein erweitertes Gewand, nur viel dauerhafter als das beſte Wams von «Egenreed», und eben darum ſo ſehr geeignet, Stammeszüge auszuprägen und aufzubewahren? — ⁂

Ein ſchwieriges Unterfangen iſt es, mit wenigen, kräftigen Strichen den Charakter der verſchiedenen Volksſtämme, die in unſerem Lande friedlich beieinander wohnen, zu zeichnen; beſonders ſchwierig wird die Aufgabe, wenn es ſchließlich darauf ankommt, die letzten feinſten Nuancen hinzuzutun und vor allem die unterſcheidenden Merkmale feſtzulegen. Jedoch: die wichtigſten, ⁂ markanteſten Züge eines Stammesantlitzes herauszuarbeiten, möchte wohl gelingen, und das genügt, um prüfen zu können, wie weit dieſe ſich im Bauernhauſe wiederſpiegeln. ⁂

Klar tritt der Niederſachſe vor unſer Auge in dem Bilde, das Müller-Königswinter von ihm entwirft: ⁂

Und wie das Land, ſo ſind die Leute,
Wie's geſtern war, ſo iſt es heute
In ihren Herzen; offen, grad,
Schnurſtracks ſo wandeln ſie den Pfad;
Stark, feſt in dem, was ſie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Haſt,
Dann aber zäh und unverdroſſen.

Wenn du dies noch nicht wußteſt, das alte niederſächſiſche Bauernhaus könnte es dir erzählen. Es iſt nicht charakterlos und ſtumm wie ſo viele moderne Bauten. Es weiß dir manches in ſeiner ſchlichten, eindringlichen Sprache zu berichten. Wie das Kleinbürgerhaus in der Stadt, gehört das Bauernhaus zu den «ſprechenden Häuſern», aber es ſpricht eine deutlichere, eindringlichere Sprache als jenes, denn es iſt älter, naturwüchſiger; jenes iſt aus dieſem hervorgegangen.

Breit hingelagert liegt es da, wie feſtgewachſen an dem Boden. «Mein Sohn, bleib der Erde getreu! Nur von ihr empfängſt du, wie der Rieſe Anthäus,

Kraft und neues Leben.» Die niedrigen Fachwerksmauern tragen ein mächtiges Dach, das fast bis auf den Boden herabreicht. Es umfängt unter seinem Schirm Tier und Mensch und gewährt ihnen gleichermaßen Obdach und Behagen; in der Mitte umschließt es einen Raum, der allen gleichmäßig gehört, der den Kern des Hauses ausmacht und auf dem das wirtschaftliche Leben namentlich während der Wintermonate sich vereinigt; in Kammern und Kellern und vor allem auf dem geräumigen Boden sammelt es den Segen der Felder, Nahrung für Mensch und Tier. «Alles unter einem Dach» ist die Formel für das Niedersachsenhaus. Die Liebe der Niedersachsen zu ihren Haustieren duldete es nicht, diese in besonderen Gebäuden unterzubringen. Sie waren von jeher aufeinander angewiesen, sie gehörten zusammen seit jenen unvordenklichen Zeiten, da als erster Freund aus dem Tierreiche der Hund sich ihnen zugesellte, bis heute. Was das Haus vorzeiten war, ist es auch jetzt noch: ein großes, behagliches Zelt, das alle gleich liebevoll umfaßt. Die niedern Mauern und der stattliche Giebel sind beide dem Hause erst spät erwachsen. Das Dach war und ist die Hauptsache. Was auch die höchsten und stärksten Mauern nie vermögen, gelingt ihm allein, mühelos und leicht: den Bewohnern Schutz und Schirm zu spenden gegen die Unbill der Witterung. Das Dach ist das Haus. So war es insonderheit in alten Zeiten, so ist es auch noch heute. «Ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst», spricht der königliche Beamte zum Herrn und Meister. «Komm unter mein Dach und ruhe dich aus,» spricht der Wirt zum Gast. Den roten Hahn setzt man jemand «aufs Dach»; die Ernte bringt man unter «Dach und Fach», und wem man nicht wohl will, dem möchte man gelegentlich einmal «aufs Dach steigen». Eine Welt für sich überschattet das Dach des Bauernhauses — eine abgeschlossene, arbeitsreiche, aber stille Welt, deren abgeschlossener Charakter noch durch einen eingefriedeten Gürtel, der ringsum das Haus umgibt und mit in den Frieden des Hauses einbezogen ist, gesteigert wird. Das ist der Garten hinter und neben dem Hause und die geräumige Hofstelle vor demselben. Wall und Hecke oder eine Mauer von Findlingen umgibt das Ganze. Wir verstehen, was der Bauer damit hat ausdrücken wollen: Mein Haus ist meine Burg!



46. Blick auf Bissee

Der Mensch ist dort so
abgeschlossen
Fast wie sein Haus,
das seine Gipfel
Einsam hinaufstreckt
in die Wipfel
Des Hains und aus
den Fenstern weit
Hinsieht auf Wies'
und Feldgebreit.

Müller-Königswinter.

Raumteilung und Konstruktion des niedersächsischen Bauernhauses.

Durch ein weites Tor, das in früherer Zeit durch einen Schlagbaum geschlossen werden konnte, kommst du auf den Hof. (Bild 48.) Zwei stattliche Eichen oder Linden stehen als Wächter, und hinter ihnen richtet sich der schmucke Brettergiebel steil und kerzengerade auf. Nicht selten trägt er als Schmuck zwei Pferdeköpfe, wohl als Erinnerung aus heidnischer Zeit, da man Wodan das Roß opferte. Das eichene Ständerwerk zerlegt die Fläche in Fächer, die durch bunte Ziegelmuster — unter denen Mühle und Donnerbesen nicht fehlen dürfen — belebt werden. Erkennt man sonst unschwer an dem Mauerwerk seine untergeordnete Bedeutung, so ist es doch hier, an der Stirnseite des Hauses, anders. Schmuck und stattlich sieht es aus und verrät Wohlstand und häusliches Behagen. Die Mitte der Giebelseite nimmt die «große Tür» ein. Sie kann sich weit öffnen, gleich einem riesigen, dunklen Schlund, in dem ein vollbeladener Erntewagen verschwinden kann, ohne

sonderlich Anstoß zu erregen. Durch eine sinnreiche Einteilung, senkrecht und quer, hat man es in einfachster Weise ermöglicht, durch den unteren halben Flügel das Haus am Tage zu sperren und durch die obere Hälfte Licht und Luft den notwendigen Einlaß in das große Langhaus zu verschaffen. Doch ehe du den hölzernen Riegel innen zurückschiebst, um Eintritt zu gewinnen, blick noch einmal auf den Gesimsbalken über der Tür. Er trägt neben dem Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, neben Jahr und Datum einen Spruch eingeschnitzt:

Wit' kümmt, so nümmt.
Nähr di un mehr di.

War das nicht ein Knorriger, ein Trotziger, der diesen Spruch prägte oder schrieb? Ein echter Holste, der noch etwas von der Natur der wilden Waldesel im Blute hatte? Merke dir's wohl; es kann dir nur von Nutzen sein, wenn du gleich auf den richtigen Verkehrston gestimmt bist. Tritt ein! Du befindest dich auf der geräumigen Lehmdiele, dem Hauptraum des Hauses, der fast das ganze Gebäude der Länge nach durchzieht. Ihr Licht empfängt sie durch die halb geöffnete Tür und durch ein paar kleine Fenster. Das ist für den großen Raum nur wenig. Hier herrscht darum Dämmerung, ein gewisses Halbdunkel, das mit der Tiefe der Diele zunimmt. Besonders wirkungsvoll ist der Gegensatz zwischen diesem «Halbdunkel» und der Fülle des Lichts, die draußen flutet. (Bild 47.)



47. Blick durch die große Tür

Bald hat sich dein Auge auf dieses Dämmerlicht im Innern eingestellt, und nun treten die Einzelheiten deutlicher hervor. Du siehst «der Rinder breitgestirnte, glatte Scharen» dir die Köpfe entgegenstrecken, und in das wütende Gebell des wachsamen Haushundes mischt sich ihr gemütliches oder neugieriges Brummen. Auf der andern Seite der Diele klopfen vielleicht die Pferde nach Futter; die Hühner, denen man hinter oder zwischen den Kühen strohgeflochtene Kiepen oder alte Bienenkörbe an Ständern als Nester eingerichtet hat, gackern lustig dazwischen. Fehlt nur noch, daß in dieses Durcheinander von Naturstimmen das muntere Klipp-Klapp der Dreschermelodie sich mischt, dann ist das Hauskonzert vollständig.

Ueber dir siehst du eine hohe, aus breiten Eichenbohlen gefügte und von Rauch und Alter geschwärzte Decke. Durch die große Luke in ihrer Mitte wandern im Sommer die Erntevorräte auf den Boden; aus ihr ergießen sich im Winter die Heu- und Strohbündel, die von den Rindern sehnsüchtig erwartet werden, klatschend auf die Diele. Links und rechts stehen neben der Diele, immer in gleichen Abständen, in einer Bodenschwelle eingelassene eichene Ständer, die man in früherer Zeit auch wohl auf Findlinge stellte oder gar mit dem Wurzelknollen, dem Wurbod, in den Erdboden senkte. Das sind die «Höödstänner» (Hauptständer), die mit Hilfe von Streben und Kopfbändern einen Rahmen tragen, der wiederum die mächtigen Balken und die in sie eingelassenen Dachsparren aufnimmt. Die «Höödstänner» tragen ihren Namen mit Recht; auf ihren Schultern ruhen einzig und allein die ganze Last des Hauses, das gewaltige Dach und die gesamten Erntevorräte, die unter ihm verstaut sind. Die Außenmauern tragen nicht. Sie könnten entfernt werden, ohne daß das Haus einen Ruck bekäme. Sie dienen nur als Abschluß, als Wandschirm, der die «Afsit» (Abseite), den Raum für Ställe und Kammern zu beiden Seiten der Diele, nach außen begrenzt. (Bild 49 und 49a.)

Ehe der Gebrauch des Ziegelsteins auf dem Lande allgemein wurde – und das war um die Wende des 17. Jahrhunderts der Fall — dichtete man die Wände mit dem Material, das die Gegend am häufigsten bot, mit Heidekraut, Ret, Holz und Torfsoden. Besonders beliebt aber war ein Flechtwerk aus Reisern, das man um die Staken zwischen den Ständern «wand» und mit Lehm beschmierte — ein sehr alter und sehr weit verbreiteter Brauch, der sich durch die Zeit der Völkerwanderung bis in die vorgeschichtliche Zeit verfolgen läßt und dessen Anwendung sich keineswegs allein auf Bauernhäuser beschränkte, sondern auch in Bürgerhäusern



48. Niedersächsisches Bauernhaus. Haus Först in Rumohr, Kreis Bordesholm

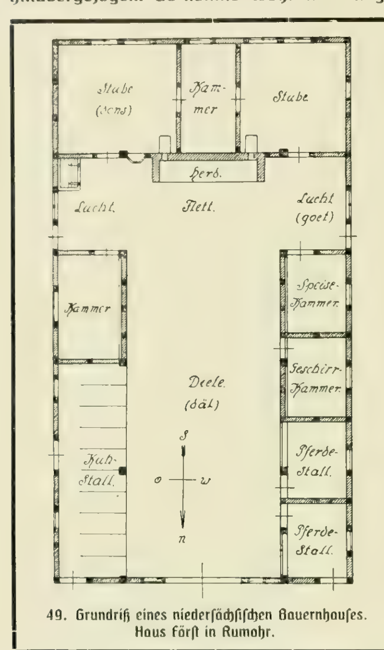
und sogar bei Kirchen üblich war. Die Tätigkeit des «Windens» war so allgemein verbreitet, daß daraus sich die Bezeichnung «Wand» bilden konnte, während das halbfremde Wort Mauer, aus dem römischen murus entstanden, weit jüngeren Datums ist. Daß solches Material den Außenwänden keine besondere Festigkeit geben und sie so zum Mittragen der Last geschickt machen konnte, ist klar. Darauf verzichtete auch die ganze Konstruktion von vornherein. Die Verbindung der Außenmauern mit dem Kern des Hauses — dem von den Häudständern getragenen Dachstuhl — war und blieb eine lose. Die «Affit» hat den Charakter eines angehängten, angeklebten Raumes beibe-

halten, der entſtanden iſt, als die nur aus den beiden Dachflächen beſtehende Wohnhütte mit den höher werdenden Höndſtändern allmählich aus der Erde emporwuchs und zum Wohnhaus wurde. Mit Hilfe dünnerer Hölzer (Uplonger, Aufſchieblinge), die man von den Außenmauern auf die Sparren legte, wurde das Dach auch über die Abſeiten hinübergezogen. So konnte wohl dem ungeübten Auge die Bedeutung der Höndſtänder für einen Augenblick verſchleiert werden; in Wirklichkeit haben ſie aber die gleiche Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten, und unſer Bauer trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er — auf die eiſenharten Ständer zu beiden Seiten der Diele weiſend — ſagt: «Diſſe Stänners drägt dat ganze Hus».

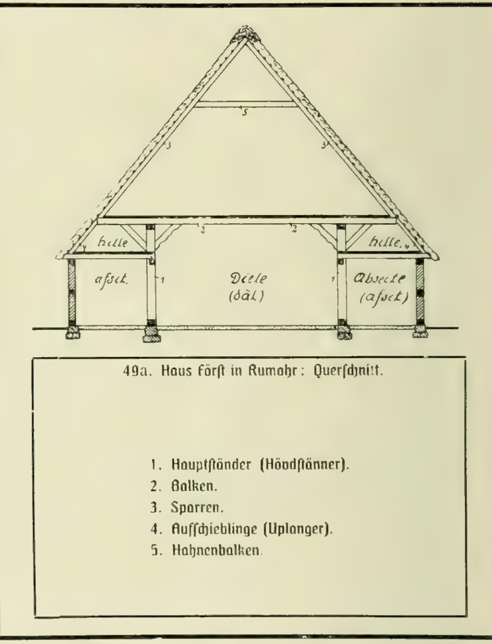
Während du die Diele entlang wanderſt, haſt du Muße genug, wahrzunehmen, daß links und rechts Türen zu verſchiedenen Gelaſſen führen, zur Häckſel-, Geſchirr- und Rübenkammer und zu den Räumen für Knechte und Mägde. Sie ſind ſämtlich in den langen Abſeiten untergebracht, und über ihnen wie über den Stallräumen liegt unter der Dachſchrägung die Hille mit dem Oken, einem halbdunklen Raum, in dem neben Holz und Torf oft allerlei Gerümpel und manches Stück alten Hausrats ſchlummert. Bezeichnenderweiſe heißt es von jemand, der über reichliche Güter des Lebens verfügt: «He het noch wat achtern Oken!» ❖

Der Herd, die heilige Stätte des Hauſes.

Gegen das Ende hin hellt ſich der dämmerige Raum der Diele merklich auf; in breitem Strom flutet von rechts und links das Licht herein, und hell beleuchtet, ſozuſagen ins rechte Licht gerückt, tritt das Hauptſtück des Hauſes, der große, offene Herd hervor. Ein ſtattlicher Schwibbogen mit Rauchlöchern, die zu ſymmetriſchen Muſtern geordnet ſind, überwölbt ihn. In einer Ecke flackert ein luſtiges Holzfeuer; an der verſtellbaren Kette hängt der Kaffeekeſſel, der zu andern Tageszeiten einem mächtigen kupfernen Keſſel oder einem ſchwarzen Grapen Platz machen muß. Feuerſtulpe, Zange und Feuerpüſter liegen zur Hand, und mit einem Griff kann man Topflappen oder Zündhölzer erraffen, die im Mauerloch der Seitenwand untergebracht ſind. In der hinteren Wand ſiehſt du zwei dunkle, viereckige Oeffnungen; das ſind die Mäuler der Bilegger-öfen, die von hier ihre Nahrung empfangen. Vom Herdloch wandert die glühende Kohle beim Heizen in den Ofenſchlund und Holz oder Torf hinterdrein, mitunter auch wohl ein deftiger Stubben, der Keil



49. Grundriß eines niederſächſiſchen Bauernhauſes. Haus Förſt in Rumohr.



49a. Haus Förſt in Rumohr: Querſchnitt.

1. Hauptſtänder (Höndſtänner).
2. Balken.
3. Sparren.
4. Aufſchieblinge (Uplonger).
5. Hahnenbalken.

und Art widerstand. Aus dem Ofen wandert zum Feueranmachen die Kohle wieder auf den Herd oder auch in die Feuerkieke, um Großmutters Füße zu wärmen. Der Rauch der Oefen mischt sich mit dem des Herdfeuers. Wände und Decken, alles ist mit einer glänzenden Kruste von Sott (Ruß) überzogen. Der Schwibbogen aber erhält wöchentlich einen frischen Anstrich von Schlemmkreide oder Wiesenkalk; um so deutlicher hebt er sich von der rauchgeschwärzten Umgebung ab. Durch die Oeffnungen des Schwibbogens kann der Rauch abziehen. Auf seinem Weg ins Freie, den er nicht in zwangläufiger Bahn eines engen Schornsteinschachtes zu nehmen braucht, hat er noch ein wichtiges Geschäft zu verrichten. Die Schinken, Speckseiten und Würste unter dem Wiemen wollen noch geräuchert sein. Dann mag er sehen, wie er ins Freie gelangt: durch die geöffnete große Tür oder durch das Uhlenloch im Giebel oder durch irgend eine andere Oeffnung. Erweist sich der Rauch mitunter als gar zu anhänglich, dann weiß man, daß schlechtes Wetter im Anzuge ist, denn «der Rauch beißt»!

Der Herd ist das Schönste, was das alte Rauchhaus in baulicher Anlage aufzuweisen hat. Er ist groß, geräumig und überaus einfach. Die Seitenwände wirken wie Säulen; mühelos tragen sie den großen Rundbogen, der kühn zu der hohen Decke emporstrebt und der ganzen Anlage etwas Feierliches gibt. Der Herd ist zu jeder Tageszeit von hoher, malerischer Wirkung, im hellen Licht des Mittags und im Dämmerlicht des Abends. Besonders aber abends. Wenn auf der Diele tiefe Finsternis lagert und weiche, müde Dämmerung den Herdraum umschmeichelt, wirkt er geradezu monumental. Weithin leuchtet die flackernde



50. Diele eines niedersächsischen Bauernhauses



51. Am Herd

De Welt de löpt, de Tid de geiht,
Weest, wat se koken un maken deit?
En beten Sorgen vör jeden Morgen,
En beten Plag vör jeden Dag,

En beten Hapen vör jeden Aben,
En beten Hach vör jede Nacht —
So weer't vorleden —
Wes du ok tofreden! Klaus Groth

flamme durch die große Tür hinaus auf den Weg. Sie begrüßt den heimkehrenden müden Ackersmann und verbreitet Wärme und Behagen ringsum. O, wie wunderschön ist es dann, auf dem Herd zu sitzen, in die Glut zu starren und zu träumen. Einer nach dem andern kehrt heim. Selten noch klappt die Tür. Behaglich kauend ruht das Vieh; gemütliches Brummen oder das Klirren einer Kette ist das Einzige, was uns seine Anwesenheit verrät. Nun wird auch die große Tür geschlossen. Eine heilige Ruhe ist eingekehrt in dem betriebsamen Hause. Nun träume, träume. — — Wie die Flamme zuckt und flackert, huscht es gespenstisch über Wände, ✦✦ Fußboden und Decke zur Diele hin. Dort gähnt tiefes, geheimnisvolles Dunkel: Niß Puck und andere Hausgeister haben dort ihr Wesen. Hier aber ist Licht, Wärme u. wohliges Behagen. ✧

Mühelos wandern die Gedanken in ferne Zeiten zurück, als der Herd noch der rechte Mittelpunkt des Hauses und die Herdflamme die einzige licht- und wärmespendende Quelle war, zu der sich alle in der Feierabendstunde drängten. «Um des Herds gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner.» Da war das Einwohnungshaus auch noch das Einfeuerhaus. Sorgsam hütete man in der Asche die Glut, um am nächsten Morgen die «ewige Flamme» mühelos entfachen zu können. Aber geh noch ein wenig weiter in den Schoß der Vergangenheit zurück. War es nicht hier, wo man die wundersamen, uralten Märchen dichtete? nicht hier, wo Großmutter zum surrenden Spinnrad schnurrige Rätsel aufgab: «Wat geiht rund üm't Hus un kikt in alle Löcker?» War nicht hier der Ehrenplatz, den man dem geehrten Gast bei Trunk und Mahl einräumte? Wurde nicht hier das Verlöbnis, die Ehe geschlossen? War dies nicht der Ort, dahin sich der Verfolgte flüchtete, wissend, daß jedem der Herdfrieden heilig war? Lang, lang ist's her. . . . Es war einmal. . . ., wie im Märchen. ✧✧



52. Herd mit Flett und Lucht. Haus Schurbohm in Groß-Harrie

Der Herdraum war nicht nur schlechthin die Wohnstätte, er war auch zugleich die Kultstätte, das Heiligtum des Hauses. Und der Altar war der Herd. Darum verwandten unsere Vorfahren ihren ganzen primitiven Kunstsinn darauf, ihn stattlich und schön herzurichten. Aus dem Feuerloch mit dem niederen Steinkranz, der einem alten heidnischen Opferaltar nicht unähnlich war, erwuchs er zu der imposanten Anlage, die auf den ersten Blick seine beherrschende Stellung im Hause verrät. ✧✧

Keine der vielen Herdanlagen in unserm Lande kann sich an malerischer Wirkung mit dem Herd des Niedersachsenhauses messen. Ihn umkleidet noch ein Schimmer von ✦ Poesie und religiöser Weihe aus jener Zeit, da das niedersächsische ✦ Bauernhaus eine rechte «Arche der Menschheit» war. Es hat sich dieser Nimbus hinübergerettet in unsere nüchterne Zeit. Die ersten deutlichen Zeichen der Absonderung des Hausherrn von seinen Haustieren trat am Herd zutage. Was zum Wohnraum der Menschen bestimmt war, erhielt eine Pflasterung von handgroßen Steinen. Man wollte nicht mehr, wie das liebe Vieh, auf der bloßen Erde wohnen. So entstand vor dem Herd das Flett, d. i. das Gepflasterte, in besonders alten Häusern noch hier und da anzutreffen. War der also hervorgehobene Raum auch noch so beschränkt, in den Augen seiner Bewohner war er etwas Besonderes, ein behaglicher, vielbegehrter Platz, und wer als junger Mensch nie von diesem warmen Platz fortgekommen war, um in der Fremde «Unterschied» kennen zu lernen, war und blieb wohl ein ungeschliffener, beschränkter Gesell, ein Herdhocker, ein rechter — Flöß! ✧✧

Durch viele Jahrhunderte blieb das Flett der einzige Wohnraum. Die Schilderung, die Justus Möser gegen Ende des 18. Jahrhunderts von alten Bauernhäusern im Osnabrück'schen entwirft, traf sicher auch für manche der niedersächsischen Häuser in unserem Heimatlande zu: «Der Herd ist fast

in der Mitte des Hauſes und ſo angelegt, daß die Frau, welche bei demſelben ſitzt, zu gleicher Zeit alles überſehen kann. Ein ſo großer und bequemer Geſichtspunkt iſt in keiner andern Art von Gebäuden.



53. Niederſächſiſche Küche

Ohne von ihrem Stuhl aufzuſtehen, überſieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt ſolche bei ſich niederſitzen, behält ihre Kinder und ihr Geſinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, ſpinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafſtelle iſt hinter dieſem Feuer, und ſie behält aus demſelben eben dieſe große Ausſicht, ſieht ihr Geſinde zur Arbeit aufſtehen und ſich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöſchen und alle Türen auf- und zugehen, höret ihr Vieh freſſen, die Weberin ſchlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn ſie im Kindbett liegt, kann ſie noch einen Teil dieſer häuslichen Pflichten aus dieſer ihrer Schlafſtelle wahrnehmen. . . . . . Der Platz bei dem Herde iſt der ſchönſte unter allen.»

Döns und Peſel.

Langſam, aber unaufhaltſam vollzog ſich eine Wandlung nach der andern. Vom Flett verſchwanden Tiſch und Bank und wanderten in den einen Seitenraum neben dem Herd. Hier ſchuf man ſich einen mehr abgeſchloſſenen Sitzplatz, der in einigen Gegenden als Lucht, in anderen (z. B. S.-Dithmarſchen) als Sittels bezeichnet wurde. Wandbetten und Sitztruhen erhöhten den Eindruck eines abgeſchloſſenen wohnlichen Raumes. An der andern Seite des Herdes richtete ſich die Hausfrau die Goet (Küche) ein. Heute hat auch das Sittels ſeine Bedeutung längſt verloren, und nur die Küche hat ſich ſtellenweiſe in ihrer älteren Form erhalten. ⬩

Dort werden noch jetzt die Schätze an kupfernen, meſſingnen und zinnernen Geſchirren aufgebaut und jeden Sonnabend blank geputzt. Durch das niedere Küchenfenſter flutet warmes Sonnenlicht herein, malt die hellen Fenſteröffnungen auf dem Eſtrich ab und gleitet liebkoſend über den blanken Zierat. ⬩⬩

In der Lucht dagegen iſt kaum noch etwas, das an ſeine frühere Bedeutung als Wohnraum gemahnt. Sehr ſelten ſieht man dort noch eine alte ſchöne Sitztruhe; meiſtens nur Bank und Geſindetiſch. Lange ſchon iſt das Bedürfnis nach Wohnlichkeit und weiterer Abſonderung ſeinen Weg gegangen. Wie einſt der Wirt mit ſeinem Geſinde ſich vom Vieh abſonderte, ſo ſonderte er ſich durch Errichtung einer beſonderen Schlafkammer hinter dem Herd vom Geſinde ab. Nicht ſehr lange dauerte es, da weitete ſich das angebaute Kammerfach und gab Raum für Döns und Peſel, Wohn- und Staatsſtube. «Komm in in' Döns!» Mit dieſen Worten führte man den Gaſt, wie einſt zum warmen Herd, ſo jetzt in die traulich erwärmte Stube. Vom Flett zur Döns — das war ein weiter Weg in der Kulturentwicklung unſerer bäuerlichen Bevölkerung. Noch vor 300 Jahren war eine heizbare Stube ein ſelten Ding. Der Dithmarſcher Chroniſt Neocorus berichtet, daß es zu ſeiner Zeit im Kirchſpiel Büſum nur 4—5 Dönſchen gegeben habe, und er kenne ſie nur aus Paſtorenhäuſern. Während der Peſel faſt immer ein kalter, froſtiger, ungemütlicher Raum blieb, in dem man ſich nur zu Hochzeiten und Begräbniſſen verſammelte, war die kleine Döns mit ihrem einfachen, aber zweckmäßigen und gediegenen Hausrat durch Jahrhunderte hindurch der Gipfelpunkt des Behagens und der Urgemütlichkeit. Wenn auch im Wandel der Zeiten vieles anders geworden iſt — die Wandbetten ſind überall verſchwunden, die Fenſterbank iſt durch ein bequemes Sofa verdrängt worden — ſo vermag doch manche ſchlichte Bauernſtube von heute ein Bild zu vermitteln, das nicht gar zu ſehr abweicht von dem Leben, wie es vor fünfzig oder hundert Jahren ſich in demſelben Raum abſpielte.

Hier iſt kein Stück der Zimmereinrichtung, das durch Zweckwidrigkeit oder Protzenhaftigkeit unangenehm auffiele. Der große Bilegger verbreitet im Winter wohlige Wärme, und unter der Ofenſtulpe im Rohr brotzeln die Bratäpfel. Am Ofen ſteht der Großvaterſtuhl. Da gönnt ſich die nimmermüde Hausfrau einige Minuten Ruhe, wenn nach dem Mittag-



Aus dem Ostenfelder Bauernhaus in Husum.

54. Im Pesel.



essen alles beschickt ist. Sie schlägt die Schürze über den Kopf und nickt, aber wirklich «nur ein Viertelstündchen!» Dort sitzt der Vater in der Dämmerung, wärmt sich die mit Holzpantoffeln bewehrten Füße an der mit biblischen Darstellungen gezierten Ofenplatte und raucht eine Pfeife «Petum» dazu. Sobald die Tür draußen klappt oder auf der Diele sich etwas regt, fliegt die Gardine vom «Kiekfenster» an die Seite, und ein Blick genügt ihm, um sich über das Vorkommnis zu orientieren. Der Lehnstuhl am Ofen ist der Thron des Hausherrn, der Platz, von dem er sein ganzes kleines Königreich übersieht und regiert. ⁘

Wohl schrieb Justus Möser von jenen Bauern, die anfingen, sich in besondere Stuben zurückzuziehen: «Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimmen seines Viehs nicht mehr. Die Einfurt wird ein Schleichloch des Gesindes.» ⁘

Ihm schien der Bauer am Blickfenster dem Wirtschaftsbetriebe schon zu weit entrückt zu sein. Obwohl die Stimmen seines Viehs, wenn auch gedämpft, zu ihm dringen, und obwohl am Ofen auch für Knecht und Magd in der Feierabendstunde ein Platz bereit ist, glaubte er doch, daß der Bauer, wie hier äußerlich, so auch innerlich sich vom Vieh und Gesinde geschieden habe. Ein wichtiger Schritt zur Scheidung zwischen «Herr und Knecht»! Was würde Justus Möser wohl heute sagen, könnte er sehen, daß statt der früheren Formel: «Alles unter e i n e m Dach!» es mehr und mehr heißt: «Alles unter s e i n e m Dach!», d. h. unter seinem besonderen Dache: Stallung, Scheune, Wohnräume! Und wenn er gar diese Auch-Bauernhäuser, diese elenden Steinkästen unter Papp- und Zinkdach sehen müßte? Ich gönne es ihm von Herzen, daß ihm solcher Anblick erspart geblieben ist. Wir aber müssen den Schmerz voll auskosten. Zusehen, daß Jahr um Jahr alte, schöne, lebenszähe und charaktervolle Bauten aus dem Landschaftsbilde verschwinden, ohne daß etwas Gutes an ihre Stelle tritt, ist bitter hart für jeden, der es wahrhaft ehrlich meint mit seinem Land und seinem Volk. ⁘

Typen des «Niedersachsenhauses».

Das alte niedersächsische Bauernhaus ist kernfest und zäh; darin gleicht es dem Holsten. Das Holzwerk wird mit den Jahren fest wie Eisen; einen klingenden, metallischen Ton gibt es von sich, wenn du mit dem Hammer daraufschlägst, und vergeblich ist dein Bemühen, einen Drahtnagel hineintreiben zu wollen. Darum kann es auch viele, viele Generationen überdauern, und sehr wohl verträgt es, daß man an ihm ändert und bessert, um es modernen Forderungen anzupassen. Zäh ist das Haus, aber nicht bockbeinig und eigensinnig, so daß nichts mit ihm aufzustellen wäre! Man soll ihm nur vernünftig kommen und es mit modernem Aufputz, vor allem aber mit Zink und Pappe verschonen. Sonst macht man aus dem Haus einen Schuppen oder Käfig. Sollte man es glauben, daß es Bauernhäuser gibt, die ein halbes Jahrtausend auf ihrem Rücken tragen, ohne von der Last der Jahre sonderlich gedrückt zu werden?

Es gibt manchen solchen Veteranen; zu einem will ich dich führen. Das Haus liegt in dem bekannten Wendendorf Schönkirchen in der Probstei. Es kehrt den Giebel — wie sich's in einem Rundling wendischer Herkunft gehört — dem Dorfteich zu. Dennoch siehst du das Haus von der Straße nicht; ein Bau aus neuer Zeit hat sich ihm quer vorgelegt, als ob er sagen wollte: «Geh weg, du altes Gerümpel, erst komme ich!» So kommt es, daß nur wenige das alte «G i l d e h a u s» bemerken. Aber die Hausforscher (und die Maler, die ja auch Hausforscher sind, wenngleich in etwas anderer Richtung) schätzen es um so mehr. In seiner altertümlichen, wenig veränderten Form ist es eine wahre Fundgrube. (Bild 56.) ⁘



55. In der Dons. Aus dem Ostenfelder Bauernhaus in Husum

500 Jahre! Solches Alter dürfen wir dem Hause zumessen, denn eine Urkunde aus dem Jahre 1591 besagt, daß an dem Hause eine umfängliche Reparatur vorgenommen werden soll: «Hierzu wollen



56. Gildehaus in Schönkirchen

zu stellen, wie es in unserem Lande zuerst in Husum (Ostenfelder Bauernhaus), dann in Kiel und Meldorf mit gutem Erfolg versucht worden ist.

Es dürften nicht ganz wenige niedersächsische Bauernhäuser sein, die die Fürsorge der Heimatschutzbestrebungen beanspruchen könnten, denn obwohl es in den Grundzügen immer dasselbe ist, zeigt es doch in den verschiedenen Gegenden ein verschiedenes Gesicht. Je nach dem Volksstamm, je nach den besonderen landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen hat es im Innern und Aeußern eine verschiedene Ausbildung erfahren. Dürftige, beschränkte Verhältnisse verrät es im Dänischenwohld und in den großen Güterdistrikten des östlichen Holsteins; mit den Bauern hat es unter Leibeigenschaft und Knechtschaft geseufzt und 200 Jahre hindurch in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung geschlafen. Als hätte es die Schlafmütze weit über die Augen gezogen, so blickt es noch jetzt uns an mit dem niedrigen, weit herabgehenden Walmdach und den beiden Heckschauern links und rechts von der Tür.

Stattlich, breit und behaglich hingedehnt liegt es in der Probstei, und nicht minder stattlich streckt es seinen steilen Brettergiebel im Amte Bordesholm in die Höhe, uns unzweideutig zeigend, daß da wie dort unter dem Krummstab gut wohnen war.

die Junker dat Hold geben und die Pauren den Schauff, ...»

Auf der Lehmdiele stand vor Jahren der bekannte Rud. Virchow und versuchte mit den Dreschern zusammen im Takt den Flegel zu schwingen.

Vorzüglich ist das Flett erhalten mit seinem bunten Steinmuster, das durch eichene Bohlen, die im Boden liegen, in Felder geteilt ist. Bedrückend schier wirkt die übergroße Zahl von Schinken, die unter dem Wiemen zum Räuchern aufgehängt sind. Will niemand gern im Rauchhause wohnen, so will doch keiner auf den Genuß eines echten Landrauch-Schinkens verzichten. Der jetzige Besitzer kennt den Wert des Hauses und schätzt es nicht nur der hohen Rente wegen, die es als «Räucherhaus» abwirft, sondern auch als Kulturdenkmal. So mag es noch etliche Geschlechter überdauern! Sonst aber — darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben — steht das altsächsische Bauernhaus auf dem Aussterbeetat. Das Alter ist bekanntlich eine Krankheit, an der jeder sterben muß. Aber nicht am Alter sterben die meisten Häuser, sondern an einer Krankheit, an der nicht das Haus, sondern nur der Besitzer leidet. Diese Krankheit heißt Unverstand und Neuerungssucht. Vielfach jedenfalls. Wir müssen uns zufrieden geben, wenn es gelingen sollte, besonders interessante Beispiele in den verschiedensten Gegenden sicher



57. Inneres des Gildehauses

Nördlich der Schlei dagegen präsentiert es sich ganz eigentümlich. Auf seinem First trägt es, hundert Reitern gleich, die zahlreichen Hängehölzer. In Südangeln hat es durchaus noch die charakteristischen Merkmale des niedersächsischen Hauses. Je weiter wir aber nach Norden kommen, um so deutlicher vollzieht sich eine Ummandlung. In Nordangeln ist die Annäherung an die getrennte dänische Hofanlage vollständig vollzogen. ❖❖

Stattliche Formen und allerlei schmückendes Beiwerk zeigt es in der Gegend von Hamburg; wer Lauenburg oder die Gegend von Lübeck durchwanderte, wird, falls sein Auge durch Studium genügend geschärft ist, da und dort noch wendische Einflüsse feststellen können. So ist es weiter auch möglich, den Einfluß aufzuweisen, den eingewanderte Holländer und Hannoveraner auf Bau und Einrichtung des Hauses ausgeübt haben. Unendlich viel Kulturgut ist im Bauernhaus niedergelegt worden, und die Forschung muß sich sputen, es so oder so festzuhalten, ehe die Studienobjekte vollständig verschwunden sind. ❖❖



58. Südangler Bauernhaus. Haus Kasch in Grodersby, 1619 erbaut

ie Räucherkate.

Länger als das niedersächsische Bauernhaus wird sich das verkleinerte Abbild desselben, die «Räucherkate» erhalten. Nicht mehr zieht heute der Bauer selbst hinein, wenn er das Bedürfnis verspürt, die Zügel der Regierung in die Hand des Sohnes zu legen. Heute ist er auch kein «Altenteiler» mehr, der sein Gewisses an Milch, Butter, Fleisch, Wolle, Viehweide und Brennholz geliefert bekommt, sondern ein Rentner, der auch wie ein Rentner, also herrschaftlich wohnen will. Und das ist nur in einer «Villa» möglich — so meint er wenigstens. Das ehemalige Altersheim überläßt man den Tagelöhnern. So bleibt die alte Kate erhalten. Die Kruste von Ruß oder Sott im Innern wird dicker, das Gebälk immer verräucherter, die Wände windschiefer; doch es steht, steht vielleicht noch 100 Jahr und länger. Wenn man nur die Mahnung des ehrsamen Nachtwächters mehr beachten wollte: «Bewahr das Feuer und Licht!» Da liegt die empfindlichste Seite der alten Bauernhäuser; allen Elementen können sie wacker Trotz bieten, nur nicht dem Feuer. Hat der zündende Funke eingeschlagen, dann ist wenig mehr zu retten. In kurzer Zeit ist es ein Häuflein Asche — und kein Phönix wird sich aus diesen Aschenresten erheben, höchstens ein Schuppen oder ein Steinkasten im Allerweltsstil.

Noch gibt es wahre Perlen unter den Räucherkaten. Aber nicht an den Heer- und Verkehrsstraßen mußt du sie suchen, auch nicht im Ortsbild eines «modernen» Dorfes, sondern in der verschwiegenen Einsamkeit der ländlichen Flur. ❖❖

Dort liegen sie, von den Geländefalten fast verdeckt, wie angeklebt am Boden, oftmals mehr Hütte als Haus. Alte Linden oder ehrwürdige



59. Bauernhaus in Dänischenwohld

Kastanien nehmen das Häuschen liebevoll in die Arme und schützen den altersschwachen Bau gegen Sturm und Wetter. Und aus der großen Tür wirbelt friedlich der Rauch hervor; mit ihm mischt sich der Geruch der Speckpfannkuchen, die man hier in unübertrefflicher Qualität zu bereiten versteht. Buchweizenpfannkuchen natürlich.

Nicht lange mehr, und solche Häuser werden seltene Schaustücke sein, die aus einer weit hinter uns liegenden, uns fremd gewordenen Zeitepoche in unsere neue Zeit hineinragen. Das Alte muß dem Neuen weichen, das ist unabänderliches Gesetz. Was soll man da viel klagen! Könnte man nur hinzufügen: denn das Bessere ist des Guten Feind! Das kann man leider nicht. Betrüblich ist es zu sehen, wie wenig man verstanden hat, aus dem uns übermachten Erbteil der Väter zu lernen. Fast nirgends hier im Osten hat man den Versuch gemacht, das Alte mit neuem Geist zu füllen.



60. Räucherkate unter Kastanien

Ein Wort über heimische Bauweise.

Aus einer viele Jahrhunderte umfassenden, langsamen, stetigen Entwicklung hat das niedersächsische Bauernhaus sich zu seiner klassischen Form herauskristallisiert. Bis in die 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts geht diese Entwickelung, dann bricht sie mit einem schrillen Mißton jäh ab. Von nun an ist alle Tradition verlassen und gemißachtet. Aus den Städten, von den Bauschulen kamen «gelernte» Baumenschen, die Mappe von Vorlageblättern dick geschwollen. Sie schleppten die gräßliche, verlogene, sinnlose Vorstadt-Unkultur aufs Land, bauten Ställe, Zink- und Pappkästen und nannten sie Bauernhäuser. Der ganze nüchterne Zug damaliger Zeit, das schwere Ringen um die materielle Existenz unseres Volkes und noch andere Umstände mehr kamen ihrer «Arbeit» entgegen. So ist das Gesicht unserer Heimat im Handumdrehen wie durch Pockennarben entstellt worden. Wie sagte doch Ludwig Dettmann bei der Einweihung der Kieler Kunsthalle? «Aller Eingriff ist geglückt, nur die Häuser, die wir bauen, sind schlecht. Das muß besser werden!»

Es wird allmählich besser. Das letzte Jahrzehnt zeigt schon ein freundlicheres Gesicht. Ueberall spürt man frisches Regen, in der Stadt und auf dem Lande. Wie Schuppen fiel es uns von den Augen, als wir plötzlich erkannten: mehr als vierzig Jahre sind wir in die Irre gegangen! Wollen wir wieder auf den rechten Weg gelangen, dann müssen wir, wie Fährtensucher, einen Schritt zurücktun und dort Anschluß suchen, wo uns der rechte Weg unter den Füßen verloren ging. Dieser Schritt zurück bedeutet fünfzig Jahre und mehr in die Vergangenheit hinein und dann wieder vorwärts mit kräftigen, sicheren Schritten und zukunftsfrohen Augen! Aber nicht gar zu hastig, nicht bloß den «Hoved in de Wolken drägen!», sondern auch fein säuberlich auf den Weg geachtet, damit wir nicht gar so oft stolpern. Denn vieles gibt es zu beachten. Das neue Bauernhaus wird ein Muster sein müssen an Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit. Vor allem heißt es, den modernen wirtschaftlichen und hygienischen Anforderungen in höchstem Maße Rechnung tragen, — und auch dem Geldbeutel des Bauherrn! Nächstdem gilt es, die besonderen klimatischen Verhältnisse unseres Landes zu berücksichtigen. Gar mancher berühmte Baumeister hat es an seinen Bauten übel merken müssen, was es heißt, diesen wichtigen Faktor außer Acht gelassen zu haben. Und zuletzt – und doch nicht zuletzt – verlangt der Charakter unseres Landes gebührende Berücksichtigung. Ist es Zufall, daß der Friese im Westen ganz anders baut als der Niedersachse im Osten unserer Heimat und der Däne wieder ganz anders als der Bewohner der Elbmarschen? Sicher nicht. Darum ist es auch unsinniges Bemühen, nach einer Formel zu suchen, die für unser ganzes Land gelten könnte. Das Bauernhaus verträgt keine Uniformierung und Schablonisierung. Die Frage, was

heimiſch oder bodenſtändig oder charaktervoll bauen heißt — es iſt im Grunde alles dasſelbe! — läßt ſich immer nur für ein abgeſchloſſenes, engbegrenztes Gebiet löſen. ✧✧

Ein Zug iſt aber allen Bauernhäuſern gemeinſam: ſie ſind wie unſer Land und Volk alle ohne Ausnahme einfach, ſchlicht, ernſt, wahr! Welcher Baumeiſter es nicht verſteht, dieſen Grundzug ſchleswig-holſteiniſchen Landes und Weſens zum Ausdruck zu bringen, dem wird die Heimat nie Dank wiſſen! Der ſündigt wider den heiligen Geiſt des Landes! Wer es dagegen unternimmt, ſich in den Geiſt unſeres Landes und Volkes zu vertiefen, dem wird es — ſofern er nur ein wenig Baukünſtler iſt — ſicher gelingen, unſer Land mit ſchönen, charaktervollen Bauten zu ſchmücken. Möge dies recht bald geſchehen. ✧

Auf daß unſere Bauſünden nicht heimgeſucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, — auf daß das Geſicht unſerer Heimat nicht ganz und gar zur Fratze entſtellt werde, — auf daß jeder Heimatfreund wieder ſeine innige, ungetrübte Freude haben mag, wenn er mit ſchauenden, genießenden Augen durch die Lande wandert. — — — ✧

Abſchied von der buckligen Welt.

Nun wollen wir, ehe wir von der buckligen Welt ſcheiden, ſie uns noch einmal in einem Bilde vor Augen ſtellen, in einem Schau-Beiſpiel, das ihre Hauptzüge und charakteriſtiſchen Merkmale in ſich vereinigt (Bild 62.) Dort, wo der größte Fluß unſeres Landes ſich anſchickt, auf ſeinem Weg nach Weſten einen der größten Seen des Landes zu durchfließen, vereinigt ſich alles, was den Reiz einer oſtholſteiniſchen Landſchaft ausmacht.



61. Herbſtſonnenſchein im Walde

Aber das Landſchaftsbild iſt hier weiter, einfacher, großzügiger, als wir es ſonſt im Oſten zu ſehen gewohnt ſind. Nichts Kleinliches, Beengtes, Unruhiges, das eine Häufung vieler kleiner Hügel oder kurzwelligerHöhenzüge ſo leicht dem Landſchaftsbilde mitteilt, iſt hier. Es iſt, als ob die Landſchaft ſich allmählich auf den Uebergang zur weit ſich dehnenden, flachen Geeſt vorbereite. Die Hügel ſind von mäßiger Höhe, die Höhenlinien flachgezogen, — ſchwingende Saiten, die ſich in die Ruhelage begeben wollen. Das Tal weitet ſich zu ausgedehnten Niederungen; der See iſt eine große, glänzende, ſpiegelnde Fläche, nicht eingeengt durch ſteil abfallende, hohe Ufer, ſondern nur eingefaßt von mäßigen Höhen und flachen Abhängen. Von rechts und links drängen ſich bewaldete Höhenzüge vor und verſuchen die Waſſerfläche des Sees zu teilen. Der eine, der kühn wie der Bug eines Panzerſchiffes ſich vorſchiebt, trägt auf ſeinem Rücken einen beſonders kräftigen Waldſchopf und an ſeiner Bruſt ruht, lieblich hingebettet, ein einſames Kätnerhaus. In der Ferne, im blauen Dunſt des Morgens verdämmern die Hügel von Weſtenſee und Deutſch-Nienhof. — Da weitet ſich auch unſer Blick und das Herz jubelt ob der Schönheit Fülle, die die Heimat ihren Kindern darbietet! «Die Seele der Heimat quillt dir zu!» Wir grüßen die blinkende Eider, die in weiten, maleriſchen Windungen dahergezogen kommt, froh, dem Gehege der Steinfurter Mühle entronnen zu ſein. Wehr und Schleuſen konnten ſie nicht halten, und auch der See wird ihr nicht zum Grab. An der Nordſeite findet ſie ein offenes Tor, und behende ſchlüpft ſie hindurch. Noch einmal ſcheint ſie zum luſtigen Oſten zurückkehren zu wollen. Ein lieblicher See und freundliche Landſchaftsbilder locken: Flemhude, Achterwehr! Doch nichts vermag ſie zu halten. Mit einem kräftigen Ruck, als gälte es, einen feſten Entſchluß zur Ausführung zu bringen, wendet ſie ſich gen Weſten, um dieſen Weg nicht mehr zu verlaſſen. Alte Aegisdora, ſei uns Führer! Wir folgen dir!

62. Eiderlandschaft

Klein sind deine Berge,
Du mein Heimatland:
Keine tiefen Schluchten,
Keine Felsenwand,
Gletscher nicht noch Ströme,
Noch Lawinenschall,
Nirgend schaut das Auge
Wilden Wasserfall.

Dennoch preis' ich jubelnd
Deine stille Pracht,
Deine grünen Saaten,
Deiner Wälder Nacht.
Wechselvolle Bilder
Beutst du rings umher,
Und an deinen Grenzen
Rauscht das blaue Meer.

Mit der Schönheit Fülle
hat dich Gott beglückt,
Hat mit holder Anmut
Lieblich dich geschmückt,
Lieblich, wie den Garten
Ziert des Gärtners Hand.
Grüß' dich Gott, mein trautes,
Schönes Heimatland.

Hermann Green.



2. Das stille Land.

Nur eine Stunde geh mit mir.
Mein stilles Land, ich zeig' es dir. K. Schloß.

Von den Hügeln zur Heide.

Das stille Land — das ist der Heiderücken, die Geest.

Unmerklich wandelt sich das Landschaftsbild, je weiter du nach Westen wanderst. Bald merkst du es deutlicher, daß du die bewegte, bunte Welt des Ostens allmählich hinter dir zu lassen beginnst. Die Höhen verflachen; die Täler scheinen sich zu heben. So schwinden die Gegensätze zwischen Höhe und Tiefe, zwischen Berg und Tal mehr und mehr, bis alles sich zu einem flachwelligen Hochland von mäßiger Höhe ausgeglichen hat. Und an manchen Orten suchst du vergeblich die leiseste Bewegung des Bodens, die geringste Hügelwelle.

Wo sind die grünen, lustigen Wälder geblieben? Und die blinkenden Seen, die uns so freundlich anlachten? Und das gartenmäßige, fruchtbare Gelände mit den saftigen Weiden, den blumenüberstreuten Wiesen und wogenden Kornfeldern? Statt ihrer dürftige Weiden, mit Veilchen und Hungerblümchen die Menge und sandige Felder, die nur widerwillig kargen Ertrag liefern. Da wollen sogar die Knicks nicht mehr mitmachen. Was gibt es denn hier noch großes zu hegen und zu hüten? Sie werden spärlicher an Zahl und kümmerlicher an Wuchs. Die Erdwälle zwar begleiten noch eine Weile deinen Weg; aber sie können den Blick nicht mehr einengen, denn ihnen fehlt der üppig grünende Wuchs auf ihrem Rücken. Weil auch das lustige Geranke an ihren Seiten immer spärlicher wird, rieselt haltlos der Sand an den Böschungen hernieder. So verwandeln sie sich bald in flache Rücken, die du mühelos ersteigen kannst — auch das Vieh macht es wie du —, um auf ihnen deinen Weg zu nehmen, wenn es dir just in deine Reiseroute paßt. Aber nicht lange, dann hört er ganz auf. Nun fehlt jede Marke, jede Grenze. Das Land scheint niemandes Eigentum zu sein, oder keiner hält es für notwendig, die Grenzen seines Besitzes zu bezeichnen und gegen Eindringlinge, sei es Mensch oder Tier, zu schützen. So etwas wäre im reichen, fruchtbaren Hügellande des Ostens undenkbar.

Du bist in einer ganz anderen, in einer neuen Welt! So weit dein Auge reicht, nichts als Heide und Moor, Moor und Heide. Dazwischen vom Baumwuchs entblößte Flächen, auf denen der Wind das immer gleiche Spiel treibt. Wie ein Kind an seinem Sandhaufen, das eben jetzt die sonderbarsten Gebilde formt, um sie im nächsten Augenblick mit einem Schlag seiner Hand wieder zu vernichten. (Bild 64.) Auch kümmerliche Wälder von Eichenkratt siehst du, auch Fichten, Kiefern und Birken hier und dort. Aber das alles vermag den Eindruck des Gleichförmigen, Eintönigen nicht zu bannen. Du hörst keinen Laut. Nichts stört die unendliche Stille in dieser stillen Welt. —



63. Geestlandschaft bei Ahrensburg

Die Welle läuft auf den Strand

Hast du einmal an der Westküste unseres Landes gestanden, dort, wo jenseits der hohen Deiche ein weites Vorland oder ein flacher Landstrand sich ausbreitet? Etwa bei St. Peter oder bei Horsbüll oder gar auf der einsamen Insel Trieschen, Frenssens Flakelholm? In der Ferne siehst du schaumgekrönte Wogen; gleich wilden Meerreitern kommen sie dahergeritten. Sie wollen den Wall und das dahinterliegende Land stürmen. Aber sachte, ganz sachte legt sich ihr Drang. Sie werden niedriger und immer niedriger, je weiter sie sich auf dem flachen Strand daherwälzen. Das Hinstürmen über den Strand, über das weite Vorland erschöpft ihre Kraft vorzeitig. Sie erschöpfen sich in sich selbst; sie werden zuletzt ganz zahm. So wandelt die stolze Woge sich zur müden, schwachen Dünung.



64. Dünensand und Eichenkratt. Wittenborn bei Segeberg

Sie läuft auf den Strand und läuft sich tot.

So kommt auch hier, gegen die Mitte unseres Landes, die große Hügelwelle, die unsere Heimat der Länge nach durchzieht, endlich zur Ruhe. Dort im Osten ist noch kräftiges Wogen und Drängen, ein mutiges, übermütiges Hüpfen und Springen, eine Unruhe und ein Drang, den nichts scheint bändigen zu können. Aber hier ist ihrer Unrast Ziel; hier ist der flache Strand, der ihr das Grab bereiten wird. Hier läuft sie sich allmählich tot. Wie eine müde, altersschwache Dünung siehst du noch eine Weile das Land in ganz flachen Wellen sich dehnen. Dort und dort zittert noch die Bewegung nach, doch auch sie hört allmählich auf. Nichts stört die unendliche Ruhe im Landschaftsbilde.

Der Charakter des Ostens ist **Abwechselung**, ist **Leben**, **Bewegung**, **Unruhe**.

Der Charakter der Geest ist **Gleichförmigkeit**, ist **Gleichmaß** und **Ruhe**. Sie ist ein stilles Land.

Aber kein **totes**, wie so viele meinen.

Stille ringsum. Es gehört ein feines Ohr und ein empfängliches Gemüt dazu, ihre Stimme zu vernehmen. Wer in dem Lärm der Großstadt zu Hause ist und nie gelernt hat, sein Ohr auf die feinen Stimmen der Natur einzustellen, dem weiß die große, scheinbar schweigsame Heide nichts zu sagen. Aber ist sie darum tot, weil ihre feinsten Schwingungen eindruckslos an deinem Ohr vorübergehen? Wenn der helle Ton einer kräftig bewegten Saite schon lange verklungen ist, schwingt es noch leise, leise nach. Du, lausche mit feinem Ohr auf das Lied, das die Heide deiner Seele singt. . . . Glühende Mittagshitze lagert über der Heide; die Luft flimmert vor deinen Augen. Kein lautes Geräusch stört die eindrucksvolle Stille. Nur ein leises, ganz leises Singen und Summen tönt wie leichte, einschläfernde Musik an dein Ohr. Sind es die aufsteigenden Wellen der erwärmten Luft, die so leise klingen und singen? Ist das die Musik der Sphären?

«Still! Still! Ward die Welt nicht eben vollkommen?
Was geschieht mir doch?
Wie ein zierlicher Wind, ungesehn, auf getäfeltem Meere tanzt, leicht, federleicht, so . . tanzt der Schlaf auf mir.
Kein Auge drückt er mir zu; die Seele läßt er mir wach . . . .
Scheue dich; Heißer Mittag schläft auf den Fluren;
Singe nicht! Still!
Die Welt ist vollkommen.» Nietzsche.

Anders ist das stille Land, wenn die Herbstsonne es mit ihrem Gold übergießt — anders wieder, ganz anders, wenn das weiße Leilach des Winters es überdeckt. Dann scheint das Land zu einer trostlosen Einöde erstarrt zu sein.



65. Auf dem Moor. Ostrohe bei Heide

Ein Zug von Größe und Erhabenheit kommt in das Bild, wenn an trüben Tagen die Wolken schwer herniederhängen, oder wenn sie, vom Westwind getrieben, wie eine Herde vom Wolf gescheuchter Schafe dahinziehen. Dann steigert sich die vorherrschende elegische Stimmung zu einer tiefen Melancholie.

Wenn die Heide blüht.

Aber komm einmal im Spätsommer, im achten und neunten Monat des Jahres, wenn die Heide im Schmuck von abertausend Blüten prangt. Dann kennst du sie nicht wieder. Ihr braunes Kleid hat sich in ein rosenrotes Hochzeitsgewand verwandelt, und sogar die finstern Moore, die sonst wie große, dunkle, unheimliche Flecke im Bilde sich ausnehmen, haben ein festliches Gewand angezogen. Alle Tümpel, Gräben und Gruben sind mit den weißen Flocken des Wollgrases umsäumt. Dann schwindet für einige Wochen der stehende Zug leiser Melancholie; das Gesicht der Heide glättet sich zu einem feinen, stillen Lächeln. Es leuchtet aus ihrem Antlitz wie von einem tiefen, verhaltenen Glück. Das ist ihre hohe Zeit, ihr Hochzeitstag im Jahr.

So hat sie Theodor Storm belauscht. Mit unnachahmlicher Meisterschaft hat er ihr Bild uns vor das Auge gestellt, daß wir es, einmal recht gesehen, nie vergessen können.



66. Blick auf den Gosseboi

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn, der Heide Duft
Steigt in die blaue Sommerluft.

So ist auch ihm die Heide vor allem ein stilles Land. «Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit.» — — —

Wohl gilt dieses Wort heute nur mit großer Einschränkung, denn von allen Seiten, von Westen, Norden, Süden und Osten dringt das Kulturland vor und bringt Abwechselung, Leben und Unruhe in das Landschaftsbild; aber dennoch ist der Hauptcharakterzug der Geest heute wie ehedem derselbe: schweigsame Größe.

Gliederung des Mittelrückens.

Rein geographisch betrachtet ist der Mittelrücken eine große, nach Westen und Süden geneigte Ebene, und da sie sich nur in mäßiger Höhe über den Meeresspiegel erhebt und so im Vergleich zum buckligen Osten niedrig erscheint, bezeichnet man sie wohl noch treffender als Heide- und Moorebene.

Was Linde von der Lüneburger Heide sagt, gilt in gleichem Sinne auch für den Mittelrücken unseres Landes: «In großen einfachen Linien hat der ausgeschlemmte Sand und Schotter sich gelagert. Sie ver-



67. An der Lieth bei Kellinghusen

leihen der Landſchaft einen Zug von Größe und Erhabenheit, wie ihn das Meer oder die Marſch beſitzt. Bisweilen iſt der Boden ganz eben, ſoweit das Auge reicht. Eiswaſſerſtröme haben dort gleichmäßig und ruhig fließend ihr Geröll abgelagert. Dann ruht, ganz im Gegenſatz zur Kuliſſenlandſchaft des Oſtens, die Himmelskuppel kreisrund, wie eine unendliche Glocke, über der Erdſcheibe.»

Der Lauf der vielen Flüſſe, die faſt ausſchließlich ihre Quellen im paradieſiſchen Oſten haben und trägen Laufes der Elbe oder der Nordſee zuſtreben, zeigt deutlich den Abfall des Landes. Und merkwürdig: am Süd- und Weſtrande tauchen aus der Geeſtebene eine Anzahl Höhen auf, die wie mächtige Pfoſten und Pfeiler die Grenze der Geeſt im Weſten markieren, als wollten ſie uns recht deutlich zum Bewußtſein bringen: hier iſt die Grenze des «alten» Landes; was jenſeit liegt, iſt Neuland — Marſch. Nennen wir nur die bekannteſten dieſer Grenzwächter: die Höhen bei Itzehoe und Kellinghuſen und jene bei Burg und Albersdorf in Dithmarſchen, bei Schwabſtedt und Oſtenfeld und weiter im Norden den kahlen Höhenzug von Schobüll (der einſt mit Wald beſtanden war), den Langenberg bei Leck und ganz im Norden Wongshoi und Gaſſehoi. In einigen Gegenden — namentlich Holſteins — entwickeln dieſe Geeſthöhen ſich zu außerordentlich maleriſchen Partien, wie bei Kellinghuſen, Itzehoe oder bei Burg in Süder-Dithmarſchen. (Bild 67.)

Da könnte man glauben, die bucklige Welt, die auf etliche Kilometer Breite der Geeſtſand verſchüttet hätte, wäre wieder auferſtanden. Aber der Geologe belehrt uns, daß wir es hier höchſtwahrſcheinlich mit ganz anderen und viel älteren Bildungen zu tun haben, und auch der Laie, der mit geübtem Auge die der Landſchaft eigentümlichen und charakteriſtiſchen Linien zu erfaſſen verſteht, merkt einen Unterſchied.



68. Verſchneite Landſchaft

«Die Formen der Geeſthöhen ſind nicht die unruhig bewegten einer Endmoräne der buckligen Welt des Oſtens, ſie ſind mehr großzügig, vollkommener und einfacher gegliedert als dieſe (vgl. Wongshoi. Der Verf.) und gleichen ſo etwa den träumeriſchen Heidehöhen jenſeit der Elbe.» W. Wolff.

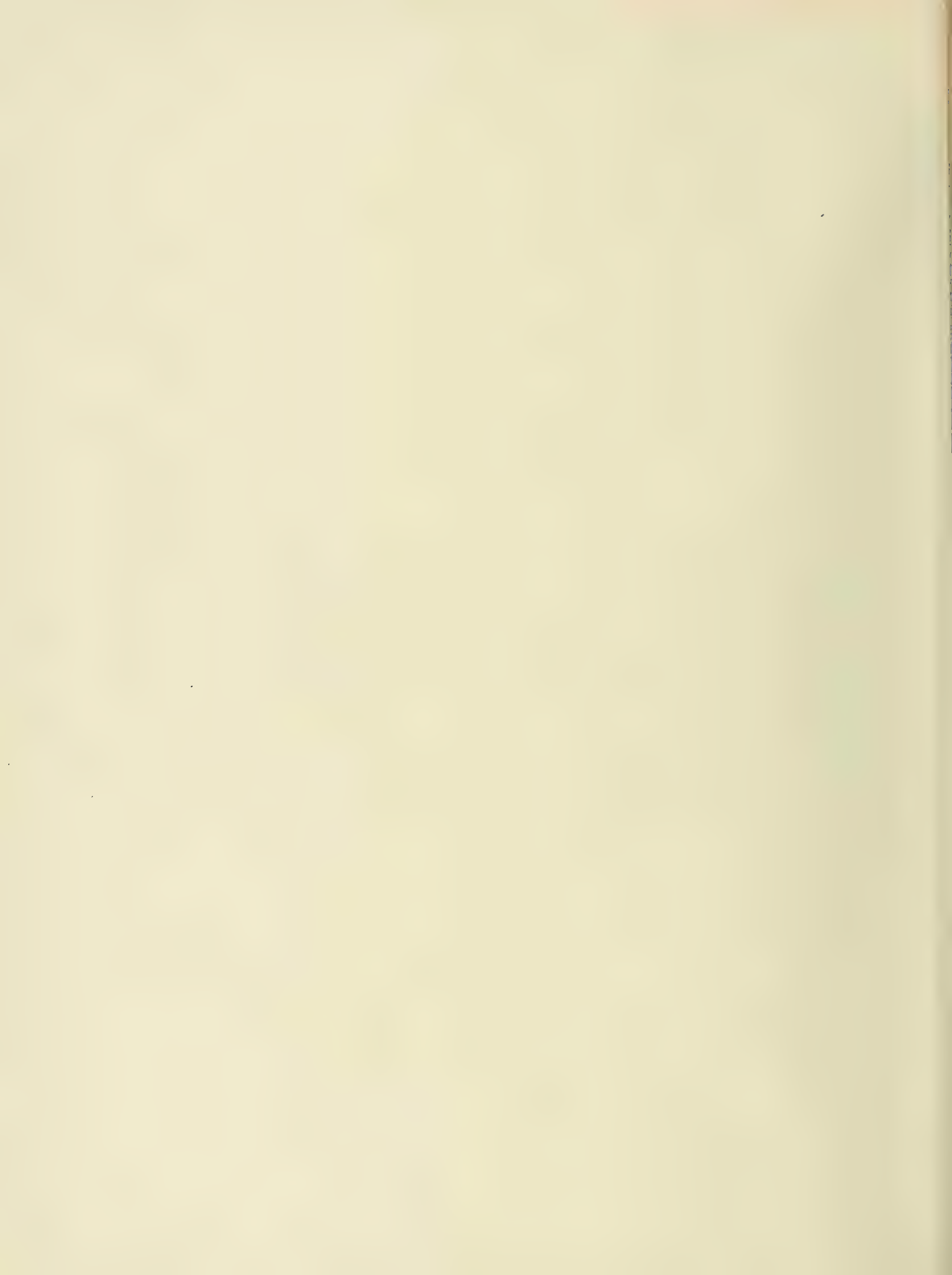
Wenn man dieſe Geeſthöhen, deren Zahl an der Hand einer guten Karte leicht zu vervollſtändigen iſt, durch eine Linie verbindet, erhält man die Weſtgrenze der Geeſt, die ſomit gleichermaßen



69. Auf der Segeberger Heide

Hier gung en Fahrweg dal na't Moor,
Noch süht man hin un her de Spor,
Noch süht man in de sore Heid
De Fotpatt un de Trasen beid.

Klaus Groth.



von je einer Höhenreihe im Westen und Osten unseres Landes eingeschlossen ist. Mehrfach ziehen langgestreckte, flachwellige Höhenzüge, die oft die Form eines sanftgeneigten Plateaus annehmen, von Osten nach Westen, als wollten sie zwischen den beiden Grenzwällen hier und dort eine Verbindung herstellen. So streckt gewissermaßen die bucklige Welt ihre Arme aus, um den einsamen und verlassenen Geschwistern am Westrande die Bruderhand zu reichen. Diese Höhenwellen zerlegen das weite Geestgebiet in mehr oder minder große Abschnitte: in Sandebenen, flache Mulden oder moorige und sumpfige Niederungen. ⁘

Graphisch kann man dies am besten durch eine ganz leicht geschwungene Wellenlinie darstellen, die man sich von N. nach S. verlaufend denken muß, etwa so:

Jede Andeutung eines Wellenberges ist ein flacher Höhenzug oder ein nach beiden Seiten (nach N. u. S.) sanft abfallendes Hochplateau. Jedes Wellental deutet eine sumpfige und moorige Niederung an, in deren tiefstem Grunde wir sicher einen oder mehrere Flußläufe treffen. In Gemeinschaft mit den träge fließenden Flüssen und Bächen bringen die flachen Höhen und Mulden eine erwünschte Abwechselung in das Landschaftsbild hinein. Sie geben den einzelnen Gegenden individuelle Züge, und das kann mitunter so weit gehen, daß man es vergessen könnte, auf der öden, schweigsamen Geest zu sein. Oefter mag dies in Holstein der Fall sein, seltener, viel seltener in Schleswig. Denn ebenso wie die Hügellandschaft Schleswigs nicht unmerklich von der Holsteins abweicht, ist auch in der Geest ein erheblicher Unterschied zu konstatieren, derart, daß alles, was dazu beitragen kann, die Einförmigkeit, das Eintönige, die schweigsame Größe einer Gegend zu steigern, sich vorwiegend im Schleswigschen findet; alles dagegen, was geeignet ist, das Bild durch anmutigen Wechsel zu beleben, sich mehr im Holsteinischen dem Auge zeigt. Das sieht schon deutlich, wer mit der Geestbahn der Länge nach unser Land durchfährt; noch deutlicher wird dessen der Wanderer inne, der die endlosen Heideflächen Nordschleswigs hinter sich lassend es dankbar begrüßt, wenn zwischen Husum und Schleswig und mehr noch im Holsteinischen das Landschaftsbild sich nach und nach belebt. ⁘

An zwei in ihrer Art typischen Landschaftsbildern mag uns dies deutlicher vor Augen geführt werden.

Bornhöved, heiliges Land.

In dem Dreieck zwischen Neumünster, Plön und Segeberg liegt ein weites Hochland, das im Grimmelsberg bei Tarbek seinen höchsten Punkt erreicht. Bornhöved!

Von der Spitze des Grimmelsberges, der ganz allmählich aus der Landschaft herauswächst und seine Betonung durch einen uralten Grabhügel erhält, gleitet ungehindert nach allen Seiten der Blick ins Holstenland. In ganz flachen Wellen dehnt und weitet es sich. Wie ein mächtiger Kopf hebt sich das Hochland aus dieser Landschaft heraus. Wie ein riesiger Schwamm nimmt es die atmosphärischen Niederschläge auf, saugt sie begierig ein, um sie an seinem Rande in unzähligen Quellen wieder zutage treten zu lassen. (Bornhöved-Quellkopf.) Nach allen Richtungen schlängeln gleich bewegliche Schlangen die Wasserläufe: zur Trave, Stör und Schwentine, und der größte Fluß unseres Landes, die Eider, hat hier seine Wiege stehen. Du siehst bei klarer, sichtiger Luft im Süden den Kalkberg sein graues Haupt erheben. Von Osten blinkt und leuchtet es aus der Ferne her: das sind ostholsteinische Seen, und im Westen, hinweg über einsames Moor- und Hügelgelände, siehst du den Rauch der Fabrikschornsteine von Neumünster den Horizont schwärzen. Die braune Heide, die einst das weite Hochland deckte, ist zum großen Teil verschwunden; sie hat dem Ackerland weichen müssen, und so wie der Boden durch Kultur nach und nach an Wert gewann, erachtete der Bauer es auch für nötig, sein Eigentum einzuhegen und zu schützen. Nach allen Richtungen der Windrose gehen Wälle mit Knicks, die das Bild beleben, den Blick aber



70. Der Grimmelsberg bei Bornhöved



71. Blick vom Grimmelsberg über das Hochland von Bornhöved

nicht zu begrenzen vermögen. Zu der schweigsamen Größe, die in den großen, einfachen, weiten Linien ihren Ausdruck findet, kommt ein freundlicher, lieblicher Zug. Die starre Ruhe des Antlitzes wird gemildert.

Dazu kommen die geschichtlichen Erinnerungen und fordern ihr Recht. Die Riesenbetten, die über dem Hochlande verstreut liegen und in denen kampffrohe Helden schlummerten, rufen sie mit Macht in uns wach. Man ist versucht, zu sprechen: Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehest, ist heiliges Land! Es ist ein durch Erinnerung geweihtes und geheiligtes Land, durch die Kämpfe um Ehre, Freiheit und Recht, die dort ausgefochten wurden.

Wenn der Mond steigt auf
Und mit blassem Schein
Erhellt den granit'nen Hünenstein,
Das ist die Zeit, dann mußt du gehen
Ganz einsam über die Heide.
Was nie du vernahmst aus Menschenmund,
Uraltes Geheimnis, es wird dir kund.

Allmers.

Swentana, d. h. heiliges Feld, Kampffeld, so nannten schon die Wenden das Hochland von Bornhöved. Was gab es für sie Schöneres und Heiligeres, als einen grimmigen Strauß mit den bestgehaßten, wilden Holsten auszufechten? — Dort, ein wenig westlich von dem alten Dorf Bornhöved, aus dessen Ortsbild die alte Vizelinskirche hervorragt, liegen die Könsberge, zwei niedrige Grabhügel, aber hoch genug, um von ihnen aus das weite, weite Feld überblicken zu können.

Dort stand an einem heißen Sommertag des Jahres 1227 der sieggewohnte Dänenkönig Waldemar, um seine Heerhaufen zu leiten gegen den jungen Grafen Adolf IV., der es gewagt hatte, mit seinen Holsten ihm ein Paroli zu bieten. Vom Morgen bis zum Abend dauerte das blutige Ringen; dann war's entschieden. Die Dänenherrschaft in Holstein war für immer gebrochen und Waldemar selbst ein schwerverwundeter Mann.

Oft hat die Heide das Blut gefallener Kämpfer getrunken. In grauer Vorzeit — so weiß uns die Sage zu erzählen — blühte die Heide weiß, wie man auch wohl heute noch vereinzelt hier und dort eine weiße Heideblüte finden kann. Aber von dem vielen Blut, das sie hat trinken müssen, ist sie rot, blutrot geworden. Bornhöved — heiliges Land für jeden echten Holsten!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wanderung über das nordschleswigsche Flachland.

Nun komm, daß wir die Heideebene Nordschleswigs einmal durchqueren. Fürchte dich nicht; es ist kein «schreckhaft Wagnis», wie Unkundige meinen. So trist, trostlos und tot, daß einem das Herz darob erstarren könnte, ist sie doch nicht. Freilich, dem Wanderer mag der Weg oft entsetzlich lang werden, wenn er ihn mit seinen Schritten ausmessen soll, während die Sonne heiß niederbrennt und die Zunge ihm am Gaumen klebt.

Nennst du ein gutes Stahlroß dein eigen, dann magst du es mit Vorteil nützen. Es trägt dich schnell hinweg über weite, gleichförmige Flächen und läßt dir das Ganze in einem mehr zusammengedrängten, geschlossenen Bild erscheinen. Zwischen Tingleff und Rothenkrug verlassen wir die Bahn, um uns nach Westen zu wenden. Ob etwas mehr rechts oder links, das ist ganz einerlei. Das Landschaftsbild ist überall das gleiche. Wie jenseits des «festen Walles» seit Jahrtausenden Meer und Land miteinander um die Herrschaft ringen, so kämpfen hier miteinander Oedland und Kulturland einen stillen, zähen, erbitterten Kampf. Magere Feldfrüchte (Buchweizen, Roggen, Hafer) bedecken die ebene Flur. Hier wohnen die Leute, die das schlechte Wetter machen — so sagt man im Lande —; denn jeden zweiten Tag bitten sie um Regen. Doch auch die Heidebauern müssen sich der harten Tatsache fügen, die ihren Ausdruck findet in dem Sprichwort: «Vör Johanni kann't ganz Dörpschaft bed'n (um Regen), na Johanni kann dat en ol Fru don!» Nur in regenreichen Sommern grünt die Flur, zeigt das

Korn eine gesunde Farbe. Aber in dürren, heißen Sommern fällt der Sonnenbrand hinein, und das Getreide macht einen jämmerlichen Eindruck. Verhungert und verdurstet steht es da; es lohnt sich kaum, seinetwegen die Sense zu schärfen. Die Weiden, die im Frühling noch frisches Grün zeigten, nehmen bald eine gleichmäßig braune und graue Färbung an. Man wundert sich, wie hier noch Tiere ihre Nahrung finden können, und spöttlich gibt einer den armen Heidebauern den Rat, den Tieren eine grüne Brille aufzusetzen, damit sie wenigstens etwas Grünes sehen. ⁘

Noch einige Kilometer weiter landeinwärts, und der «Kultur-Kampf» ist zugunsten der Heide endgültig entschieden. ⁘

«Westlich von Flensburg gibt es noch heutigen Tages ganze Strecken, wo von Anbau so wenig wie in längstvergangenen Zeiten zu bemerken ist, und die Vorstellungskraft ist unbehindert, den Beschauer weit zurück zu versetzen. Eine solche Landschaft mit ihren wenigen und geringen Einzelheiten wird vielleicht anschaulicher, wenn man sie wie auf einem Gemälde darstellt. Trübwetterstimmung: auf einer großen Leinwand zieht man einen wagerechten Strich, Himmel und Erde zu scheiden. Ist die Luft fertig, so hat man die Malscheibe zu füllen: allerhand Grau, Schmutziggelb, Rotbraun; — eine magere Heide mit unansehnlichen Sandhügeln, verkrüppeltes Heidekraut, Renntiermoos, Sandhalme, weit dahinter eine turmlose Kirche und ein Häufchen niedriger Häuser, ein paar Schafe da und dort, und im Vordergrund ein breiter Sandweg. — Das ist der Gegenstand. — Aber so kümmerlich diese Gegenden sind, sie haben doch ihr Fesselndes. Lockend wirkt die weite Aussicht, und zieht ein Heidebauer weg aus der Heimat und siedelt sich in waldreicher Gegend an, er fühlt sich eingeengt und hat Heimweh nach seinen weiten Flächen.» Meiborg. ⁘

Die Fernsicht ist oft wunderbar, namentlich an klaren, sonnigen Herbsttagen, trotzdem nur selten die Möglichkeit gegeben ist, einen erhöhten Standpunkt zu erklimmen, um seinen Horizont zu vergrößern. Jede, auch die kleinste Bodenerhöhung hebt sich deutlich ab, und die Gehöfte und Dörfer, die mit Vorliebe am südlichen Abhange niedriger Bodenwellen sich hinducken, erscheinen greifbar nahe; deutlich siehst du die weißgetünchten, niedrigen Mauern, die weiße, dunkle Strohdachhaube und die großen Schornsteine, die wie ruhende Tauben auf dem Dach zu sitzen scheinen. Und doch erfordert es oft stundenlanger, mühseliger Wanderung, ehe du ein gastliches Dach erreichst. Man fährt wie auf einem großen, flachen Teller dahin: nach allen Richtungen dasselbe Bild. Nach Norden und Süden siehst du den Rand sich ein wenig erheben. Das sind jene niedrigen Höhenzüge, die das nordschleswigsche Flachland der Quere nach durchziehen.

Zur Wiedau und zur Bredau schleichen zahllose größere und kleinere Wasserläufe. Sie lassen sich Zeit. Sie tränken den dürstenden Boden ringsum und lassen auf den niedrigen, sumpfigen Wiesen ein frisches Grün emporschießen, das in einen angenehmen Gegensatz zur dürren Heide tritt. Auf vielfach verschlungenen Pfaden kommen sie endlich doch ans Ziel. ⁘

Wo in weiten Mulden auf undurchlässiger Grundlage das Wasser sich staute, haben sich riesige Moore gebildet, deren Torfreichtum nur zu einem geringen Teile ausgebeutet ist. Sind die Moore, was nicht selten der Fall ist, mit Heidekraut bewachsen, dann unterscheiden sie sich durch nichts von der Umgebung; anderenfalls bringen die gähnenden Torfgruben, die hohen, schwarzen Torfhaufen und die großen schwarzen Flächen des zum Trocknen ausgebreiteten Torfes einen düsteren Ton in das Bild. Dazu gehört ein nebliger oder regenschwangerer Tag und ein bleigrauer Wolkenhimmel — und die Gegend zeigt den Charakter einer furchtbaren Einöde; über ihr lagert eine tiefe Melancholie. «O schaurig ist's, übers Moor zu gehn, wenn es wimmelt vom Heiderauche.»

Annette v. Droste-Hülshoff.



72. Die Könsberge bei Bornhöved

So magſt du an die 30 Kilometer und weiter gewandert ſein. Dann ändert ſich die Szenerie. Kräftig erhebt ſich auf der Ebene vor dir ein von Norden nach Süden ſtreichender Höhenzug. Es iſt einer der «Grenzwächter» des Weſtens. Dort winkt das Ende der Geeſtwanderung. An ſeinem Fuße liegt, gleich einem ſamtgrünen, blumenbeſtreuten Teppich ein breites Wieſental, und in der Mitte desſelben ſchlängelt, dem Höhenzuge parallel, der Lohbek dahin, der der Gegend ringsum den Namen gegeben hat (Loharde).

Dort, wo er mit einem kräftigen Ruck ſich nach Weſten wendet, um von nun an in ſtolzer, behäbiger Ruhe als Bredau der Nordſee zuzufließen, liegt der Ort Lügumkloſter. Hier ſchufen mitten in Sumpf und Einöde fleißige Ciſterzienſer Mönche ein kleines Paradies. Sie krönten ihr Kulturwerk durch jenen wunderbaren Bau, der zu den ſchönſten Kirchen unſeres Landes gehört.



73. Schlachtfeld von Bornhöved

Jener Höhenzug, der uns aus der Ferne ſchon grüßte, iſt der Wongshoi, in deſſen Namen man — wohl mit Unrecht — Erinnerungen an alten Wodansdienſt hat erblikken wollen. In ſeiner höchſten Kuppe erhebt er ſich auf 62 Meter.

Gleich dem Grimmelsberg bei Bornhöved bezeichnet ein Hünengrab ſeinen höchſten Punkt, und ihrer wohl an 30—40 liegen noch verſtreut ringsum. Wie liebte man es doch in grauen Zeiten, die Helden dort zu betten, wo der Blick ungehindert über das Kampffeld gehen konnte und über das Land, für das ſie Schwert und Streitaxt geſchwungen hatten!

Der größere Teil des Wongshoi iſt kahl und läßt die charakteriſtiſche, langgeſtreckte, flache Höhenlinie deutlich erkennen. Ein kleinerer Teil trägt auf ſeinem Rücken den Wald von Tornſchau (d. h. Dornenwald, Krattbuſch) (Bild 76).

Von der Höhe aus genießt man einen prächtigen Ausblick: auf die Dörfer zunächſt, die ſich behaglich im Schutze des langausgeſtreckten Rieſen dehnen, auf die Wieſenflächen des Lohbek und auf das ſandige Land dahinter. Gleich Inſeln ragen ſtattliche Gehöfte aus dem Sandmeer heraus. (Bild 77.)

74. Blick ins Lohbektal

Hünengräber und alte Kultſtätten.

Von alters her haben die ſchleswigſchen Heiden — gleich den holſteiniſchen — ſich einer ſonderlichen Beliebtheit erfreut, wenn es galt, zwiſchen den verſchiedenen Stämmen und Völkerſchaften einen Strauß auszufechten. Sie waren zur Walſtatt wie geſchaffen, und die ſchleswigſchen Heiden haben nicht weniger Blut

getrunken als die holsteinischen. Vielleicht noch mehr. So mag es schon geschehen sein in grauer Vorzeit, als noch kein eifriger Chronist des Landes Geschichten schrieb — als noch die Walküren, wenn eines Helden Lebensfaden von der Norne jäh zerschnitten war, die gefallenen Kämpen in Odins Saal trugen. Von ihnen und ihren Kämpfen meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Als die einzigen stummen Zeugen ragen die Riesenbetten und Hünengräber, die am Rande der Heiden oder inmitten uralter Kampfplätze in großer Zahl sich erheben, in unsere Zeit hinein. (Bild 78.)

Es war ein großes Geschlecht, das solche Steine und Hügel auftürmte, groß in Haß und Liebe und vor allem auch in der Pietät gegen ihre gefallenen Helden. Wie gedankenlos, erbärmlich und klein sind ihnen gegenüber jene, die diese heiligen Stätten aus Neugier oder Habgier durchwühlen, um ein winziges Schmuckstück, eine Waffe oder nur ein paar Karren Erde für den Acker zu gewinnen.

Wenn die Steine reden wollten! Doch:

«Wer holt zur Stunde aus diesem Gestein noch sichere Kunde?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein?
Und welche Sehnen wälzten diesen Stein, als durch die Heide Totenklage schallte?»

Freudental



75 Kirche in Lügumkloster

Aber die Steine schweigen beharrlich. Eben so sorgsam, wie sie dereinst den Leib des Helden bis zur neuen Ausfahrt hüteten, eben so sorgsam halten sie das Geheimnis seines Lebens und Todes gefangen. Widerwillig und spärlich stehen sie dem Forscher Rede und Antwort; trotzig schweigen sie dem frivolen Grabschänder gegenüber, und nur einem Heiderieter, der als Träumer und Dichter durch die Heide stolpert, der mit seinem Denken und Sinnen mehr in der Vergangenheit und Zukunft als in der Gegenwart lebt, offenbaren sie sich. Lies einmal die köstliche Geschichte vom Bootsmann in Frenssens «Jörn Uhl»!

Wenn die Steine reden wollten! Was würde wohl der aufhorchende Wanderer erfahren von blutigen Menschenopfern und von einem seltsamen Totenkult, der in kümmerlichen, aber doch deutlich wahrnehmbaren Spuren bis in unsere Zeit hineinweist? Hin und wieder hat man in unserem Lande in Grabhügeln oder auch als Decksteine von Gräbern Steine gefunden, die über und über mit kleinen, näpfchenartigen oder schalenförmigen Vertiefungen bedeckt sind. Dazu gesellen sich allerhand seltsame Figuren: Abbildungen eines Ringes, eines Rades, einer Hand oder merkwürdige, ganz fremdartig anmutende Ornamentmotive. «Schalensteine» nennt man diese merkwürdigen Denkmäler. Wie seltsam doch! «Daß sie Kultuszwecken dienten, ist außer Zweifel. In Schweden wird noch heutigen Tages auf den Elbensteinen geopfert, indem man die Schälchen mit Fett salbt oder irgend eine kleine Gabe: eine Nadel, eine Kupfermünze, ein Bändchen, eine Blume oder dergleichen hineinlegt.»

J. Mestorf.

Die Verbreitung der Näpfchen- oder Schalensteine beschränkt sich nicht auf die germanischen Länder; man kennt sie aus allen Erdteilen. In unserem Lande sind sie nicht ganz selten; hier und da trifft man sie als stumme und doch beredte Zeugen aus grauer Vorzeit. (Schalensteine bei Bunsoh. Bild 79.) —

Kampfstätten auf der Heide.

Später fließen die Quellen nicht mehr ganz so spärlich. Als dunkle Erinnerungen aus dem Heldenzeitalter unseres Volkes tönt es in Sagen und Liedern zu uns herüber. Offas Kampf auf der Eiderinsel! Dann kommen fleißige und gewissenhafte Chronisten, um uns von den vielen Kämpfen auf schleswigschen Heiden Bericht zu erstatten. Beim Kruge Immervad schlug 1420 ein Holstenheer unter Tönne Rönnow und Peter Hagenschild die Dänen. Noch kennt man heute den Reim:

> Ved Immervad,
> Fik de Danske et Fandens Bad.
> (Bei Immervad
> Kam Dänemark ins Teufels Bad.)

Auf der Lürschauer Heide gab Magnus der Gute 1043 den Wenden dermaßen eins aufs Haupt, daß sie das Wiederkommen für immer vergaßen. Und gar die Lohheide bei Rendsburg! Sie war im Mittel-

alter eine vielgesuchte Walstatt, gleich Bornhöved in Holstein. So groß war die Menge der Totengebeine an Stellen, daß man noch im 16. Jahrhundert beim Abbruch einer Kapelle nördlich von Rendsburg «mehrere Wagenladungen Totengebeine, worunter viele von Pfeilen durchbohrte Schädel», wegschaffen und anderswo beisetzen mußte. - Und welche Kämpfe hat das Land gesehen, wenn am Danewerk, das von Schleswig bis an die sumpfigen Niederungen der Treene den Geestrücken querab sperrte, die Völkermassen aufeinanderstießen! ✦ Hochauf gingen die Wogen des Kampfes, denn es galt nicht allein dem Besitz der teuren Heimaterde, es ging zugleich um die Herrschaft zweier Weltanschauungen, um Heidentum und Christentum. Das war des «Kreuzes Kampf ums Danewerk», den unser Landsmann Johannes Dose uns so packend geschildert hat. Fürwahr: oft genug ertönte es von Waffenlärm und Kriegsgeschrei in unserem stillen Lande. ✧✧



77. Ausblick vom Wongshoi

Verlassene Wege. Aber auch wenn die Streitaxt für kurze oder längere Zeit begraben lag, wurde es zuweilen lebendig auf der schweigsamen Heide. Da hörte man das vielstimmige Gebrüll von Rindern,



76. Der Wongshoi

das Hü und Hott von Treibern, Peitschengeknall und Quietschen und Janken schwerfälliger Wagen, die breite Furchen in die Heide gruben. Von alters her gab die Heide nicht nur Raum zum Austrag wilder Kämpfe, sie bot auch ihren Rücken willig dar dem von Jahrhundert zu Jahrhundert immer reger werdenden Durchgangsverkehr von Norden nach Süden. War sie doch gleichsam die von der Natur gegebene Landbrücke zwischen dem jütisch-skandinavischen Norden und dem großen deutschen Vaterlande, zu einer Zeit, als das bewaldete Terrain des Ostens unpassierbar war, gleich der niedrigen, mangelhaft geschützten und ebenso mangelhaft entwässerten Marsch. Ja, man darf wohl sagen, daß sie zeitweilig eine einzige große Heerstraße, ja geradezu d i e Straße unseres Landes war. Als ein rechter «Perrkopp» (Trittstein, Furtstein) ließ sie sich geduldig treten von bewaffneten Heerhaufen, friedlichen Händlern, von Ochsen und Menschen. Die Menschen waren in frühester Zeit unter den Passanten in der Mehrzahl; später aber waren es die Ochsen, und diese haben den Hauptverkehrsadern, die sich nach und nach herausbildeten, den Namen gegeben. Mag man auch noch hier und dort einer Erinnerung an den alten «Heerweg» oder «Herrweg» begegnen — der Name O c h s e n w e g allein ist volkstümlich geworden und geblieben. Die rastlos forteilende Zeit hat die Erinnerung an ihn nicht verlöschen können, so wenig wie seine Spuren, die als breite Wagengeleise oder

tiefe Schluchten in der Heide einen Dornröschenschlaf halten, bis der pflügende Bauer, der Wegebautechniker oder der Dampfpflug sie unsanft wecken wird.



78. Grabkammer aus der jüngeren Steinzeit. Delfbruck in Dithmarschen

Obwohl die weite, herrenlose Heide uneingeschränkt dem Verkehr von Menschen und Tieren zur Verfügung stand, so daß ein Abweichen nach links und rechts jedem unbenommen war, bildeten sich doch bald zwei Hauptadern heraus. Dem alten mathematischen Grundsatz, daß die Gerade der nächste Weg zwischen zwei Punkten ist, hat man in der Praxis immer gehuldigt. Und warum hätte man in der Heide, für deren Schönheit gewiß nur wenige ein Auge hatten, abschweifen sollen? Man war oft herzlich froh, wenn man das wüste Land verlassen konnte, ohne sich in demselben verirrt zu haben; denn trotzdem die Wagengeleise den Weg wiesen, Pfähle und Steine ihn begrenzten oder an einigen Stellen gar Leuchtfeuer bei Nacht sich bemühten, den Wanderer «heimzuleuchten», mag ein Abirren vom rechten Weg nicht selten vorgekommen sein. ❖❖

Im Osten der Geest verlief der eine Weg; er kam von Kolding, berührte die Fördestädte, zwängte sich bei Schleswig durch das schmale Tor Kalegatt — auch Wiglesdor genannt —, das ihm das Danewerk frei ließ, und überschritt bei der alten Brückenstadt Rendsburg die Eider, dort, wo Offa, der Sohn des blinden Vermund, nach rühmlichem Zweikampf mit dem Sachsenkönig die Grenze zwischen Jüten und Sachsen festsetzte; der andere, im Westen gelegene Weg, führte von Riepen über Tondern, Husum und Friedrichstadt. In Holstein wiesen sie beide, entsprechend der größeren Breite des Landes, manche Abzweigungen auf. Und wenn sich auch ein Teil des Verkehrs in solche Seitenadern ergießen mochte: die Hauptmasse strömte dem einen Ziele, Hamburg, zu. Bei Wedel, wo vorgeschobene Sande die Elbe einengten und gleichsam eine Brücke bildeten, vollzog sich der Uebergang über den Strom.

Viele Jahrhunderte lang war der Vorrang dieser uralten Verkehrswege vor allen andern unbestritten. Dann schlug auch für sie die Sterbestunde. Aber nur scheinbar. In Wirklichkeit feierten sie ihre Auferstehung in den beiden Haupteisenbahnlinien: Geestbahn und Marschbahn. Ein mächtiger Zauberer hatte die tiefen Wegfurchen des alten Ochsenwegs im Handumdrehen in blanke Schienenstränge verwandelt. Während ihre Brüder früher in riesigen Triften durch den Sand stampften, reisen heute die Ochsen «per Achse» (falls sie nicht gar die Reise auf einem Schiff vorziehen sollten); verwundert stecken sie ihre kantigen Köpfe aus dem Lattenverschlag des Viehwagens heraus, sehen die Welt vorüberfliegen und als einzigen



79. Schalensteine bei Bunsoh in Dithmarschen

ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht in immer gleichen Abständen den Bahnwärter dastehen, wie er militärisch die in schwarzes Wachstuch gehüllte Fahne salutiert, als wollte er «ihnen» seinen Respekt — bezeugen. Was in Märchen und Sagen unsere Vorfahren erträumten, ist Tatsache geworden: uns sind die Siebenmeilenstiefel gewachsen, und der moderne Mensch, dem alle Hilfsmittel der Technik zur Verfügung stehen, ist der gefürchtete Riese, der sich ihrer bedient.

Der «alte» Ochsenweg ist in Vergessenheit geraten. Manches Stück hat man unter den Pflug genommen. Ackerfurchen statt der Wegfurchen! Da und dort liegt noch ein Rest unversehrt und unbenutzt in beschaulicher Ruhe, wie eingeschlafen auf der sonnendurchglühten Heide.

Rings Sand und Gras, das leicht erschrickt,
die Wolken ziehn, so weit das Auge blickt.
Und eine schüchterne Blume steht
An einem Weg, den niemand geht.

Karl Schloß.

Der Ochsenweg b. Leck

Willst du den Zauber eines solchen verlassenen Weges einmal auf dich wirken lassen, dann folge mir über das schleswigsche Flachland bis in die Gegend von Leck. Durch diesen Ort führte der westliche der beiden Ochsenwege, und «die Heiden von Leck», wie sie in alten Urkunden genannt werden, waren eine jener wichtigen Stationen, die sich in kurzen Abständen (etwa von drei Meilen) wiederholten. Dort war «Raum zu herbergen und auch Futter genug» — beides bot die weite Heide. Man war in diesem Punkt bescheiden. Schier endlose Ochsentriften und Pferdekoppeln sind hier jahrhundertelang des Wegs gen Süden gezogen, zu den Märkten von Itzehoe und Hamburg, und so deutlich hat der Verkehrsstrom seine Spuren in das Antlitz unserer Heimat eingegraben, daß die Wegfurchen und Schluchten als charaktervolle Runzeln und Hautfalten sich bis heute erhalten haben.

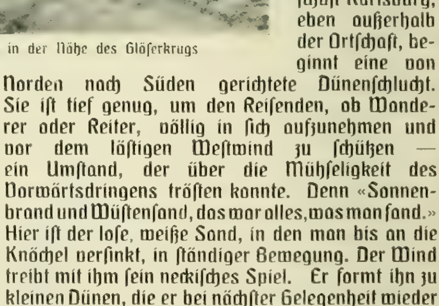
Nördlich von Leck führt der alte Ochsenweg als breiter, noch viel befahrener Landweg über die vom Dampfpflug umgebrochene Heide. Südlich von dem Dorfe Karlum liegt in einsamer Gegend der Gläserkrug, ehemals eine viel besuchte Einkehr aller derer, die den Staub des Ochsenwegs pflügten. Ehe man von Karlum diese Einkehr erreicht, überschreitet der Ochsenweg eine der vielen flachen Bodenwellen, die das schleswigsche Flachland von Osten nach Westen durchziehen. Hier, wo Hans Westermann die Wanderer besonders ungestüm anblasen kann, sorgen Kiefernanpflanzungen zu beiden Seiten für dürftigen Windschutz. Dadurch gewinnt der Weg auf einer kurzen Strecke ein recht malerisches Aussehen.

Weit interessanter und eigenartiger sind die Ueberbleibsel des alten «Heerwegs» südlich von Leck. Er durchpflügt eine landschaftlich und geologisch sehr bemerkenswerte Gegend. Nahezu 20 Kilometer von der Küste entfernt breitet sich ein weites Dünenfeld aus, das mit seinen Hügeln und Kuppen, Schluchten und Kesseln an Partien auf Röm und Amrum erinnert, nur daß die Düne hier selten noch in jungfräulicher, nackter Schönheit erstrahlt, sondern fast überall ein braunes Kleid von Heidekraut angelegt hat. Das sind die vielgenannten Heiden von Leck, die den abgetriebenen Ochsenherden so oft als Ruhestatt dienten. In guten Zeiten waren die Heiden mit Tausenden von Wiederkäuern bedeckt.



80. Ochsenweg nördlich von Leck in der Nähe des Gläserkrugs

Bei der Wirtschaft Karlsburg, eben außerhalb der Ortschaft, beginnt eine von Norden nach Süden gerichtete Dünenschlucht. Sie ist tief genug, um den Reisenden, ob Wanderer oder Reiter, völlig in sich aufzunehmen und vor dem lästigen Westwind zu schützen — ein Umstand, der über die Mühseligkeit des Vorwärtsdringens trösten konnte. Denn «Sonnenbrand und Wüstensand, das war alles, was man fand.» Hier ist der lose, weiße Sand, in den man bis an die Knöchel versinkt, in ständiger Bewegung. Der Wind treibt mit ihm sein neckisches Spiel. Er formt ihn zu kleinen Dünen, die er bei nächster Gelegenheit wieder verweht; wo sich ihm ein günstiger Angriffspunkt bietet, bläst er kleine Kessel oder tiefe Rinnen heraus,



die er nach und nach zu richtigen kleinen Tälern erweitert. Dies immerwährende Sandspiel des Windes, das sich den Augen bald unangenehm bemerkbar macht, gibt uns auch die Erklärung für die Entstehung der tiefen, genau von Norden nach Süden gerichteten Schlucht. Während das Sandfeld ringsum, dessen Ruhe niemand störte, sich allmählich mit einem dürftigen Pflanzenwuchs bekleiden konnte, der mit den Jahren, mit der fortschreitenden Humusbildung, dichter und dichter wurde, bis die Heiden von Leck entstanden, wurde der Sand der Heerstraße von den Hufen der Tiere und dem Mahlen der Wagenräder in steter Bewegung gehalten. Der Wind blies ihn an, trug ihn über die Heide und überzuckerte damit den kargen Boden, der dadurch an Fruchtbarkeit keineswegs gewann, oder fegte ihn zu kleinen Dünen zusammen. Durch diese erodierende Wirkung des Windes sank der Weg von Jahrhundert zu Jahrhundert unter den Hufen der Tiere tiefer hinein. So haben die Passanten sich die Schlucht selbst gegraben, die mit ihren scharf abgesetzten Rändern einem tiefen, versandeten Flußbett ⁂ gleicht, das sich zum Langenberg hinwindet u. ihn überschreitet. Nur daß in diesem Bette keine wilden Wasser brausten, sondern die Leiber der Ochsen sich vorwärts drängten, hinter sich die jütischen Treiber in ihren schweren Schnabelschuhen (Holzschuhen), die nicht eher Ruhe gaben, bis das berühmte Wirtshaus auf dem ⁂ «Ranzelberg» (jetzt Forstwärterhaus Rantzauhöhe) erreicht war. Der Vortreiber, der als Futterschaffer oder Quartiermacher zu fungieren hatte, war schon einige Stunden früher auf dem Rastplatze angelangt, mit ihm zugleich die «Herrenwagen». Im Krug begann ein lustiges und lautes Leben. Alle Hände waren in Bewegung, die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen, bis allmählich die Nacht sich herniedersenkte und endlich Ruhe einkehrte. Während in der Gaststube am «Herrentisch» die Becher kreisten und die Würfel rollten, lohten auf der Heide die Wachtfeuer, um die herum die als Wachen bestellten Treiber kauerten, die bei Scherz und Kartenspiel sich die Nacht um die Ohren schlugen. O alte Ochsenweg-Herrlichkeit, wohin bist du verschwunden! Der blanke Schienenweg, den man der alten Verkehrsstraße wenige Kilometer westlich zur Seite legte, war eine zu gefährliche Konkurrenz, und als man dann im Jahre 1865 die Chaussee von Leck nach Sande baute, war es mit dir gar aus. Und doch war es noch nicht so sehr lange her, daß man um deine Existenz einen heftigen Krieg geführt hatte, mit der Feder und mit den Fäusten. Das war um 1794, als es den Bredstedtern gelungen war, von der Regierung ein Verbot der alten Landstraße über Drelstrup zu erreichen, um den Verkehrs- und Goldstrom durch ihren Ort zu leiten. Aber Schlagbäume und Wachen nützten nichts; der Verkehr ließ sich nicht aus seiner uralten Bahn drängen. Während es an den Schlagbäumen eine Schlägerei nach der andern setzte, wandten sich die «Bevollmächtigten der Karrharde» in einer «alleruntertänigsten», aber dabei doch geharnischten Petition, die an Deutlichkeit und Freimut nichts zu wünschen ließ, an Se. Königl. Majestät. Und sie hatten die Genugtuung, ⁂ daß ihnen ihr Recht zuteil wurde. Unter dem 16. März 1795 wurde den Petenten vom Ober-Gericht auf Schloß Gottorp eröffnet: «. . . . daß nach nunmehr untersuchter Sache ihrer Bitte stattgegeben und mittelst Verfügung vom heutigen dato die Einrichtung getroffen worden, daß es künftig von dem Gutfinden eines jeden abhängen solle, nach wie vor des Weges zwischen Husum und Tondern über Bredstedt und Drelsdorf sich zu bedienen.» ⁂



81. Ochsenweg südlich von Leck

Die Petenten mögen noch des Weges froh geworden sein. Ihre Nachkommen haben seiner bald vergessen. Ganz von selbst wurde es dort stiller und stiller. Der stattliche Heiderücken des Langenbergs, wo die Ochsen zur Nacht sich dehnten, trägt einen Schopf üppig grünender Fichten. Als breiter, dunkelgrüner Strich markiert er sich kräftig im Landschaftsbilde. Auch das Dünenfeld hat sein Aussehen in den letzten Jahren merklich geändert; die kleinen

Kuppen und Kegel, die bisher nur Heidekraut trugen, scheinen gar stolz darauf zu sein, daß man ihnen eine Perükke junger Fichtenpflänzlinge aufgesetzt hat. Freue dich, du alter Ochsenweg, daß du dich der Sympathien weiter, maßgebender Kreise, insonderheit auch der Provinzial-Forstverwaltung rühmen darfst! So wird man dich in pietätvoller Weise mit dem grünen Anwuchs verschonen. Eine Weile noch mag der Wind mit dem losen Sande auf deinem Grunde spielen. Es wird ihm immer schwerer werden, denn die grüne Schutzwand an beiden Seiten strebt schnell in die Höhe. Die Schlucht wird sich nach und nach besamen und ein charaktervolles Merkmal nach dem andern wird langsam dahinschwinden. Aber an ihrem Rande blüht die blaue Blume der Erinnerung.



82. Ochsenweg in der Nähe des Langenbergs

«Wegweiser weisen überall ins Land / doch ihre Schrift verwischte Gottes Hand / Und eine schüchterne Blume steht / an einem Weg, den niemand geht.»

(Karl Schloß.)



83. Der Steinklopfer

Moderne Verkehrswege. Seit dem Bau der ersten Kunststraße in unserem Lande sind rund 80 Jahre vergangen. Was haben diese acht Jahrzehnte zuwege gebracht! Ein engmaschiges Netz moderner Wege überzieht das Land, und fleißig arbeitet man daran, das Netz enger und enger zu knüpfen. Von den alten, natürlichen Wegen, die sich vollständig dem Gelände anschmiegten und sorgsam jedem größeren Hindernis aus dem Weg gingen, unterscheiden sich die modernen Wege erheblich. Für den Wegebaumeister von heute gibt es kein ernstliches Hindernis mehr, vollends nicht auf dem Mittelrükken. «Immer gerade durch!» ist hier die Losung, höchstens, daß einmal eine große Moor- u. Sumpfstrecke zum Abweichen von solchen Grundsätzen zwingt. Das Merkmal der neuen Straße ist die gerade Linie, und diese ist der Ausdruck der Zweckmäßigkeit, Nüchternheit und Langeweile. Das bedeutet keinen Gewinn an landschaftlicher Schönheit.

Schnurgerade liegt vor dir der Weg in seiner perspektivischen Verkürzung; dicke Lagen von weißem, feinem Staub bedecken ihn. Du bist dankbar für jede Erscheinung, die ein wenig Abwechselung in dieses öde Einerlei bringt und deinen Blick für einige Minuten von dem öden Verkehrsstrang und den Kilometersteinen ablenkt. —

Jens Vejmand der Steinklopfer. Sieh dort den Strohschirm zur Seite des Wegs neben dem Steinhaufen; ein gleichmäßiges Klick-Klack dringt hinter demselben

hervor. Da sitzt ein altes Inventarstück der modernen Landstraße. Es ist der Steinklopfer, der mit nimmermüdem Hammer die Findlinge zu Schotter zerschlägt. Sollte man es glauben, daß er ein Produkt der neuen Zeit ist und nicht vielmehr ein Überbleibsel aus längstvergangenen Tagen? Und doch ist dem so; er gehört zur Chaussee wie die Kilometersteine und die Chausseeböcke, und regelmäßig wie diese — nur in größeren Abständen — wiederholt er sich in immer gleicher Auflage. Für jeden Wandersmann bedeutet er die freudig begrüßte Gelegenheit zu einem kurzen Klönzer; aber Fuhrmann, Radler und Autler, die ihm am meisten zu danken haben, achten seiner kaum. Undank ist der Welt Lohn! Doch getröste dich, Jens Vejmand (= Wegemann); jenseit der Königsau hole ich mir den Mann, der dir ein schönes Denkmal gesetzt hat. Jeppe Aakjaer heißt der jütische Sänger und Barde. Nun nimm deine Zupfgeige zur Hand und stimme mit ein in das Lied zu Ehren Jens Vejmand:



Wer sitzt dort hinterm Strohschirm
Mit Tüchern um die Hand,
Den Lederschirm vorm Auge,
Um seine Schuh' ein Band?
Das ist, bei Gott, Jens Vejmand,
Der hier aus bitt'rer Not
Mit seinem Eisenhammer
Verwandelt Stein in Brot.

Erwachst du früh am Morgen,
Noch ehe graut der Tag,
Und hörst den Hammer klingen
Mit nimmermüdem Schlag:
Das ist, bei Gott, Jens Vejmand,
Der schlägt im Dämmerschein
Viel wilde Feu'rfunken
Aus morgennassem Stein.

Und fährst du stolz zum Städtchen
Mit feurigem Gespann
Und siehst am Grabenrande
Einen alten, traur'gen Mann:
Das ist, bei Gott, Jens Vejmand,
Mit Stroh um Bein und Knie
Sich gegen Frost zu schützen,
Und findet Schutz doch nie.

Und fährst du spät nach Hause
Durch Kälte und durch Frost,
Indes die Sterne schimmern
Im eisigen Nordost,
Und klingen Hammerschläge
Dann hinterm Wagen nah,
Das ist, bei Gott, Jens Vejmand,
Er sitzt noch immer da.

So ebnet er für andre
Den Weg mit viel Beschwer,
Doch als es ging auf Weihnacht,
Da konnte er nicht mehr.
Da war's, bei Gott, Jens Vejmand,
Dem sank der Hammer sacht.
Sie trugen ihn durch die Heide
In kalter Winternacht.

Auf schmucklos schlichtem Hügel
Ein rohes Kreuzlein steht,
Was einst darauf geschrieben,
Verwaschen ist's, verweht.
Hier schläft, bei Gott, Jens Vejmand,
Deß' Leben voller Stein, —
Doch nun er liegt im Grabe,
Da nennt er keinen sein.

Hier hast du, wack'rer Wegemann, dein Denkmal erhalten; ein besseres konnte dir keiner setzen. Jetzt darfst du nicht mehr sagen: Stank vör Dank! Wenn der Schotter, den dein Hammer zerklopfte, von den Rädern längst zu Mehl zerrieben ist, wird man deiner noch im Liede gedenken, — besonders gern der Wandersmann, der dazu verurteilt ist, die schnurgeraden Wegstrecken mit seinen Schritten auszumessen: 1200 auf 1 Kilometer und erst nach 5-6000 Schritten eine Wegbiegung, die ihm — dasselbe oder ein ähnliches Bild enthüllen wird! Eine harte Strafe für eine schönheitsdurstige Seele! Doch fehlt es auch nicht an Lichtblicken auf der sonnendurchglühten Landstraße.

Wohl ist man oft versucht, in Anlehnung an W. Busch zu sagen: «Links sind Bäume, rechts sind Bäume und dazwischen Zwischenräume;» doch es kommt auch anders. Nicht selten haben die Bäume unter der Einwirkung scharfer Winde absonderliche, phantastische Formen angenommen. Ihre Kronen sind weniger dicht und regelmäßig als im geschützten Osten; sie können darum die Fülle des

Sonnenlichts kaum mildern. Vom Winde werden ihre Köpfe geschüttelt, und lautlos huschen ihre Schattenbilder über den staubbedeckten Boden hin. Zur Seite des Wegs sehen wir magere Wiesen und am Rande eines Bächleins blühende Blumen gar und frisches, grünes Erlengebüsch. Aber dort, wohin das lebenspendende und lebenweckende Naß nicht mehr dringen kann, wo jeder Tropfen Regen sofort und spurlos im Sande verschwindet: wieder Heide und nichts als Heide.

in Lauenburg. Aber die genügsame Kiefer und vor allem die Birke wirst du bei deinen Wanderungen durch Heide und Moor öfter treffen. Sie muß es sich auf dem kargen Boden bitter sauer werden lassen; der Kampf ums Dasein steht ihr im Gesicht geschrieben. Hier kann sie sich nicht in lange, zarte, duftige Schleier hüllen; der Wind zerreißt die Schleier und zaust und schüttelt ihre Zweige. So steht sie fest, sperrig und trotzig da. Der Kampf macht hart und schartig! Der Kampf lehrt aber auch, wie man am besten sich des gemeinsamen Fein-



84. Landstraße auf dem Mittelrücken

Baumwuchs auf der Heide.

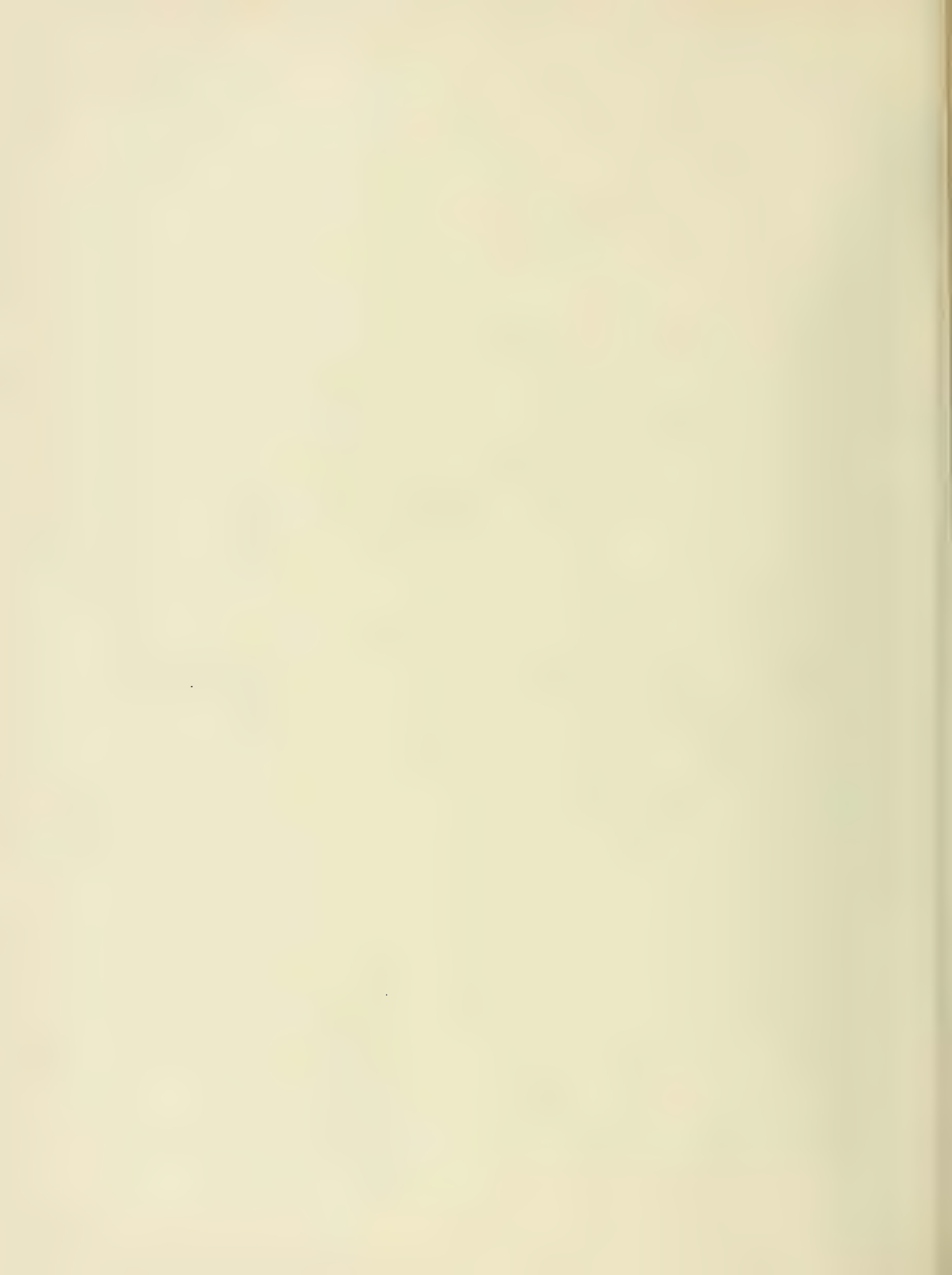
Doch auch der «baumlosen Heide» fehlt es nicht gänzlich an Baumwuchs. Vergeblich suchst du freilich den aus Märchen dir wohlbekannten Machandelbaum (Wacholder), der weiten Strecken der Lüneburger Heide ein fast südländisches Aussehen verleiht. Er ist in unserem Lande recht selten geworden. In wenigen Exemplaren fristet er in der Nähe von Heidmühlen, Kr. Segeberg, auf Erdwällen, wohin er sich gleichsam vor dem Pflug geflüchtet hat, ein kümmerliches Dasein. In zahlreicheren Exemplaren findest du ihn noch im Kratt von Linnet schau in Nordschleswig und am Ostufer des Drüsensees

des erwehrt; so schließen sie sich zu dichten Gruppen zusammen, um sich gegenseitig zu schützen und zu hegen. Die draußen stehen und des «Tages Last und Hitze» am ärgsten dulden müssen, bleiben im all zu harten Kampf mit der Unbill der Witterung klein und dürftig. Aber in ihrem Schutz gedeihen die nächsten Kameraden schon besser, und in der Mitte der halbkugelförmigen Gruppe stehen die «Edlen der Nation», aus deren Mitte wieder der Fürst oder Häuptling kühn sein Haupt erheben kann. (Bild 87.)

Solche Gruppen, die jedem Landschaftsgärtner als willkommenes Modell dienen könnten, war-



85. Landschaft mit Wacholder am Drüsensee in Lauenburg



kieren sich kräftig in dem einfachen Landschaftsbilde, und namentlich an sonnigen Herbsttagen, wenn ein frohes Farbenspiel sich an ihnen entfaltet, bringen sie einen lieblichen, anheimelnden Ton in die Landschaft.

Eichenkratts.

Ihnen verwandt — weniger im Aussehen als in der Form — sind die Eichenkratts, die sich zahlreich auf dem Mittelrücken vorfinden. Wohl am bekanntesten unter ihnen ist von alters her Kropperbusch bei Kropp. Der war in früherer Zeit ein Unterschlupf für allerlei lichtscheues Gesindel, das hier an der Heer- und Verkehrsstraße auf Viehhändler, Roßkämmerer und andere Reisende wartete, um sich liebevoll ihrer gefüllten Geldkatzen anzunehmen oder die eisenbeschlagenen Geldkisten, die sie unter dem Sitz des Stuhlwagens mit sich führten, einer gründlichen Revision zu unterziehen. Darum heißt es noch heute im Lande von einem, der eine schwere Sache vor sich hat: «He is Kropperbusch noch nich vörbi!» Ja, wer namentlich zur Nachtzeit dieses gefürchtete Krattholz unangefochten hinter sich gelassen hatte, mochte mit Recht aufatmen und den Hahn der Steinschloßpistole in Ruh stellen. ✦



86. Birke auf dem Moor

Ein Eichenkratt ist ein merkwürdiges Gebilde. Lauter Zwerge, aber nicht normal gewachsene Miniaturausgaben stolzer Eichbäume, sondern verkrüppelte, verwachsene, mit unzähligen Knickungen und Biegungen und dicht verschlungenen Zweigen. Jeder Busch ist ein unentwirrbares Knäuel, ein Rattenkönig von Aesten und Zweigen.

«Aus der Ferne gesehen erhebt sich das Kratt über die weite, gleichmäßig mit Heide bestandene Ebene als sanftgewölbte Kuppe, deren Randsaum sich dem Erdboden anschmiegt. Beim Näheretreten findet man außerhalb des zusammenhängenden Bestandes einzelne, gleichsam abgesprengte Sträucher oder Strauchgruppen, von denen die kleinsten über die Heide, die alles umgibt, sich nicht erheben. Nach der Hauptmasse zu werden diese Horste allmählich höher und umfangreicher. Stets aber lehnen sie sich mit ihrem Außenrande an die Heide an und wölben sich halbkugelig empor, so glatt gestutzt, als wären sie mit der Zaunschere beschnitten, und so dicht beblättert, daß das knickige, dichtverschlungene Astwerk vollständig verdeckt wird. Kein einziges Stämmchen hat senkrechte Richtung. Dabei macht es, so klein es auch ist, wegen der vielen Ansätze abgestorbener Aeste, wegen des dichten Flechtenbehanges den Eindruck hohen Alters. ✧✧

Eine Wanderung durch das Kratt ist die denkbar beschwerlichste. Am schwierigsten aber ist der Eintritt in den geschlossenen Krattbestand. Wenn es auch im Innern ein wenig lichter wird, so muß der Wanderer doch auf Schritt und Tritt sich den Weg erkämpfen: hier ausweichend, dort das Gewirr der Zweige gewaltsam zur Seite biegend oder die dürren Aeste zerbrechend, stets gebückt, wenn nicht gar kriechend, so fest ist das Dickicht.» ✧

A. Christiansen.

Das gab von jeher prächtige Schlupfwinkel für Strauchdiebe, die sich hier so gut verstecken konnten, wie «in des Waldes tiefsten Gründen» dermaleinst der «berühmte» Wilddieb Eidig, der Rinaldini Schleswig-Holsteins, in den Schluchten des Sachsenwaldes.

Schärfer und augenscheinlicher als die Kratts kann uns nichts einen ✦✦ jahrhundertelangen zähen Kampf ums Dasein vor Augen führen. Sollte man es wohl glauben, daß sie die kümmerlichen Reste ehemaliger stolzer Hochwälder sind, die «allen Gewalten zum Trotz sich erhalten» haben? Und doch ist daran kaum zu zweifeln. Ueberall dort, wo man nach alten Karten und Urkunden die Lage früherer Hochwälder vermuten kann, finden sich heute die Kratts — soweit man nicht schon mit ihnen aufgeräumt hat. Die Ungunst der klimatischen Verhältnisse, die langsam aber sicher eine Verschlechterung des Waldbodens durch Versauerung und Ortsteinbildung herbeiführte, hat den stattlichen Eichenwäldern den Garaus gemacht. Die kalten, feuchten Meereswinde, deren Einwirkung die Wälder mehr und mehr ausgesetzt wurden, als durch Abschwemmung des Landes an der Westküste die Wälder dem Meere gleichsam näher rückten, hat ihren Nieder-

gang beschleunigt. Wenn man in die großen Zwischenräume zwischen den wenigen jetzt vorhandenen Wäldern des Mittelrückens die vielen Kratts als degenerierte Nachkommen früherer Wälder einsetzt, dann erhält man einen fast lückenlos schließenden, von N nach S verlaufenden Gürtel, der uns eine Vorstellung vom früheren Waldreichtum auch der Geest vermitteln kann.



87. Baumgruppe auf dem Moor

Versunkene Wälder Neben uralten Heideflächen, auf denen schon in vorgeschichtlicher Zeit unsere Vorfahren ihre Hünengräber auftürmten, breiteten sich stattliche Föhren-, Eichen- und Buchenwälder aus. Vom Barwith oder Färriswald war schon früher einmal die Rede. Die vielen Ortsnamen auf wohld, holt, hain, hagen und horst auf der holsteinischen, auf with, riis, skow (schau) und lund auf der schleswigschen Geest sind Erinnerungen an früheren Waldreichtum. Und wie hätten wohl die Bewohner der holsteinischen Geest zu dem Namen Holsten, d. h. Holtsatten, kommen sollen, wenn ehemals das ganze Land Heide und nichts als Heide gewesen wäre? Und weiter noch: Kaum gibt es ein Moor im Lande, wo der Torfgräber nicht mit Stümpfen untergegangener Bäume einen Kampf führen muß. «Dat Moor is vull vun Wurbodn» (Wurzelknollen), hörte man früher in Holstein den Tagelöhner oft seufzen. Neben den schwarzen, hohen Torfhaufen sieht man oft nicht minder hohe Haufen aus Stümpfen und Stämmen der Moor-Baumleichen sich erheben. Nicht selten liegen alle Stämme in der Haupt-Windrichtung, von NW nach SO, so wie vor Jahrhunderten der Sturm sie knickte und hinwarf. «Wo der Baum fällt, da bleibt er liegen.» Vereinzelt hat man solche Baumstämme als Nutzholz verwendet; Schränke und Truhen aus Mooreiche sieht man bisweilen. Eine eigenartige Industrie hatte sich in der moorreichen Gegend von Karlum in Nordschleswig entwickelt. In der Zeit, als man Phosphorhölzer und «Schweden» noch nicht kannte, spaltete man die terpentin- und harzreichen Stämme und Wurzeln der im Moor gefundenen Fichten zu feinen Stäbchen, band solche in Bündel und brachte sie als «Karlumer Lyspind» (Lichtsticken) weithin in den Handel. Sie erfreuten sich großer Beliebtheit, denn «sie eigneten sich zum Lichtmachen weit besser, als die viel schlechteren Schwefelhölzer». Die Industrie war für die dortige Gegend derartig bedeutend, daß Pastor Lützen in Klaus Harms Gnomon vor reichlich siebzig Jahren seine kurze Abhandlung über Karlumer Lys mit der erbaulichen Betrachtung schließen konnte: «So hat auch auf der öden Fläche in Liebe der himmlische Vater für das Wohl seiner ärmeren Kinder gesorgt.» Der Gedanke aber, daß der himmlische Vater wohl



88. Buchweizenfeld und Eichenkratt zwischen Jordelund und Osterby, Nordschleswig

noch besser für seine lieben Kinder gesorgt hätte, wenn er die schönen Fichtenstämme nicht vom wütenden Nord-West hätte umwerfen lassen, ist dem guten Pastor in seiner frommen Einfalt scheinbar nicht gekommen. Und die «lieben Kinder» selbst hätten auch wohl etwas mehr für die Erhaltung der Wälder tun können. Doch sind wir diesmal in der angenehmen Lage, dem «geborenen Waldverwüster», dem Menschen, an dem Schwinden der Wälder auf der Geest nicht die Hauptschuld beimessen zu müssen, wie im Osten unserer Heimat. Daß er aber nicht ganz unbeteiligt daran war, verraten Ortsnamen auf rade, rott und viele Flurnamen, die unzweifelhaft dartun, daß auch der Geestbauer durch fleißiges Roden Waldland in Ackerland verwandelt hat. ✣

Geestland als Ackerland.

Waldland in Ackerland – und das auf der dürren Geest? Hätte sich das jemals gelohnt? Zweifellos! Denn wo Wald wuchs, war kein ganz schlechter Boden. Zudem trägt die Geest ihren Namen zu einem guten Teil mit Unrecht. Noch heute ist im Friesischen und Niederdeutschen ein Wort im Gebrauch, das mit Geest dieselbe Bedeutung teilt, das Adjektiv «güst». Hier gebraucht man es mit



90. Landschaft an der Treene

Vorliebe zur Bezeichnung eines weiblichen Tieres (Rind oder Pferd), das ohne Nachzucht bleibt, dort mehr, wenn man von einer Kuh sagen will, daß sie keine Milch gibt. Immer hat es die Bedeutung von trocken, unfruchtbar. So bezeichnet auch der Name Geest ganz einfach trockenes, unfruchtbares Land. + Man darf aber den Ausdruck nicht pressen. Fruchtbar und unfruchtbar, das sind ganz schwankende Begriffe, die nur aus dem Gegensatz existieren, wie hell und dunkel, hoch und niedrig. Zwischen dem reichgesegneten Osten und der fetten Marsch eingebettet mochte wohl ein Land «ohne reichliche Fettigkeit der Erde» im allgemeinen als unfruchtbar gelten, über dessen Ertragfähigkeit man sich anderswo noch herzlich gefreut hätte. «Geest» ist das Land in allererster Linie im Gegensatz zur wasserreichen, fruchtbaren Marsch (von dorther mag dem Lande auch der Name geworden sein), wie auch der Marschbauer früherer Zeiten wohl zu sagen pflegte: «Dies, mein Sohn, ist die Marsch; alles andere ist Geest, nur Geest!» «Geest» ist das Land vor allem in seinen weiten Mooren und Heideflächen, die lange Zeit niemand zu erschließen verstand. Aber nicht überall war es von jeher «geest», so vor allem nicht an den zahlreichen Bächen und Flüssen, die an ihren Ufern wohl Moore und Sümpfe, aber auch fruchtbare Wiesen schufen. «Geest» ist das Land ganz besonders nicht am Rande, an den Grenzgebieten. Hier,



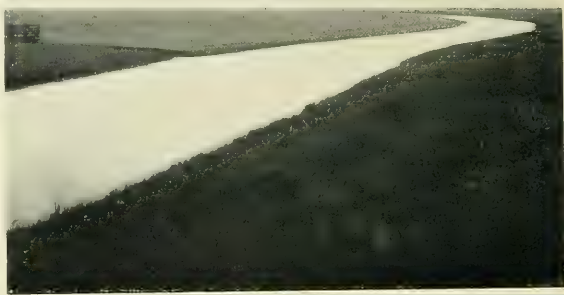
89. Fußweg im Krattbusch

wo nicht selten ein allmählicher Uebergang zur Marsch oder zum Hügellande sich vollzieht, sind Gegenden, die eine viele Jahrhunderte alte - wahrscheinlich die älteste - landwirtschaftliche Kultur aufzuweisen haben. Denn der leichte, aber keineswegs undankbare Boden war mit den primitiven Ackergeräten ohne sonderliche Mühe zu bearbeiten, während der meist schwere, bindige Lehmboden des Ostens dem hölzernen Hakenpflug zähesten Widerstand entgegensetzte. Diese Uebergangsgebiete mögen auch die Gegenden sein, die Klaus Harms vor allem im Auge hat, wenn er seine engeren Landsleute, die Marschbauern, ✦ also belehrt: ✦ ✦ «. . . wir wissen aber, daß die Geest weiter hinauf etwas anderes trägt als Sandroggen, der gut ist, Buchweizen, eine schöne Frucht, und Kaninchenhafer, wie man eine Sorte nennt, daß man auf der Geest ebenfalls Weizen, Gerste, Rapsaat, Klee, Erbsen und an Stellen Bohnen bauet und eine Butter liefern kann in vielen tausend Gebinden, die dem Engländer schmeckt, davor er die Marschbutter verschmäht.» ✦✦

Möglich ist es auch, daß Klaus Harms unter Geest die ganze Hügellandschaft unseres Landes mit einbezieht; er war ja ein Sohn der Marsch! In jedem Fall hat er recht. Mochte der Marschbauer früherer Zeit von dem Geestbauer verächtlich wie von einem «Geestkirl» reden, mochte er es sich ernstlich überlegen, ob er ihn in die Stube nötigen oder lieber auf der Vordiele abfertigen sollte, — mochte er! Die Zeiten sind auch gekommen, da der stolze Marschbauer beim Geestbauern anklopfen mußte, wenn das Geld für neue Hypotheken nicht zu beschaffen war. Die Lebensführung war auch in früherer Zeit auf der Geest keineswegs überall dürftig und ärmlich, und ganz bekannt war es, daß das Gesinde vielfach den Dienst auf einem Geesthofe dem Dienst in der Marsch vorzog. Das Verhältnis zwischen Herr und Gesinde war hier vielfach patriarchalischer, die Kost besser; denn wie hätte sonst wohl das bekannte Sprichwort entstehen können: «Op de Geest bewert de Mehlbüdel vör den Mann, awer in de Masch bewert de Mann vör den Mehlbüdel.»

Der Geestbauer

Der Geestbauer war von jeher ein beweglicher, vielseitiger und in seiner Art unternehmungslustiger Mann, und er wurde es mit den Jahren mehr und mehr. Ihn hatte kein üppiger Boden, der mühelose Erträge brachte, verwöhnt und bequem gemacht. Den ganzen Tag lief er hinter dem Pflugsterz oder hinter der Egge her; denn die Flächen, die beackert werden mußten, waren groß. Was dem Boden an Qualität abging, mußte möglichst durch die Quantität ersetzt werden. ✦✦ Stets mußte er die Hände rühren und auf jede Gelegenheit acht geben, die etwa Gewinn abwerfen konnte, war ✦✦ es Milchwirtschaft, Kälber- od. ✦ Rindviehzucht, oder galt es, die Moore auszubeuten oder aus Gänsezucht und Imkerei einen Verdienst zu ziehen. So blieb er körperlich und geistig regsam und erwarb sich eine Anpassungsfähigkeit, die ihm auch durch Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis glücklich hindurchhalf. Vor 50 Jahren war ein bankerotter Geestbauer geradezu ein Ereignis. ✦✦



91. Landschaft an der Sorge

Trotzdem auf der holsteinischen Geest ein ganz anderer Volksstamm wohnt als auf der schleswigschen, so ist doch eine gewisse Aehnlichkeit beider unverkennbar. Mag auch der Holsteiner mehr lang, hager und stakig sein («langer Holsteiner» ist sprichwörtlich) mit einem kantigen Kopf, der Nordschleswiger, der jütischer Abstammung ist, dagegen groß, breit und kräftig gebaut, mit einem Kopf, der mehr zur Rundung neigt, so haben doch beide in ihren glattrasierten Gesichtern, über die die gebräunte Haut wie ein straffes Fell gespannt ist, dieselben lebhaften, beweglichen Augen, die alles beobachten, dieselbe straffe Gesichtsmuskulatur, denselben festen Mund und ein festes Kinn. Es sind Gesichter, die von schweigsamer Energie und nimmermüder Zähigkeit reden. — Was haben diese Kulturträger nicht zuwege gebracht! Von

ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit geben viele Geestdörfer mit stattlichen Anwesen, die sich vor einem Marschhof nicht zu verstecken brauchen, ein deutliches Zeugnis. Am günstigsten waren von jeher jene Pioniere daran, die am Rande der Geest, also gleichsam an der Grenze zweier Welten wohnten und sich die Vorteile beider Landgebiete zunutze zu machen verstanden. Dort war von altersher ein respektabler Wohlstand zu Hause, der sich durch viele Geschlechter erhalten hat, weil man einfach und anspruchslos lebte, was man von den Marschbauern nicht immer sagen kann.

in holsteinischer Bauernhof.

Möchtest du wohl einen solchen Geesthof kennen lernen? – In der Nähe von Neumünster, hart an dem großen Dosenmoor liegen auf dem Randgebiet der holsteinischen Geest die vier Dörfer Harrie (Fief- und Negenharrie, Groß- und Klein-Harrie), sämtlich auf der Stätte wendischer Rundlinge erbaut. Mit den hochgiebeligen Niedersachsenhäusern und der Geschlossenheit ihrer Anlage machen sie einen prächtigen Eindruck. Am meisten Klein-Harrie, das sich in seiner ursprünglichen Schönheit am besten erhalten hat. Früher hatte es, ein rechtes Sackdorf, nur einen einzigen Zugang. Vor jedem Gehöft stehen als Torwächter die alten, heiligen Eichen, die in Gemeinschaft mit Linden, Pappeln und Eschen das kleine Dorf in Grün einhüllen.



92. Holsteinischer Bauernhof. Joh. Gabr. Blöcker in Kl. Harrie

Der Boden ist fast ganz eben; kaum ein nennenswerter Buckel ist in der ganzen Feldmark. Nur einmal kommt in den Flurnamen die Bezeichnung Wurt (Anhöhe) vor, desto häufiger das Grundwort «heisch» (d. i. Buschwald) und «kamp». Der Name Hartenkamp für eine Lehmparzelle mag uns an den harten Kampf erinnern, den der Pflug mit dem schweren, bindigen Boden zu bestehen hatte.

Im übrigen ist der Boden, wie sich's an der Grenze der Geest wohl von selbst versteht, sehr verschieden: schwerer und leichter Lehmboden, Grand- und Sandboden, Wiese und Moor lösen einander ab. Die Topographie sagt: Der Boden ist «teils lehmig, teils sandig». Jede der fünf Hufen hat ihren Wieschhof (Hausgrundstück) und Anteil am Bondenholz (Bauernwald), in dem namentlich die Eiche noch in zahlreichen prächtigen Exemplaren vertreten ist.

Der größte und wertvollste Besitz ist die Hufe Johann Gabriel Blöckers, auf der mehr als 250 Jahre ununterbrochen ein Blöcker gewohnt hat. Sie umfaßt nahezu 160 Tonnen (80 Hektar); davon gehören rund 15 Tonnen der 1. Klasse, ungefähr 60 Tonnen der 2. Klasse an. Das übrige Land ist Boden 3. und 4. Klasse. Der Wieschhof mißt 13 Tonnen. Der Anteil am Moor und am Bondenholz beträgt je 4 Tonnen. Der Reinertrag der Landstelle wurde bei der Bonitierung im Jahre 1875 auf 2700 Mark berechnet; da ist es denn kein Wunder, daß der Blöckersche Besitz als «einer der besten im ganzen Amte Bordesholm» bezeichnet wird.

Vielleicht dürfen wir auch ein weniges aus der Wirtschaft ausplaudern. Um das Jahr 1877, als man das alte Sachsenhaus um den Anbau eines Kuhstalles vergrößerte, war die Anwendung künstlicher Düngemittel nahezu unbekannt. Höchstens, daß einmal ein paar Sack Knochenmehl ausgestreut wurden. Damals hielt man 25 bis 30 Stück Rindvieh, einschließlich Jungvieh. Die Tiere standen, wie in allen alten Sachsenhäusern, in der «Affit», die Köpfe der Diele zugekehrt. Ihr Futter nahmen sie direkt von der Lehmdiele auf; Rinnen oder Tröge kannte man nicht. Wenn Schrot gereicht werden sollte, schob man hölzerne Tröge, die auf niedrigen Rollen liefen, hinzu. Zur Tränke trieb man das Vieh täglich zweimal auf den Hof, wo neben der Pumpe der steinerne, sorgfältig behauene Tränktrog steht.

Heute werden mehr als 60 Stück Rindvieh (Milchkühe und Jungvieh) gehalten. Die Milchwirtschaft spielt noch wie ehedem eine große Rolle; täglich wandern 150 bis 200 Liter in die Ge-

nossenschaftsmeierei. Der Ertrag an Korn und Heu ist in den letzten dreißig Jahren um mehr als das Doppelte gestiegen. Nach einer Durchschnittsernte werden mehr als 1000 Tonnen Korn (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer) gedroschen. Die Wiesen liefern in normalen Jahren 80 Fuder bestes Heu, dazu kommen noch 50 bis 80 Fuder Kleeheu. Kein Wunder ist es, daß das alte, geräumige Bauernhaus trotz seiner respektablen Ausmessungen an allen Ecken und Enden zu klein geworden ist. «Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.» Mit den später hinzugekommenen Anbauten und Wirtschaftsgebäuden macht das Gehöft einen außerordentlich stattlichen, behäbigen Eindruck. Eine schmale, von Bäumen flankierte Einfahrt führt auf den riesigen Hofplatz; im Hintergrunde ragt der steile Brettergiebel des 1656 erbauten Langhauses auf.



93. Im Immenhagen bei Joh. Gabr. Blöcker

Der Giebel ist verhältnismäßig niedrig, wie bei den meisten alten Häusern dortiger Gegend; dadurch wird der Eindruck des Gemütlichen, Behäbigen noch verstärkt. Die breiten eichenen Ständer bewirken eine kräftige Teilung des Fachwerks, und die stark vorspringenden weißen Knacken der unteren Giebelbretter treten wirkungsvoll heraus. Als Schmuck trägt der Giebel eine wundervoll gearbeitete Wetterfahne, reichlich ein Jahrhundert nach der Erbauung (1768) von einem Verwandten Kahl auf Bunthorst gestiftet.

Die Nebenräume für Kühe und Pferde waren sehr beengt, die Diele dagegen als wirtschaftlicher Mittelpunkt des Hauses war um so geräumiger. Ehe sie durch die weiter vorgeschobenen Pferdeställe geschmälert wurde, nahm sie 8,5×21,5 = 182,75 qm ein, also reichlich die Hälfte des ganzen Hauses. Das alte Langhaus hat eine Fassung von rund 2200 cbm; zusammen mit dem Anbau dagegen faßt es reichlich 3300 cbm! Alle Ständer, Balken, Bohlen und Bretter sind aus bestem Eichenholz; mit Ausnahme der Innentüren und der Fenster haben sie nie einen Tropfen Farbe erhalten, und noch lagern auf den roh behauenen Findlingen die ersten Schwellen des vor mehr als 250 Jahren erbauten Hauses. Im Hause sind 70 und 80 cm breite Türen, die aus einer einzigen Eichenbohle bestehen, und die beiden Luchtbalken (die aus einem Baumstamm geschnitten sind) haben einen Querschnitt von 55×28 cm!



94. Giebel am Gehöft Joh. Gabr. Blöcker

Zu einem alten Geesthof gehört auch ein Immenhagen. Aus 40—50 Körben fliegen die Bienen aus und ein, um aus Raps, Lindenblüten, Buchweizen und Klee und später aus der Heide süßen Saft heimzutragen. Der Immenhagen ist von dem

vorhin erwähnten Vorfahr höchst eigenhändig gezimmert worden. Der war überhaupt ein geschickter, praktischer Mann, ein Bauer vom Schlage des westfälischen Dorfschulzen, den Immermann uns so prächtig schildert. Er war in allen Sätteln gerecht. Er klüterte und bastelte, er grub sich vor dem Hause einen tiefen Brunnen, dessen Mauern er aus behauenen Feldsteinen aufschichtete, hämmerte aus einem riesigen Findling den prächtigen Tränktrog vor dem Hause und verstand sich vor allem meisterlich auf die Bienenzucht. Er hatte zu Zeiten, als noch weite, weite Heideflächen in der Nähe sich befanden und ausgedehnte Buchweizenfelder einen bunten Teppich woben, vier Immenhagen mit 330 Durchstehern! Er hielt sich allein zwei Immenknechte, und die Vorräte an Wachs füllten ganze Kammern. Der «alte» Johann Gabriel Blöcker ist gewissermaßen der Typus des intelligenten, beweglichen u. vielseitigen Geestbauern. Wo solche Männer den Pflugsterz führten u. in fester Hand die Fäden eines umfangreichen Wirtschaftsbetriebes vereinigten, erstanden an und auf der Geest blühende Kulturen.

95. Gehöft Johann Gabr. Blöcker: Grundriß

Geesthöfe in Nordschleswig.

Ganz ähnliche Verhältnisse können wir in den nördlichen Geestgebieten unseres Landes beobachten. Auch dort ist ein kerntüchtiger Bauernstand erwachsen, der es von jeher nicht minder gut verstanden hat, die Verhältnisse zu meistern, und der dem Holsteiner noch dies eine voraus hatte, daß ihm aus dem «Bauernlande jenseit der Königsau» manche wertvolle Anregung und Belehrung zuteil wurde. Mitten auf der Geest liegen dort stattliche Dörfer; die Höfe, von hohen Pappeln beschattet, stehen dicht zusammengedrängt. Manche Bauernhöfe, die in den 20er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, nach dem dänischen Staatsbankerott, für wenige hundert Mark oder für eine Runde Teepünsche verkauft wurden, repräsentieren heute ein Vermögen. Man wandere einmal, um sich zu überzeugen, von Tingleff nach Südwesten. Zuerst weite Moore und Heideflächen, eingebettet darin, verstreut in der Heide, die anspruchslosen Häuser des Kolonistendorfes Sophiental (niedersächsische Kolonie aus der Zeit um 1770); dann eine Reihe prächtiger Siedelungen: Osterby, Medelby und Holt, Achtrup und Leck, bis bei Klixbüll der Weg sich in die Marsch hinabsenkt. Besonders erfreulich ist das Bild dort, wo auf der Geest wie aus Versehen ein «Klumpen Angler Lehm» hingeraten ist. Solche Bereicherung des Bodens macht sich als üppige Oase im leichten Sandboden deutlich bemerkbar.

Je näher der Marsch, um so stattlicher sind die Gewese; denn auch hier zeigt es sich, wie im Holsteinischen, daß an der «Grenze zweier Welten» dem klugen, tüchtigen Landwirt zwiefach Gelegenheit gegeben ist, sich die Erde der Heimat dienstbar zu machen, das Ackerland durch fette Marschweiden zu ergänzen, um neben der Milchwirtschaft die Viehzucht in ausgedehntem Maße betreiben zu können. Lehrreich und interessant ist es, solchem «Grenzhof» einen Besuch abzustatten. Tun wir das!

Ein «Grenzhof» in Nordschleswig.

Bei Hoyer wird der Marschsaum auf eine kurze Strecke durch eine Geestinsel, die sich bis Ballum erstreckt, unterbrochen. Am Ostrande dieser Geestinsel, die durch die Niederung des Seiersbek von dem großen Geestkörper getrennt wird, liegt das Dorf Schads. Der größte Hof hierselbst ist der Hof Christian Beyer Nicolaysen, kurzweg der Schadshof genannt. Seit mehr als 200 Jahren ist er im Besitz derselben Familie. Von einem Vorfahr, dem Junggesellen Peter Beyer, weiß Meyborg zu erzählen, daß er im Jahre 1680 mit dem bescheidenen Kapital von 179 Reichstalern einen Ochsenhandel anfing. Sechs Jahre später heiratete er Göe Marie Andersdatter, die ihm den stattlichen Hof als Mit-

gift einbrachte. «Nach der Hochzeit wurde der Handel bedeutend erweitert. Auf Schadshof wurden so viel Ochsen gemästet, als der Stall fassen



96. Hof Christiansen in Holt

konnte; er faßte aber nicht weniger als 4 mal 20.» Die Ochsen wurden per Schiff nach Lübeck und Holland gebracht, daneben Honig und Schinken in ansehnlicher Menge verfrachtet. Alles für eigene Rechnung. Als Rückfracht kamen vor allem Tabak und Tonpfeifen, weiterhin Brennholz, Latten, Klippfische, Eisen und Seife und Flachs in Betracht. Wie der Holsteiner Johann Gabriel Blöcker sen. die Bienenzucht betrieb, so verstand Christian Beyer Nicolaysen die Nähe der See zu nutzen, um aus Handel und Wandel ansehnlichen Gewinn zu ziehen. Er war in seiner Unternehmungslust und seiner Beweglichkeit und Regsamkeit gleicherweise ein Typus; denn «daß Großbauern Schuten hatten, selber mit ihren Erzeugnissen ins Ausland segelten und fremde Waren hereinbrachten, die sie verhandelten, das war allgemein.»
Meiborg.

Und ebenso allgemein war überall ein solider Wohlstand daheim. Davon und von dem Umfang eines umfangreichen Wirtschaftsbetriebes zeugen am deutlichsten die Gehöfte, über deren Bauart und Einrichtung noch ein Wort Platz finden mag. ⁂

Sie weichen von dem Niedersachsenhaus, dessen Verbreitungsgebiet in der Gegend der Schlei zu Ende geht, erheblich ab. Die Grundform des nordschleswigschen Bauernhauses ist ein langes, schmales Rechteck, das stets von Westen nach Osten gerichtet ist.

Das nordschleswigsche Bauernhaus

Ueber die schleswigsche Geest weht ungehindert der gefürchtete, ungestüme Nordwest. Nichts ist da, das seine Gewalt brechen könnte, nicht Wald noch Hügel, und jeder Baum, jedes Gesträuch trägt deutliche Spuren seiner Wirkung davon. Er zaust ihnen das Laub aus den Zweigen und schüttelt sie und dreht die Zweige in die entgegengesetzte Richtung, nach Süd-Ost. Auch ohne Kompaß und bei bedecktem Himmel ist es darum nicht schwierig, sich an Baum und Strauch über die Himmelsgegend zu orientieren. Auf Schutz gegen diesen ungestümen Gesellen ist jedes Haus eingestellt. Darum kehrt es ihm die Schmalseite zu, vermeidet dort jede unnötige Oeffnung und bietet dem Wind in dem abgeschrägten Walmdach eine gewisse Gleitbahn dar.

Man sieht am Gehöft Kresten Jensen in Ballum, wie hinter dem Wall erst nach und nach das zum Schutz gepflanzte Gebüsch sich zu stattlicher Höhe erhebt, als hätte ein riesiger Arm mit einer gewaltigen Zaunschere hinübergelangt und alles unter einem bestimmten Winkel beschnitten, um mit dem Walm des Daches eine schräge Ebene



97. Hof Kresten Jensen in Ballum

herzustellen. So machen manche Häuser den Eindruck, als wollten sie sich am liebsten in den Erdboden verkriechen und wieder zu dem werden, woraus das Bauernhaus erwachsen ist, zu einer Wohnhöhle mit darüber gestellten Dachflächen. (Bild 99.) In früherer Zeit lieferten die Eichenwälder das Hauptmaterial für die Wände; sie bestanden aus Fachwerk mit Bohlfüllungen. Seit dem Niedergang der Wälder aber herrscht überall der Massivbau vor. Die Haustür ist in der Langseite. Sie führt auf einen schmalen Gang, der im Gegensatz zum Sachsenhause eine scharfe Teilung zwischen Wohn- und Wirtschaftsräumen bewirkt. Auch ein bemerkenswerter Konstruktionsunterschied ist vorhanden. Die Sparren ruhen auf den Außenmauern, die somit die Last des Dachstuhls aufnehmen. Das Haus ermangelt der «Höndständer». Darum ist es im Verhältnis zu seiner Länge sehr schmal. Der Ausdehnung in die Länge dagegen wäre keine Schranke gesetzt, wenn nicht die Konzentration des Wirtschaftsbetriebes ein Zusammendrängen auf engen Raum forderte. Um dieser Forderung nachzukommen, machte man Anbauten zunächst im Westen, um einen geschützten Winkel zu erhalten, dann auch im Osten. So entstanden Grundrisse von Winkel- (|__) und U-Form (|__|). Ganz naturgemäß entwickelte sich hieraus das vierflügelige Haus mit dem vollständig geschlossenen Hofraum.

Der abgeschlossene Hof ist hier das, was im Niedersachsenhause die Diele bedeutet, der Mittelpunkt, in und um den das ganze wirtschaftliche Leben sich abspielt.



98. Geschlossene Hofanlage in Norder Wollum



99. Fischerhaus in Medolden an der Bredau

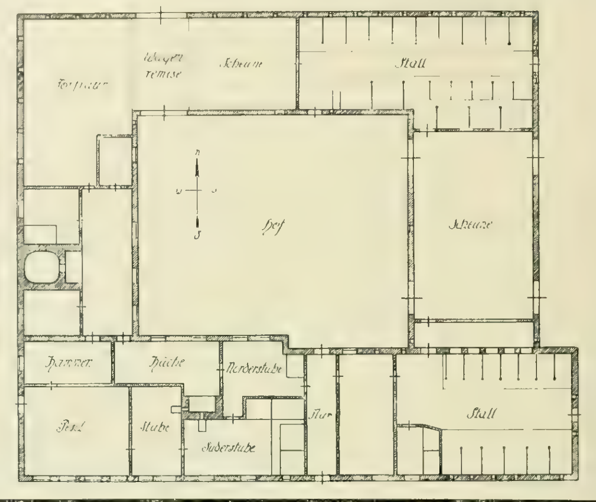
Dort ist der Brunnen, der seinen langen Hebelarm in die Höhe reckt, und in der Mitte steht wohl eine Linde mit Bank herum. Hier scharrt und gackert das Hühnervolk, hier tummeln sich die Kinder. Während draußen der Nord-Ost pfeift und ungestüm an Türen und Fensterläden rüttelt, herrscht hier wohlige Ruhe und Wärme. (Bild 101.)

Ein solcher Hof und zugleich der größte seiner Art in Nordschleswig ist der schon vorhin erwähnte, im Jahre 1604 erbaute «Schadshof». Er umschließt einen freien Raum, der sich an Größe mit manchem städtischen Schulspielplatz messen kann. Die große Scheune gegen Norden hat nicht weniger als drei Einfahrttore, und die Stallungen gewähren Raum für 100 Rinder. Das Wohnhaus im Süden liegt ganz in Baumwuchs versteckt. Die Tore im Osten und Westen krönen stattliche Portale, die dem Hause das Ansehen eines rechten Herrensitzes geben. Wenn sich mit dem Schadshof auch kein zweiter in Nordschleswig an Größe messen kann, so gibt es doch manche, die

ihm nahe kommen. + Wer wird angeſichts ſolcher Höfe noch an armſelige Heiderieter- und Moorkaten denken wollen, die, um mit Heim Heiderieter zu ſprechen, nicht viel mehr ſind als ein «Kochloch in der Heide, mit einer Kornhocke drüber als ſpitzem Dach», die mit ihrem tief herniederhängenden Strohdach die ganze Ärmlichkeit u. Dürftigkeit der Heide- und Moorgegenden wiederſpiegeln. ❖

Heidekultur.

Dieſe armſeligen und doch ſo maleriſchen Behauſungen ſterben mehr und mehr aus, gleich wie die Moor- und Heideflächen von Jahr zu Jahr zuſammenſchrumpfen. Einſt wagte das Kulturland ſich nur ſchüchtern in die Heide vor, und oft mußte es der Heide weichen, die über den mageren Acker lief und von dem ihm entriſſenen Boden wieder Beſitz nahm. Heute beginnen Heide und Moor ✦ ſich vor dem Kulturland zu ✦ verkriechen. Spitzen Keilen gleich dringen die Ackerſtücke von allen Seiten in die zuſammenhängende Heidemaſſe, zerſtückeln ſie und machen ſie der Landwirtſchaft untertänig. Divide et im-



100 Grundriß einer geſchloſſenen Hofanlage



101. Blick in den umſchloſſenen Hof



102. Weſtportal am Schadshof

pera! Teile und herrsche! Die Wissenschaft kennt heute kein absolut unfruchtbares Land mehr.

Seitdem Justus von Liebig als erster darauf hingewiesen hat, daß das an sich trotz eines hohen Gehaltes an Stickstoff unfruchtbare Moorland durch geeignete Behandlung der Landwirtschaft erschlossen werden kann, hat die Moorkultur riesige Fortschritte gemacht. Der Leiter der Bremer Moorversuchsstation, Professor Tacke, konnte auf dem 8. internationalen Landwirtschaftlichen Kongreß in Wien erklären, daß bei angemessener Bodenbehandlung, Entwässerung, Düngung und Auswahl des Saatguts die Erträge des Moorlandes an den überhaupt auf Moorboden gedeihenden Früchten weder an Masse noch an Güte hinter den der besten Mineralböden zurückstehen. «Die Erträge der Wiesen und Weiden können sich mit denen der besten Wiesenböden durchaus messen».

Solche Erfahrungen macht man sich überall zu nutze, nicht zuletzt in unserem Lande. Wie lange mag es wohl noch dauern, bis es überall heißen wird: «Das Moor ward fette Weide, das Oedland reiche Flur?» Wohl nur wenige Jahrzehnte; dann wird man den Torfgräber und Torfbäcker nur noch vom Hörensagen kennen; denn auch dort, wo aus physikalischen Gründen sich die Umwandlung in Acker- oder Wiesenland als unmöglich erweisen sollte, wird er sein mühseliges Gewerbe nicht mehr ausüben. Maschinen und Bagger werden ihm die Arbeit des Torfketschens abnehmen. Sie werden die schwarze Masse zu Tage fördern, in Papier, Pappe oder Brennstoffe verwandeln oder der Gerberei dienstbar machen. Und von den ungefähr 3000 Quadratkilometern Moorland (d. i. fast ¹/₆ des Bodens), die unser Land einst besessen hat, wird wenig oder nichts übrig bleiben.



103. Der Schadshof

Der angewandten Wissenschaft werden auch die großen Heideflächen auf die Dauer nicht widerstehen. Als der Bauer zum ersten Mal sich den Sack mit künstlichem Dünger um die Schultern hing, war ihnen schon das Todesurteil gesprochen. Denn dies bedeutete, daß die Wissenschaft von der Bodenbearbeitung und Bodenerschließung anfing, sich in die Praxis umzusetzen. Alles andere mußte mit Naturnotwendigkeit folgen. Mit chemischen Formeln und mit dem Dampfpflug tut man der Heide Gewalt an, und man wird sie bezwingen. Du sollst tragen, denn du kannst! ist das Machtwort, das man ihr überall zuruft, bei Segeberg und Leck, Bredebro und Lügumkloster und an anderen Orten mehr. Von Ende März an wirtschaftet hier



104. Bauernhaus in der Kruthorst bei Bargteheide

während des ganzen Sommers der Dampfpflug. Pruſtend und ſtöhnend wühlt er wie ein rieſiger Maulwurf durch die Heide; 80-100 Zentimeter tief bricht er den Boden um, daß die Schollen durcheinander kollern. Sogar mit der für Pflanzenwurzeln undurchdringlichen Ortſteinſchicht wird er fertig. Er kehrt das Unterſte zu oberſt. Dann kommt die Dampfegge, um den Boden einzuebnen, oder man läßt ihn ein Jahr liegen, um ihn der Einwirkung der Witterung auszuſetzen. Weit her führen auf endloſen Geleiſen Mergelzüge das koſtbare Gut, deſſen man bedarf. Künſtlicher Dünger und nicht zuletzt auch der ſaure Schweiß arbeitsgewohnter Heidebauern kommen hinzu, um die bisher brach gelegenen Kräfte des Bodens aufzuſchließen.



105. Torfketſchern. Oſtrohe bei Heide

Moderne Heiderieter.

Man beruft ſich im Leben ſo gern auf große Beiſpiele. Wahr iſt es: nichts wirkt ſo unmittelbar auf unſer Handeln ein, als ein gutes Beiſpiel. Ein gutes Beiſpiel wirkt Nacheiferung; es iſt eine «Verführung zum Guten». Es brauchen aber nicht immer große Männer zu ſein, mit klangvollen Namen und in hohen Ehrenſtellen, die uns ſolche Antriebe geben. Blickt auf den Heidebauer, unter deſſen Händen weite Kornfelder und grünende Tannenwälder erſtehen und ſagt: Hut ab vor ſolchen Männern!



106. Umgebrochene Heide und Kulturland nebeneinander. Kreis Segeberg

Das ſind die modernen und r e ch t e n Heiderieter, denen die Heide, einmal bezwungen, nicht mehr über den Weg laufen wird und die mit Stolz ſprechen dürfen:

Wir brachen Sand und Soden
Durch unſ're Hände Fleiß,
Wir düngten kargen Boden
Mit unſer'm ſauren Schweiß.
Seht nun, wie Nadelwälder
Sich ſtrecken weit und breit,
Seht unſ're Aehrenfelder
In ihrer Ueppigkeit!

G. Schröder.

Wie wird das Bild der Heide- und Moorebene ſich in wenigen Jahrzehnten geändert haben! Das Wort Geeſt wird ſeine Bedeutung vollſtändig wandeln müſſen, und keinem Marſchbauern wird es noch einfallen, zu ſagen: «Alles andere iſt Geeſt, n u r Geeſt!»

Das iſt volkswirtſchaftlich hoch erfreulich. Der Naturfreund aber wird nicht ohne leiſes Bedauern die Wandlung ſich vollziehen ſehen. Schon Klaus Groth klagte:

De brune Heid, de ſchöne Heid,
Wo is ſe bleben mit er Blöm?
Dar, wo dat gröne Korn nu weiht,
Dar liggt ſe graben mit min Dröm.

De Plog de gung darömer hin,
Nu graſt dar Veh op fette Weid. —
Mi awer liggt ſe noch inn Sinn
De brune Heid, de ſchöne Heid!

Die Heide ist nicht mehr.

Viel zu spät, erst vor fünfzig Jahren, hat man die Schönheit der Heide erkannt. Und nach aber fünfzig Jahren wird von ihr nichts mehr vorhanden sein als höchstens ein paar armselige Schutzgebiete. Unsere Nachkommen werden die Heide nur noch aus Büchern und Bildern kennen. Wer wird dann noch unsere großen Heideschilderer recht verstehen: Theodor Storm und Johann Hinrich Fehrs, Albert Johannsen, Gustav Frenssen und Timm Kröger? Vollends eine neue Heidepoesie wird nicht mehr erblühen. • Keiner kann dann noch mit Heim Heiderieter, im Heidekraut halb vergraben, am Hünengrab liegen, um in die eilenden Wolken zu blicken, zu dichten und zu träumen und auf die Stimmen der Heide zu lauschen. Gar zu grell und aufdringlich tönt • das Rasseln der Mähmaschine an sein Ohr. Sie singt das hohe Lied der Arbeit: Ohne Fleiß kein Preis; wer rastet, der rostet! Wohl! Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Du bist ein bedauernswertes Geschöpf, wenn du nichts weiter bist als ein Arbeitspferd, •• wenn du dich zu einer bloßen Rechen- oder Geldzählmaschine herabwürdigst. Du brauchst für dein Innenleben ein Stückchen unberührter Heide mit Erikablüten und Bienengesumm, wenn du Mensch bleiben willst. Das sei dein Heiligtum. Dort ist Sonntag in dir, auch am Werkeltag. Dort kannst du Einkehr halten, wenn es dir zuviel wird der Sorgen und Kümmernisse und des grauen Einerleis. Es ist ein Quickborn für deine Seele, aus dem du Kraft trinkst, wie die Biene den Honig aus der Heideblüte. Daß es für dich nie heißen möge: «Die Heide ist nicht mehr!» auch dann nicht, wenn die letzte Erikablüte aus dem stillen Lande verschwunden ist. ✧



107. Rast auf dem Moor



Noch blüht die Heide.

Noch aber ist die Heide, noch entfaltet sie Jahr um Jahr aufs neu ihre stille, vornehme Schönheit. Nimm • die Gelegenheit wahr! Genieße sie mit hellen Augen und einer feinen Seele! Dann wird dir jede Heidewanderung zu einer Offenbarung, und jedes Genießen wird ein Genesen! In einsamer Heide wirst du dich wiederfinden, wenn du dich im Getriebe der Welt verloren hast. Hör, wie es aus dem «stillen Lande» mit vernehmlicher Stimme dir zuruft: ✧

Nur eine Stunde geh mit mir,
Ich zeige dir den Weg — zu dir.

K. Schloß.

Mich dünkt der braunen Heide karge Flur
Auf dieser Welt die schönste Augenweide;
Ich will die letzte Ruhestätte nur
Bei Gräbern meiner Väter auf der Heide.

Steen Steensen Blicher.

3. Im Schutz der goldenen Ringe.

De nich will diken, mut wiken.
Altes Sprichwort.

De Ostsee is je'n Pohl:
Awer de Flot, de is dull. Kl. Groth.

Die Geburt des Landes.

«Eine Stunde des Wegs entfernt war nach Westen das Meer, das immer unruhige. Zu Osten aber stieg steil das alte Land auf; das trug Dörfer und Hügel, Heide und Wald bunt durcheinander.» Frenssen

Das «alte Land» ist die Geest. An seinem Fuße brandete vorzeiten das Meer; überall ließ es deutliche Spuren seiner Tätigkeit zurück, die auch ein weniger geübtes Auge wahrzunehmen vermag. Wie ein gieriges, nimmersattes Raubtier nagte es am festen Lande, bis es den sanften Abfall desselben in ein steiles, zackiges Ufer verwandelt hatte. So war's ihm eben recht. Nun rollten die Wogen nicht mehr, sich allmählich beruhigend, auf ein flachgewölbtes Ufer; jetzt konnten sie an steiler, mürber Küste branden, donnern und tosen! Schritt vor Schritt wich die Küste vor den anstürmenden Meerreitern zurück. In seiner blinden Gier, in seinem ungestümen Drange nach vorwärts aber schuf das Meer sich selber den Wall, an dem seine Kraft zerschellen sollte. Den herausgewaschenen Sand säuberte und wusch es und spülte ihn – jetzt blendend weiß – wieder an den Strand und überließ ihn achtlos seinem Gesellen, dem Westwind. Der schichtete ihn in flinker, nimmermüder Arbeit zu hohen, weißglänzenden Dünen auf, und bald war dem alten, bedrohten Lande eine kräftige Schutzwehr entstanden, ein Schutzkissen, ein Puffer, an dem die Wut des Meeres sich austoben konnte.



108. Watt bei Fahretoft

Von Norden nach Süden sieht man überall die alten Dünen oder Donnen der früheren Meeresküste vorgelagert. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was unsere Heimat diesen Wellenbrechern zu danken hat?

Am Fuße der Düne baute sich langsam ein neues Land auf. Grau, unansehnlich, ohne jede Spur von Grün, wie die Erde am Morgen des dritten Schöpfungstages, so erhob es sich aus den trüben Fluten. «Es sammle sich das Wasser an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe!» Die riesigen Tonmassen, die einst Gletscherströme dem Meer in unerschöpflicher Menge zugeführt hatten und die heute noch durch ständigen Zuschuß von den Flüssen und durch Zertrümmern der Inseln und Halligen ergänzt werden, bildeten in erster Linie das Material, aus dem ein Land von amphibischem Charakter erwuchs, ein schlüpfriges, schlickiges, von zahllosen Prielen und Rinnen durchzogenes Gebiet. Zweimal täglich ergoß sich darüber die Flut, wenn das Meer in langsamen, tiefen Atemzügen seine Lungen dehnte und zusammenzog. – Bis es allmählich anfing, sich zu «begrünen und zu besamen», wie die Erde am Abend des dritten Tages!

Amphibisches Land.

So sah es vor 2200 Jahren der gelehrte Kaufmann Pytheas aus der griechischen Kolonie Massilia (Marseille), als er auf der Suche nach Bernstein oder anderen Meeresschätzen in das Land Metuonis kam, «wo weder Land, noch Meer, noch Luft für sich bestanden, wo Land und Meer und alles schaukelte, wo die Elemente derartig ineinander übergingen, daß weder zu Fuß noch zu Schiff ein Vorwärtskommen möglich war, und wo in zahlreichen Rillen und Prielen, wie in einer gewaltigen Meereslunge, bei Ebbe und Flut die Wasser aus- und einströmten». Wenn die Deutung des Namens Metuonis richtig ist, die in dem Stamm ein deutsches Wort (mit der griechischen Endung is) sehen will, gleichbedeutend mit dem friesischen mede und dem altenglischen medeme, dann

hätten wir in dem Namen Mehdeland (Mäheland), das noch heute auf den Halligen ganz gebräuchlich ist, einen deutlichen Hinweis darauf, daß schon damals die Küstenbewohner unserer Heimat das Geschenk des Meeres schnell zu nutzen verstanden. Woher ihnen dieses Geschenk geworden war, haben sie nie vergessen; in dem Worte Marsch ist die Erinnerung an seine Herkunft deutlich aufbewahrt, denn Marsch ist das Marische, Meerische, das «Meerland.»

Lange ist es ein umstrittenes Gebiet geblieben. Oft hat das Meer wie ein launisches Kind sein Geschenk zurückgefordert. Sie haben stets mit einander Brust an Brust gekämpft, der Mensch und das Meer. Von der Geest, wo auf hohem Uferrande, gegen jede Flut geschützt, die Wohnstätten lagen, trieb man das Vieh in die Marsch; zum «festen Wall», auf den hohen Vonn oder in den Schutz der Ringwälle (Ringburgen) flüchtete man sich mit den Tieren, sobald das Meer zu wüten begann. Einen weiteren Schritt in der Besitzergreifung des neuen Landes bedeutete es, als wagemutige Männer in dem umstrittenen Gebiet Hügel auftürmten und auf diesen dauernde Wohnstätten errichteten. Den Dünger der Herden und die zähe Marschkleie legten sie Schicht um Schicht aufeinander, befestigten das Ganze durch eingerammte Pfähle und taten Hölzer, Zweige, Schilf, Eisenschlacken und Küchenabfälle als Deckmaterial darauf. So wuchsen in der Marsch zuerst niedrige Hügel (Wurten, Warften) empor, die den sommerlichen Fluten trotzen konnten, dann auch höhere, gegen die winterlichen Ueberschwemmungen Schutz gewährende, die als oberste Kronen die Hütten und Häuser der ersten Ansiedler trugen. Wer einmal die Halligen bereist hat, dem kann es nicht schwer werden, sich den Zustand der Marsch in ihrer ersten Besiedelung vorzustellen. Er lese sodann, um das Bild durch einige kräftige Striche auf einen herben, düsteren Ton zu stimmen, was der römische Feldherr Cajus Plinus von den Marschen zwischen Ems und Weser vor 1800 Jahren schrieb: «Da wohnen die bedauernswerten Menschen auf hohen Erdhügeln, auf denen sie dann ihre Hütten gesetzt, Schiffenden gleich, wenn das Wasser alles bedeckt, Schiffbrüchigen gleich, wenn das Wasser sich wieder verlaufen hat. . . . . . Aus Binsen flechten sie Stricke, um Netze für den Fang der Fische zu bereiten. Mit den Händen fangen sie den Schlamm auf (gemeint ist wohl der Torf! Verf.), trocknen ihn mehr am Wind als an der Sonne, und mit dieser Erde kochen sie ihre Speisen und wärmen ihre vom Nord erstarrten Glieder. Sie haben kein anderes Getränk als Regenwasser, das sie bei ihren Hütten in Gruben aufbewahren.

Und solche Völker mögen noch, wenn sie heute von Römern besiegt werden, von Knechtschaft sprechen! Ja, wahrlich, es gibt Völker, die das Schicksal zu ihrer Strafe verschont hat.»



109. Deichpartie am Karolinenkoog

Das war im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung! Ganz zweifellos paßt dieses Bild Zug für Zug auch auf die Marschen unserer Heimat in damaliger Zeit. Dies Neuland hatte noch die Gesichtszüge eines brutalen, ungebändigten Riesen, und nur ein hartes, an Entbehrungen gewöhntes Volk konnte es wagen, ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen. Wurde es dem Riesen einmal zu viel, dann dehnte und streckte er seine Glieder, daß die Fesseln zerrissen; von draußen kam die graue Flut, die immer auf der Wache lag, und fegte Herden und Hütten und alles miteinander fort. Noch immer war es ein «amphibisches Land.»

Der erste «goldene Ring».

Als aber im 12. Jahrhundert zum ersten Male sich Marschbewohner in größerer Zahl zu gemeinsamem Werk zusammentaten, einen «festen Wall» zu errichten, sich selbst zum Schutz, dem Meere zum Trutz, als sie weiter daran gingen, das bezwungene Land durch Gräben und Schleusen zu entwässern, da schrumpften dem Amphibium die Kiemen ein. Es mußte lernen, durch Lungen zu atmen; es wurde zum Landtier und mußte Pflug und Spaten dulden.



110. Vorland bei Horsbüll

In dieser Stunde war die Geburt des Meerlandes vollzogen.

Der erste Kog wurde zu einem Kristallisationspunkt; an ihn schlossen sich immer neue an. Der erste Deich bezeichnete einen Wendepunkt im Kampf mit der Nordsee. Mochte sie auch fürderhin stürmen und wüten und die unvollkommenen Deichbauten vernichten, mochte sie noch oft genug «gleich einem wilden Hund über das Land laufen, hinter Häusern und fliehenden Menschen her!» Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, wann es gelingen werde, ihr endgültig und für immer Fesseln anzulegen. Sie selbst hatte den Menschen die Waffen geliefert; sie hatte sie groß werden lassen unter Kämpfen und Entbehrungen aller Art und hatte aus ihnen ein hartes Geschlecht gemacht, «ein Geschlecht von wenig Worten, von tiefen, stillen Gedanken, von trotzigem Gesicht, von aufbrausendem Zorn, — ein Geschlecht von Riesen an Leib und Seele.» G. Frenssen.

Das Volk der Mathematiker und Rechenköpfe, Friesen wie Dithmarscher, beobachtete den Lauf der Brandungswelle, studierte die Natur des heimtückischen Elements und baute — wie Hauke Haien in Storms Schimmelreiter — Deiche und Dämme, an denen auch die stärksten Meerreiter sich zuschanden reiten mußten. Eine Weile schwankte noch die Wage des Kampfes zwischen Mensch und Meer; dann war der Sieg endgültig entschieden. Seit dem 17. Jahrhundert überwiegt der Landgewinn den Landverlust. Mit mehr Recht als einst die stolzen Rungholter (ihr Land liegt seit 800 Jahren im Watt begraben!) mag heute, auf den breiten Kronen des Deiches stehend, der Mensch dem Meere zurufen: Trutz, blanker Hans!

In jahrhundertlangen, wechselvollen Kämpfen hat der Mensch dem Meere ein Gebiet nach dem andern wieder entrissen. Wieder! Denn weit draußen, wo als letzte Trümmer die friesischen Inseln das Wattenmeer begrenzen und noch über sie hinaus, war einst Land. So ist denn jede Landgewinnung ein Wiedergewinnen dessen, was das Meer in seiner Gier dem Menschen genommen hat. Als gewandter Stratege hat dieser ein Bollwerk nach dem andern vorgeschoben.



111. Schobüll

…wiſchen Deich und Dünen.

So wurde mancher Außendeich zum Innendeich; grünes Vorland wurde in geſchütztes Kogsland verwandelt, und es entſtand der breite, fruchtbare, grüne Gürtel, der im Schutze der «goldenen Ringe» faſt ununterbrochen ſich von Wedel an der Elbe bis nach Hoyer an der Wiedau erſtreckt. Nur an einer Stelle iſt der Gürtel durchbrochen. Von Oſten her kommt ein ſtattlicher Höhenzug, der eine Stunde nördlich von Huſum kühn bis zum Meere vordringt. Es iſt die Höhe von Schobüll, die auf ihrer äußerſten Spitze die Kirche mit dem dicken, maſſigen Turm trägt, als Ausdruck trotzigen Frieſentums:

«Ich fürchte dich nicht, blanker Nordſeeteich!»

— Zwiſchen den hohen Außendeichen und der Dünenkette am Fuß des «alten Landes» liegt das fruchtbare Land eingebettet wie eine Auſter in der Schale. Die eine Seite der Schale iſt rauh und dick, und von dort her iſt nichts zu fürchten; die andere iſt glatt und dünn, und hinter ihr liegt das Untier uud lauert auf eine Gelegenheit, um die Schale zu durchbrechen.

«Im Ozean, mitten, ſchläft bis zur Stunde
Ein Ungeheuer tief auf dem Grunde.
Sein Haupt ruht dicht vor Englands Strand,
Die Schwanzfloſſe ſpielt bei Braſiliens Sand.
Es zieht, ſechs Stunden, den Atem nach innen
Und treibt ihn, ſechs Stunden, wieder von hinnen.»

Liliencron.

De nich will diken, mut wiken.

Doch wehe, wenn der Krake aus dem Schlamm ſeine Arme zieht, das Meer peitſcht und ungeheure Waſſermaſſen aus ſeinen Kiemen entläßt! Dann müſſen «viel tauſend Menſchen im Nordland ertrinken, viel reiche Länder und Städte verſinken!» «Ol Büſum liggt int wille Haff, de Flot de köm un wöl en Graf.» Rungholt und Wendingſtadt liegen auch im Watt verſunken Die gewaltige Oktoberflut des Jahres 1634 ſchlug das alte, reiche Nordſtrand in Trümmer, und an die 15000 Menſchen ertranken an Schleswig-Holſteins Weſtküſte.

Darum ſchreibt der Frieſe auch mit Vorliebe über ſeine Haustür: «Du mußt dervan, gedenke dran!» und für jeden Marſchbewohner iſt ſeit Jahrhunderten

ehernes Geſetz: «De nich will diken, mut wiken.» Bau und Unterhaltung der Deiche erfordern enorme Koſten. Als nach der Flut von 1634 die



112. Blick von der Rantzauhöhe bei Lede in die Marſch

ehemals reichen, nun plötzlich arm gewordenen Bewohner Nordſtrands nicht in der Lage waren, aus eigener Kraft die Neubedeichung vorzunehmen, mußten ſie ihr Land den reichen Holländern überlaſſen und als Heimatloſe in die Fremde ziehen. Das war ein unmenſchlich hartes Verlangen von Herzog Friedrich III. So etwas kann heute nicht mehr vorkommen. Wo Kraft und Vermögen des Einzelnen verſagen, tritt die Allgemeinheit ein. Größere Gebiete ſind zu leiſtungsfähigen Deichverbänden zuſammengeſchloſſen. Sobald die jährlichen Unterhaltungskoſten ein gewiſſes Maß überſchreiten, übernimmt ſie der Deichverband. So trägt einer des andern Laſt, und nur ſo iſt es möglich, die koſtbaren Deiche in einem guten Zuſtand zu erhalten. Verſtehſt du nun, warum man ſie die «goldenen Ringe» nennt?

Das Land verdient es auch, durch ſolche koſtbaren Ringe geſchützt zu werden. In ſeiner unerſchöpflichen Fruchtbarkeit iſt es bald eine einzige große Kornkammer, bald eine einzige große Viehweide. Kaum gibt es einen größeren Gegenſatz als den zwiſchen Geeſt und Marſch. Schon äußerlich wird durch den ſteilen Abfall des Landes angedeutet, daß ſich hier zwei ganz verſchiedene Welten berühren. Wohl gibt es Gegenden, wo ſich der Uebergang ganz allmählich vollzieht; dort ſenkt ſich das Land ganz leiſe zur Marſch hinab. Man wird des Uebergangs kaum gewahr, und vom hochgelegenen Heiderücken kann man ſich's mühelos vorſtellen, wie vor Zeiten die Ozeanwoge auf den flachen Strand hinaufgerollt iſt und die Sandmaſſen hinterlaſſen hat, durch die man ſich jetzt mühevoll den Weg bahnen muß. Wohl an die 20 km liegen ſolche Gebiete landeinwärts.

Meiſtens aber vollzieht ſich der Uebergang mit einem kräftigen Ruck, und zwar iſt dies öfter in Holſtein, ſeltener in Schleswig der Fall. ✧✧

Einen eigenen Genuß gewährt es, vom hohen buſchbewachſenen Kleo (clivus-Hügel oder klib = ſteiler Abhang), auf deſſen Rande die Dörfer liegen, oder von der Lieth in die Marſch zu blicken. ✧✧

Schroffer und ſchöner aber vollzieht ſich nirgends der Wechſel beider Landſchaften als in Süder-Dithmarſchen. Da ſtehſt du auf dem hohen Donn, einer alten, 30 m hohen Dünenkette, die dem Kleo vorgelagert iſt. Nach Norden kannſt du bei klarem Wetter den Verlauf der alten Meeresküſte nach Meldorf hin verfolgen. Da iſt ja auch die Windberger Heeſe (= Buſchwald), über der ſich der alte, heilige Wodansberg erhebt! Südlich folgt dein Blick der



113. Marſch und Geeſt bei Kleve in Norder-Dithmarſchen

Küſte über Dinger-, Norder- und Süderdonn bis an den Kaiſer-Wilhelm-Kanal. Vor dir zieht die Marſchbahn vorüber; ſie begleitet den Donn und hält die Richtung inne, die ihr aus alter Zeit her die «Heerſtraße» gewieſen hat. Dieſe liegt nun tot und verlaſſen da. Seitdem es in der Marſch glatte Klinkerchauſſeen gibt, ſucht ſie niemand mehr auf, und höchſt ſelten wühlt ein Fuhrwerk, deſſen Räder bis an die Achſen im weißen Sand verſinken, geräuſchlos dahin. «Am Donn ſeggt de Wagen nix!» Eine treffliche Schilderung der alten Dünenlandſchaft gibt uns Klaus Harms. Hier war ſein «Jungsparadies», das er in ſeiner Lebensbeſchreibung anſchaulich zu ſchildern weiß:

«Der St. Michaelisdonn iſt nämlich eine Sandſtrecke zwiſchen Marſch und Geeſt, unterhalb einer meilenlangen Anhöhe, deren Fuß, der Donn, und andere Diſtrikte, die ebenfalls Donn heißen, wie von der Anhöhe abgeſpülter Sand erſcheint. An Stellen erſcheint auch einige Fuß unter dem Sande hier Marſch, dort Moor, an welchen letzteren Stellen man allenfalls in der Küche Torf graben könnte. Dieſer hohe Geeſtrücken mag ein paar Häuſer hoch ſein, und dem St. Michaelisdonn, dem Kirchhofe gegenüber, da auch eine Mühle ſteht, hat man eine Ausſicht über weite Marſchgegenden.»



114. Marſchlandſchaft bei Kleve

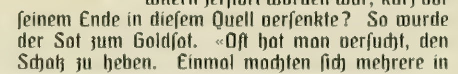


115. Der Donn

Kaum erkennt man in der ſtattlichen Hügelreihe die ehemaligen Dünen wieder; ſie haben ſich im Laufe eines Jahrtauſends erheblich verändert. Sie haben ein Kleid angelegt aus grauem Graſe, mit allerlei Blumen verbrämt, aus Heidekraut und Eichengeſtrüpp. Wo aber eine Blöße ſich auftut, rieſelt unter deinen Füßen der weiße Sand hinab. Vielfach wird der Donn von engen Schluchten und flacheren Mulden durchbrochen. Das ſind die ehemaligen Quertäler im Dünengefilde, durch die nun ſchmale, verſchwiegene Fußſteige oder auch breite Wege führen, die den Verkehr zwiſchen Marſch und Geeſt vermitteln.

Am Goldſot.

In der einen Schlucht ſprudelt in halber Höhe klares Quellwaſſer hervor, das zu Zeiten, wenn der Born reichlicher quillt, in dünnem Strahl die Schlucht hinab ſich ergießt. Eine köſtliche Gabe für die quellenarme Marſch! Darum iſt dieſer Born aus alter Zeit weithin in der Marſch bekannt und von Sagen umwoben. Weiß man nicht heute noch von jenem Schäfer zu erzählen, der die Reichtümer eines ganzen großen Dorfes, das von der Peſt verwüſtet und von den Moskowitern zerſtört worden war, kurz vor ſeinem Ende in dieſem Quell verſenkte? So wurde der Sot zum Goldſot. «Oft hat man verſucht, den Schatz zu heben. Einmal machten ſich mehrere in



einer Nacht auf und gruben stillschweigend die Quelle auf, bis sie auf einen großen Braukessel trafen. Da legten sie einen Windelbaum quer über das Loch und befestigten Seile an dem Kessel, um ihn heraufzuziehen, als zu ihrem Schrecken ein ungeheures Fuder Heu, mit sechs weißen Mäusen davor, den Kleve spornstreichs hinauf an ihnen vorübersauste. Doch behielten sie soviel Besinnung, daß keiner einen Laut von sich gab, und der Kessel war schon so hoch heraufgezogen, daß sie ihn mit der Hand reichen konnten, als ein grauer Mann mit einem dreieckigen Hut auf einem dreibeinigen Schimmel heraufgeritten kam und den Leuten «Guten Abend» bot. Aber sie antworteten nicht. Als er nun aber fragte, ob er nicht noch das Fuder Heu einholen könnte, rief einer: «Du Schräkel, mags den Deuwel!» Da versank augenblicklich der Kessel, der Windelbaum brach, und der graue Mann verschwand. Viele haben es nachher noch wieder versucht, aber alle sind durch ähnlichen Spuk gestört und zum Sprechen gebracht worden.»

K. Müllenhoff.

Und doch ist es einem gelungen, den Schatz zu heben, freilich in etwas anderer Weise als der geschäftskluge Fiete Krey — der als Junge hier auch schatzgräbern ging — und andere goldgierige Leute es sich träumen ließen. Der glückliche Schatzgräber ist unser Landsmann Gustav Frenssen, der in mehreren Romanen die Marsch und die Marschleute so wunderbar geschildert hat. Wer kennt seitdem nicht die «Uhlen», die reichen Marschbauern, und die «Kreyen», die kleinen Leute, die am sandigen Fuße der alten Dünen hausen? — Oben auf der Höhe des Donn trafen sich Heim Heiderieter und Jörn Uhl, und während sie im grauen Dünengrase lagen, erzählte Heim die köstliche Geschichte vom Bootsbauer, der sich an einem Schweineknüffel einen Zahn ausbiß. Der Goldsot aber ist ein ganz besonders köstlicher Winkel. Ihn hat Frenssen in seinem «Jörn Uhl» mit einem Zauber von Poesie umsponnen; er hat aus diesem Born getrunken und auch uns daraus trinken lassen. Da sind uns die Augen aufgegangen für die Schönheit dieser eigenartigen Welt und für die Schicksale der Menschen, die hier oben die Heide umreißen oder tief unten mit schweren Kleistiefeln durch die Marsch gehen. —

Ein Blick in die Marsch

Der Blick vom hohen Donn in die Marsch ist von seltenem Reiz und so recht geeignet, einen Gesamteindruck des Landes zu vermitteln.

«In spätern Jahren manchmal in die volle, reiche, schöne Marsch hinsehend, ist mir der Spruch zugegangen: «Und zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit! . . .» Eine solche Aussicht, nicht in ein leeres, sondern in ein volles Land, solche Aecker mit ihren Früchten, solche Weiden mit ihrem Vieh, solche Häuser und Scheunen — wo seht ihr die?»

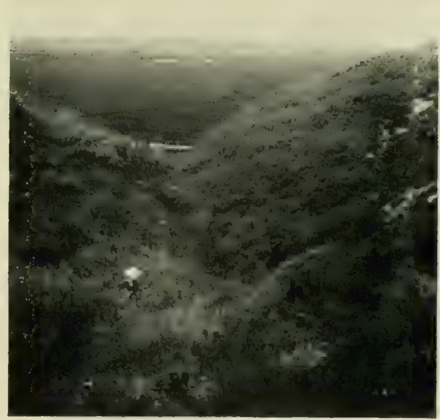
Klaus Harms.



116. Die Goldsotmulde am Donn

Wie durch ein weites Fernrohr gleitet durch die Goldsotmulde der Blick in die unbegrenzte Weite, hin über das fruchtbare Gefilde. In der Nähe grüne Wiesen auf dem Moorgrunde einer versumpften, stillen Bucht; ein Wässerlein kommt von der Höhe herabgestiegen und durchschneidet sie; weiter voraus noch einmal ein Sandstreifen und dann in der Ferne die Marsch, «nichts als Marsch», aber mit einem ganz anderen Tonfall zu sprechen, als wenn man von der Geest redet! — Es ist alter Meeresboden, dessen wird man deutlich inne. Solche weiten, ebenen Flächen, ohne jede nennenswerte natürliche Erhöhung, kann nur das alles nivellierende Element hinterlassen. Es hat dem Lande einen Zug von Größe und Erhabenheit gegeben, die trefflich zu den gigantischen Kämpfen stimmen, die die Geburt desselben begleiteten. Der Marschbewohner schätzt solchen weiten, freien Blick vor allem. Zwischen Hügeln und Wäldern, zwischen Wällen und Knicks fühlt er sich beengt. «Dor kann ick mi ni von'n Lio kieken!» Er muß seinen Blick frei hinaussenden können, hin über das Watt oder über das graue Meer und lieber noch über die fruchtbaren Fennen. — In weiten, schöngeschwungenen

Linien begrenzen die grünen Deiche die Köge. Diese sind gleichsam Riesengärten, in denen die durch Gräben getrennten Fennen, die Weiden und Ackerstücke, sauber wie Beete, nebeneinander liegen. Wege führen hindurch, schnurgerade, in scharfen Winkeln umbiegende; sie sind die Steige, die zwischen den Beeten hindurchführen, die sich nach verschiedenen Richtungen verzweigen und das Gelände erschließen. Wahr ist es: diese vielen geraden Linien bringen etwas Nüchternes, Schematisches, Eckiges in das Landschaftsbild. Am deutlichsten macht sich dies in der von Holländern eingedeichten Kremper- und Wilstermarsch bemerkbar. Dort liegen lauter schmale, gewölbte Ackerstücke zwischen den tiefen, schnurgerade verlaufenden Abzugsgräben. Wo diese straffe Linienführung nicht durch Baumgruppen, Schöpfmühlen und dergleichen gemildert wird, gleichen weite Gebiete einem großen, buntgemusterten Schachbrett. Trotzdem werden wir schwerlich dem Marschschilderer zustimmen, der vor reichlich 60 Jahren schrieb: «. . . . . . starr, wie nach einem System gezimmert, sind ihre hölzernen Landschaften, die Schlangenlinie der Flüsse wird gerade und eckig, das Wasser wird zwischen Deichen geplankt, die Häuser sind kahl und gerade und steif, der einzige Baum ist die langstielige Esche und gradblättrige Weide.» Vielmehr ist der Gesamteindruck immer so groß und gewaltig, daß er durch solche Liniatur nie auf das Eckige, Starre und Kleinliche herabgedrückt werden kann. Die geraden Linien haben ihr Gutes. Sie führen den Geist in die Wirklichkeit zurück und zeigen, daß hier ein Volk wohnt, das von Anfang hat lernen müssen, mit der nüchternen Wirklichkeit zu rechnen. Daß solches Volk dabei selbst einen deutlichen Zug von Nüchternheit erhalten hat, ist ganz selbstverständlich.



117. Blick vom Donn in die Marsch

Landschaftlicher Charakter der Marsch. Man ist oft versucht, die Landschaften unserer Heimat mit den verschiedenen Temperamenten zu vergleichen. Der bunte, lustige, abwechselungsreiche Osten vertritt das lebhafte, sanguinische Temperament. Heide und Moor dagegen haben vorwiegend ein ernstes, melancholisches Gesicht, das aber zu gewissen Zeiten einen Einschlag von Munterkeit und Lieblichkeit erhält. Die Marsch aber verkörpert das phlegmatische Temperament. Gleichmaß und Ruhe, gepaart mit Nüchternheit und Behaglichkeit, liegen über ihr ausgebreitet. Langsam weidend grast das Vieh sich fett; auch der Bewohner liebt die Eile nicht, weder bei der Arbeit noch beim Essen. «Dau, wat du deist, awers itt langsam!» heißt es in der friesischen Marsch. Alles vollzieht sich ohne Hast und Unruhe. Schwerfällig bewegt sich das Viergespann des Pflügers vorwärts; fest hängt sich ihm der zähe Klei an die Stiefelsohlen. Hier hält die Heimaterde besonders fest! «Die Heimat ist Marschland, fruchtbar wie ein Treibbeet und eben wie eine Schiefertafel. Die Geschichte hat nicht viel darauf geschrieben, und die Menschen gehen schwerfällig darüber hin, wie die Hand eines siebenjährigen Kindes.» Gustav Frenssen.

So hat die Marsch, wie alle Phlegmatiker, ein glattes, volles Gesicht, ohne häßliche Runzeln und Trübsinnsfalten. Wer aber glaubt, daß sie immer solches Gesicht zeigt, irrt sich sehr. Mitunter ziehen sich alle Linien des Antlitzes abwärts, und der gleichmütige Ausdruck wandelt sich zu einer tiefen Melancholie; wiederum bewegen sich die Linien aufwärts, und nun bricht aus ihren Augen ein Leuchten wie aus einem frohen Kindergesicht. Solcher Wechsel kann sich bisweilen in wenigen Augenblicken vollziehen. Alles kommt auf die Beleuchtung an. «Dat is de Marsch mit er Wehmot un er Gewalt. Se is nich to beschrieben, so wenig as de See, blot to beleben, weder in'n Harst un Winter, wenn de Storm sus't un de Möven treckt, noch in'n Summer, wenn de Rapsaat blöht un de Lurken singt. Wer blot mal nieschirig kummt, se to besehn, de findt se gresi un lankwili as de Süd, de darop wahnt. Op See is't nie anners. Wer awer so lang blifft, bet se em dat Hart anfat hett, de lett er nich wedder los, as se em nich.» . . . . Klaus Groth.

Und nun laßt uns hinabsteigen, daß wir Land und Leute aus der Nähe kennen lernen! Wir benutzen einen der uralten Steige, durch die die ersten Ansiedler hinabstiegen, als sie Besitz nahmen von dem Geschenk des Meeres. Ob damals auch dichtes Eichengestrüpp den Abhang deckte und den Pfad verschloß? — Das ist ein lustiger Abstieg! Wie vor dem Zauberwort: Sesam, öffne dich! geben die Zweige willig Raum und schlagen wie Türen geräuschlos hinter dir zu. Du wanderst über die Wiese und kommst zu einer Sandbarre, einem niedrigen, von Norden nach Süden streichenden Dünenzug, der auf seiner ganzen Länge mit kleinen, spitzgiebeligen Häusern übersät ist. Hier ist die Heimat der «Kreyen», und das sind ihre Nester.



118. «Kreyennester» am Donn

Die Kreyen sind die «kleinen Leute». Du findest sie überall in der Marsch, in Dithmarschen, im Eiderstedtischen und im Friesischen; denn Reichtum und Armut müssen immer beieinander wohnen. Sie wohnen aber sehr verschieden. ⁂

Die Katen und Hütten der Fischer, Tagelöhner, Händler und Handwerker liegen vielleicht auf einem alten Mitteldeich, oder sie ducken sich hinter dem schützenden Wall des Außendeichs, oder sie breiten sich, wie hier, auf einer alten, niedrigen Düne aus. Fast überall sind sie von den großen Marschhöfen sozusagen an die Wand gedrängt worden. ⁂

Mit besonderer Liebe schildert uns Frenssen das interessante Volk der Kreyen. Schon äußerlich unterscheiden sie sich ganz auffällig von den großen, blonden, straffgebauten Gestalten der Dithmarscher. Sie sind mittelgroße, behende Leute mit runden Köpfen, dunklem oder rötlich schimmerndem Haar, mit kleinen, schiefgestellten, sehr beweglichen Augen. Es ist wohl möglich, daß Wendenblut in ihren Adern fließt; denn daß das Räubervolk der Wenden auf seinen Beutezügen den reichen Marschen öfter Besuche abgestattet hat, steht fest, und sehr wohl ist es möglich, daß einzelne Sippen sich am Rande der Marsch ansiedelten. Bei der Aufteilung der Erde sind sie reichlich stiefmütterlich behandelt worden. Ihnen blieb der schmale Sandstreifen, den niemand sonst begehrte. Wenn der Dithmarscher Bauer über seinen Jungen, der nicht gut tun will, besonders erbost ist, sagt er nicht etwa: «Laß den Schlingel Agent werden!» sondern: «Goh na'n Donn un klei Sand!» Ja, Sand ist dort in reichen Mengen; er weht über die Gräber auf dem Kirchhof zusammen, sammelt sich in den Steigen und dringt in Küche und Kammer. Sprichwörtlich heißt es darum: «Am Donn weiht de Sand in'n Kohlgrapen». Nun hat man wohl oft gehört, daß eine gute Portion Sand dem Magen ganz dienlich sein soll («Sand schürt den Magen rein; en'n Schepel Sand mut en to Liv hebb'n»), aber seinen Mann nährt er nicht. Was sollen die armen Sandleute anfangen? Bei den Marschbauern tagelöhnern? Aber das Hauen (Mähen) und Kleien (Oeffnen der Gräben) ist eine schwere Arbeit, und die «liegt ihnen nicht»! Sie halten es lieber mit dem Mann im Gleichnis: «Graben mag ich nicht». Ihr lebhaftes, vielseitiges Wesen und ihre musikalische Begabung hat sie auf eine andere Lebensbahn geführt. Sie machen Musik auf den Märkten oder ziehen als Händler im Lande umher. Sie handeln mit allen möglichen und unmöglichen Dingen, mit Besen, Heidekrautschrubbern, Peitschen, Matten, Bürstenwaren, und die reicheren unter ihnen handeln mit Ferkeln.

Köstlich schildert Pastor Lobedanz in «Jörn Uhl» die Kreyen: ⁂

«An jedem Montagmorgen, wenn die Sonne aufgeht, stehe ich auf Ringelshörn und sehe nach St. Mariendonn und sehe den Ausflug der Kreyen. Die einen wandern mit Packen und Körben auf den Schultern nach den Geestdörfern hinauf; den Rücken gebeugt, stecken sie den großen Stock, auf den sie sich stützen, vor sich in den Sand. Die andern ziehen mit Hundefuhrwerk in die Marschdörfer hinunter. Die Reichsten unter ihnen spannen ein rauhhaarig steifes Pferdlein vor einen klapprigen Wagen. Gegen Ende der Woche fliegen sie wieder zu Neste und haben immer ausverkauft, und haben meist etwas dazu erhandelt.»

Gustav Frenssen

So schlagen sie sich schlecht und recht durch.

Doch «die Kultur, die alle Welt beleckt», hat auch den Donn und die Kreyen nicht verschont. In wenigen Jahren haben auch dort die Verhältnisse sich erheblich geändert. Das fahrende Volk der Donn-Bewohner hat sich in «seßhaft Volk» verwandelt, und die Kreyen, die so gern und lustig in die Lande hinausflogen, sind zu Nesthockern geworden; sie tagelöhnern und bauen das Feld und haben gelernt, auch ihrem kargen Boden Erträge abzugewinnen. Ihr Nomadenleben, das Frenssen so trefflich schildert, wird bald ganz der Vergangenheit angehören. Sei ihnen darum dieses Blatt noch zum Gedächtnis gewidmet!

Der Marschbauer. Wie ganz anders dagegen wirtschaftet, wohnt und lebt der erbeingesessene Marschbauer. Statt des leichten Flugsandes hat er schwere Kleierde unter den Füßen, und er bebaut einen Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Man hat wohl gesagt, ein Land müsse sieben W haben, um gut zu sein, nämlich: Wasser, Wiese, Weide, Wolle, Weizen, Wald und Wein. Hiervon fehlen die beiden letzten in der Marsch vollständig; sie kann sie um der andern willen, die um so besser vertreten sind, wohl entbehren. Mit Ausnahme des Wassers, das mehrenteils schlecht ist, sind die übrigen W von auserlesener Güte. Die Nutzung des Bodens ist in den einzelnen Marschgebieten verschieden und hat auch bisweilen in denselben Gebieten mehrfach gewechselt. In der friesischen Marsch z. B. herrscht die Viehzucht vor; noch mehr ist dies im Eiderstedtischen der Fall. In Dithmarschen hat man sich in den letzten Jahren wieder mehr dem Ackerbau zugewandt, und zwar in Süder-Dithmarschen, wo reichlich dreiviertel des Bodens dazu verwandt wird, mehr als in Norder-Dithmarschen. Vorwiegend baut man Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und selten nur Rapsaat; nicht zu vergessen sind Kohl und stellenweise auch Rüben für die Zuckerfabrikation. Eine Pracht ist es, vom Kamm des Deiches die Riesenrabatten in der verschiedensten Färbung nebeneinander zu sehen. Am hellsten leuchtet aus dem Gemisch von Farben das satte Gold des Weizens; die retdicken Halme stehen dicht an dicht, daß kaum ein Sonnenstrahl den Boden erreichen kann, und tragen fruchtschwangere Aehren, wie Keulen so dick. Die Bearbeitung des Bodens aber verursacht auch schwere Mühe und sorgsame Pflege. Oft können 4—6 kräftige Pferde den Pflug kaum von der Stelle bringen. Dabei hängt alles von der Gunst und Ungunst der Witterung ab. Ueberaus reiche Ernten und völlige Mißernten sind hier häufiger als anderswo; solche Gegensätze berühren sich oft. Dieser Umstand und der ständige Leutemangel hat viele veranlaßt, sich der Weidewirtschaft zuzuwenden.

In guten Jahren füllen sich die Scheunen mit köstlicher Habe; sie können oft den Erntesegen nicht fassen, und Heu und Stroh werden in mächtigen Diemen oder im «Vierrutenberg» aufgetürmt.

Das Einbringen der Ernte erfordert, trotz ausgiebiger Verwendung allermodernster Maschinen, viele Hände, die man zu anderer Zeit nicht braucht oder deren Hilfe man doch entbehren kann. Unter diesen Verhältnissen hat sich, ähnlich der bekannten Fehmarngängerei, die Marschgängerei ausgebildet. Kurz vor der Ernte macht sich ein Zuströmen der allerverschiedensten Elemente bemerkbar, die sich an bestimmten Tagen auf den Marktplätzen (z. B. in Krempe, Marne, Wesselburen) zusammenfinden, um ihre Arbeitskraft den Marschbauern anzubieten.

Doch gibt es interessante Typen zu beobachten, die einzeln oder in Gruppen zusammenstehen, auf den Treppen kauern oder fleißig in den nahegelegenen Wirtschaften ein- oder ausgehen; auch unter den Marschbauern, die hierherkommen, ihren Bedarf an Mähern, Ausnehmern und Bindern zu decken, ist interessantes Studienmaterial. Von den «Monarchen», diesen Bassermannschen Gestalten, heben sich ihre wohlgenährten, kraftvollen Figuren mit den charaktervollen Köpfen vorteilhaft ab. Ist der «Handel» abgeschlossen, dann gibt es noch einen kräftigen Trunk, und fort geht es auf großen



119. «Kreyen» am Donn

Bauernwagen nach den Höfen, die breit und behäbig in der Marſch liegen oder auf hoher Wurt thronen, einzeln oder zu Dörfern zuſammengeſchart. «Op en Marſchhof füht de Mann ut Finſter, ſo wit ſin Ogen reckt. He kumt vör Dör, ſo liggt de ganze Welt, de em angeiht, rund herum um em utbredt as en Diſch, bet wo ſe den Himmel beröhrt, un ſin Himmel is ſo grot, as de Eer em dregen kann. . . . De neegſte Landſtrat is wenigſtens ſo wit af, dat he ſik eerſt ſin Pip ſtoppen un anſteken kann, um bet anne Port to wannern, wenn he nahſehn will, wat dar von Wörn na Tünn oder von Lunn na Büſum vörbi paſſeern mag.» Klaus Groth.

Viele Dörfer ſind Wurtdörfer; oft bringt der Name dies deutlich zum Ausdruck (Wöhrden, Wahrenwurt, Trennewurt); andere dagegen beſtehen aus einer Häuſer- oder Gehöftreihe, die einem Deiche, einer Düne oder einem Wege ſich anſchließt, und ähneln ſomit dem frieſiſchen Zeilendorf. Das Einzelhofſyſtem iſt in Dithmarſchen weit weniger ausgeprägt als in Eiderſtedt oder in der frieſiſchen Marſch.

120. «Menſchenmarkt» in Marne

Ein einheitlicher Gebäudetypus iſt in Dithmarſchen nicht feſtzuſtellen. Durch eine kürzlich erſchienene wertvolle Arbeit von Prof. Dr. Lehmann, dem Direktor des Altonaer Muſeums, über die «Hausgeographie von Dithmarſchen» ſind wir darüber unterrichtet worden, daß in Süderdithmarſchen hauptſächlich zwei Hausformen vertreten ſind, nämlich das eigentliche «ſüderdithmarſcher Haus», das im ganzen niederſächſiſchen Urſprungs iſt, und das «oſtfrieſiſche Haus», welches mit der im Jahre 1785 einſetzenden Einwanderung von Oſtfrieſen namentlich in den neueren Kögen Eingang gefunden hat. — In den Marſchgebieten Norderdithmarſchens dagegen iſt ein Typ vertreten, der in ſeinem Wohnteil dem ſüderdithmarſcher Haus ähnelt, im Wirtſchaftsraum aber eine völlig abweichende Ausbildung aufweiſt. Diele und Stall (der Boos) verlaufen in der Querrichtung, weshalb auch dieſes Haus als «Dwerhaus» von ihm bezeichnet wird.

Beſondere Sorgfalt hat der Dithmarſcher vielfach dem Prunkraum, dem «Peſel», angedeihen laſſen (Svinſcher Peſel im Meldorfer Muſeum!). Das iſt bezeichnend für die Lebensführung des Marſchbauern! Auch in früherer Zeit liebte er es, bei aller Einfachheit der Lebensführung, bei feſtlichen Gelegenheiten (Hochzeiten, Taufen) den Reichtum des Hauſes zur Schau zu ſtellen, und der Peſel vor allem barg oftmals reiche Schätze an geſchnitzten Schränken und Truhen, an zinnernen und ſilbernen Geräten. Davon iſt wenig mehr übrig geblieben. Viele wertvolle Stücke ſind in die Muſeen (Kopenhagen!) gewandert; anderes — und das iſt das meiſte — haben Händler verſchleppt. Heute ſind manche Häuſer ſo modern (und man muß auch ſagen: vornehm und gediegen) eingerichtet, wie ein «Landfremder» es kaum vermuten dürfte. Die Lebensführung hat eine vollſtändige Umwandlung erfahren. Wo wird man wohl noch, wie ehedem, einladen: «Op en'n kolen Drunk, luſtigen Sprunk, en Pip Tobak un en Mund voll Snack?»

Vor reichlich 60 Jahren ſchrieb Th. Mügge in ſeinen «Wanderungen durch Schleswig-Holſtein» bereits: «Von einem Bauernleben in alter, ſtiller Eigentümlichkeit iſt hier nicht mehr die Rede. Wir haben es hier mit Gutsbeſitzern zu tun, die mit den Weltverhältniſſen ſowohl wie mit Champagner und Auſtern bekannt ſind.» Inzwiſchen iſt die Entwickelung einen kräftigen Schritt weiter gegangen. Der Marſchbauer iſt heute mehr denn je mit den «Weltverhältniſſen vertraut»; er iſt durch und durch Geſchäftsmann, der Bücher führt, klar und nüchtern kalkuliert und rechnet und oft große Abſchlüſſe macht, der ſich nicht ſelten ſein eigenes Automobil hält und mehr das Leben eines Landedelmannes oder Städters führt als das eines einfachen Bauern.

Wie gründlich man mit alten Traditionen gebrochen hat, erkennt man am deutlichſten am Bauernhauſe. Selten noch ſieht man ein altes, charaktervolles Haus ſein hohes Retdach erheben; ſtatt deſſen überall moderne — und das heißt in dieſem Fall leider nüchterne, häßliche, unſchöne — Bauten, die dem Lande ſchlecht

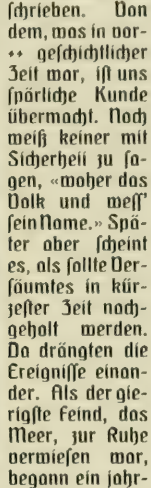
zu Geſicht ſtehen. Nirgends in unſerm Lande hat man ſo gründlich mit den alten Bauernhäuſern aufgeräumt wie in Dithmarſchen. Die Landesbrandkaſſe weiß ein Lied davon zu ſingen und die Redeweiſe vom «warm abbrechen» könnte ſehr wohl hier geprägt ſein. Wenn am Abend vor dem Schlafengehen der Bauer jenſeit der Eider noch einmal aus der Tür blickt und hellen Feuerſchein von Süden herüberleuchten ſieht, pflegt er wohl zu ſeiner Frau zu ſagen: «Mudder, gah man ruhi to Bett, in Dithmarſchen weſſelt ſe mal!» — Merkwürdig! Der Dithmarſcher hängt an ſeiner Scholle wie kaum ein anderer; an Vaterlands- und Heimatsliebe ſteht er hinter keinem zurück. Aber für ſein altes Haus hat er nichts übrig; da ſcheint er von aller Pietät verlaſſen zu ſein. Der nüchterne Rechner hat zu ſehr die Oberhand gewonnen (Heimatſchutz, Baupflege!). Wo gibt es noch Höfe, wie den ſtattlichen Löwenhof bei Marne?



121. Löwenhof bei Marne

Behaglich ſtreckt und dehnt ſich das Haus in der weiten Marſch und imponiert durch ſeine Größe und durch den breiten Giebel, der ſich über der Haustür aufbaut. Auf blauem Grunde zeigt er die Figur eines vergoldeten Löwen; doch kann dieſes Symbol ſchwerlich den Eindruck von ſelbſtbewußter Kraft, der ſich in dem ganzen Gebäude ausſpricht, verſtärken. Hier wohnte im Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts «der Vollmacht» Hans Hanſen, der über ſo reichliche Güter des Lebens verfügte, daß er ſich das große adelige Gut Aſcheberg am Plönerſee kaufen konnte. Er war der Napoleon der Gegend und verſtand es, mit Fürſten und hohen Herren zu reden, wo andern die Sprache verſchlug. Auf der rieſigen Diele ſeines Hauſes ſoll er — der Sage nach — einen däniſchen König mitſamt ſeinem Gefolge bewirtet haben, während auf dem Hofe das in Freiheit gelaſſene Vieh, die Rinder, Kälber, Füllen und Schafe die Tafelmuſik dazu machten. Solche Männer waren die würdigen Nachkommen jener Rieſen an Leib und Seele, die das Land dem Meere entriſſen hatten und mutig den Kampf mit übermächtigen Gegnern aufnahmen. Nicht mit Unrecht ſagten ſie von ſich ſelbſt:

De ſik gegen Dithmerſchen ſetten will,
De ſtelle ſik wohl to Were;
Dithmerſchen, dat ſchölen Buren ſin;
It mögen wul weſen Herren!



Ein Gang durch die Dithmarſcher Landesgeſchichte.

Wohl iſt das Land junges Land, und die Erd- und Altertumsgeſchichte hat nicht viel darauf geſchrieben. Von dem, was in vorgeſchichtlicher Zeit war, iſt uns ſpärliche Kunde übermacht. Noch weiß keiner mit Sicherheit zu ſagen, «woher das Volk und weſſ' ſein Name.» Später aber ſcheint es, als ſollte Verſäumtes in kürzeſter Zeit nachgeholt werden. Da drängten die Ereigniſſe einander. Als der gierigſte Feind, das Meer, zur Ruhe verwieſen war, begann ein jahrhundertlanger Kampf mit den benachbarten habgierigen Fürſten und anderen Machthabern. Auf Schritt und Tritt wird man hieran erinnert, wenn man das Land durchwandert.

Im Südoſten des Landes liegt in reizvoller Umgebung hoch oben auf ſteil abfallendem Geeſtrande der Ort Burg. Er hat den merkwürdigſten Kirchhof unſeres Landes. Der liegt auf dem Gipfel eines kegelförmigen Hügels und iſt von alten Wallreſten eingeſchloſſen. In mehrfachen Windungen führt der Weg hinauf. Ehe die Burger hier ihre Toten begruben, hatte der Paſtor dort ſeinen Buchweizenacker; in einem beſonders günſtigen Jahr «baute er 18 Tonnen Korn.» In früherer Zeit aber trug der Hügel die Bökelnburg, von wo aus Graf Rudolf von Stade ein ſcharfes Regiment über die Dithmarſcher führte. — Im Norden des Landes, bei Weddingſtedt, lag ein anderer Twing, die Stellerburg. Noch heute ragt ein mächtiger Ringwall aus der Niederung empor. (Bild 122.)

Aber die Dithmarſcher mußten ſich der läſtigen Herren bald zu entledigen; mit Liſt und Gewalt wurden beide Zwingburgen genommen. Hier maskierten ſich die heranrückenden Bauern am Pfingſtmorgen durch

Eichenzweige («De Wold de kummt, de Wold de kummt!»); dort führte man am Martinstage statt des üblichen Martinsoldes in Weizensäcken versteckte Bauern in die Burg. In beiden Fällen gab es einen gründlichen Kehraus. ❖❖



122. Ringwall der Stellerburg

Doch laßt uns weiter wandern, um dabei rückschauend die wichtigsten Ereignisse der Dithmarscher Geschichte gleich lebenden Bildern an uns vorüberziehen zu lassen! Wir folgen der ältesten Straße des Landes, die seit 1852 als Chaussee ausgebaut ist und mit geringen Abweichungen den Verlauf des ersten Seedeiches angibt, jenes Walles, der eine Reihe prähistorischer Wurten miteinander verband. So geht es von Marne über Helse, Trennewurt, Busenwurt, Ammerswurt nach der alten Hauptstadt des Landes, Meldorf, die neben dem stattlichen Dom manches interessante Bürgerhaus aufzuweisen hat. In einem versteckten Winkel liegt die ehemalige Mönchskurie, jetzt Kunstwebeschule. ❖❖

Aus diesem Hause rissen im Dezember 1524 von Mönchen aufgehetzte betrunkene Bauern den Prediger Heinrich Möller von Zütphen, schleppten ihn in dunkler, kalter Nacht den langen Weg nach Heide, um ihn dort an einem trüben Dezembermorgen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Nebenan erstreckten sich die weiträumigen Baulichkeiten des ehemaligen Klosters. Dort waren im Februar des Jahres 1500 König Hans und Herzog Friedrich bei dem Prior Augustin Torneburg zu Gast, als sie ihren großen Kriegszug gegen die Dithmarscher unternahmen. Ein paar Tage später sahen die Klosterräume eine ganz andere Gesellschaft. Das stolze Heer der Holsten und Dänen mitsamt der schwarzen Garde war in einem dreistündigen Kampf am Dusendüwelswarf bei Hemmingstedt zertrümmert worden. Mit Mühe nur hatte König Hans sich mit wenigen Begleitern vor der Flut und der Dithmarscher Wut zum «festen Wall» gerettet. So mochte er wohl klagen:

«Dor liggt nu min Swert,
Dor liggt nu min Perd,
Dor liggt nu min adlige Krone!»

Die Sieger aber taten sich im Kloster am Wein und an den mit Rosinen und Kraut gespickten Hühnern gütlich, die ihnen König Hans unfreiwillig hinterlassen hatte, und der lange Reimer von Wiemerstedt «mit sinen langen, gelen, krusen Horen», der Held des Tages, dichtete und sang dem Feinde zum Abschied das Spottlied: ❖❖

«Segget dem Koninge gude Nacht,
He heft uns braden Höner bracht.
Tastet to, gi leven Gesten:
Dit gift uns Koning Hans tom besten.»

Eine gute Wegstunde von Meldorf nach Osten liegt eine andere denkwürdige Stätte. Dort schiebt sich in den Wiesengrund an der Delfbrückau ein niedriger, mit jungen Eichen bestandener Höhenzug hinein. Das ist der «Schloßbarg».

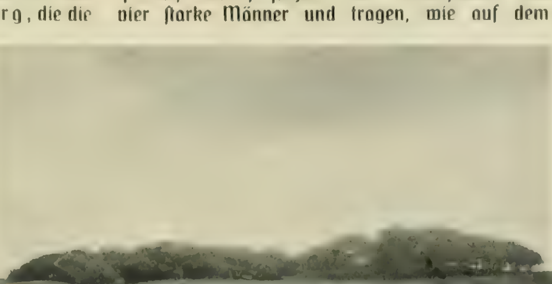
Vor 500 Jahren, als die Gegend zu



123. Alte Mönchskurie, jetzt Kunstwebeschule, in Meldorf

beiden Seiten der Au noch weiter Sumpfgrund war, stand auf der Spitze des Höhenzuges ein von den Holsten erbautes Blockhaus, die **Marienburg**, die die Dithmarscher unter Führung des tapferen Roloes Karsten Boykenson vergeblich zu erstürmen suchten. Als aber ein Jahr später Gerhard IV. in der Süderhamme bei Heide (die Schanzenreste sieht man noch heute!) auf dem Rückmarsch von einem Beutezug durch Dithmarschen eine fürchterliche Niederlage erlitten und man am dritten Tage nach dem Kampf unter den Leichen einen Pogwisch u. einen Rantzau noch lebend hervorgezogen hatte, mußten die Holsten sich bequemen, das Blockhaus preiszugeben, um jene Gefangenen ausgeliefert zu erhalten. Niedere Wallreste, ein paar Gräben — das ist alles, was auf dem mit jungen Eichen bestandenen Hügel übrig geblieben ist. —

Von Meldorf führt die Hauptstraße in nördlicher Richtung nach Heide weiter. Auf halbem Wege liegt Hemmingstedt. Auf hoher Wurt erhebt sich das Denkmal, das unsere Erinnerung wachruft an den Höhepunkt Dithmarscher Landesgeschichte. «Ein Erdhügel ist da; darauf stehen vier Granitsäulen wie vier starke Männer und tragen, wie auf dem




124. Wallreste der Marienburg bei Meldorf

Nacken, einen regellosen, gewaltigen Stein, der schon lange, bevor Menschen in Dithmarschen lebten, auf einer seiner Heiden gelegen hat. Den haben sie aufgehoben, als wollten sie sagen: **solchen** Mut hatten wir, **solchen** Zorn und **solche** Kraft; so schwer war die Arbeit, aber wir bezwangen es doch!»

Von der Höhe des Denkmals hast du einen weiten Ueberblick über das blutgetränkte Land, rechts die Niederung des Fieler-Sees, vor dir im Norden das Swienmoor, wo im Morast und Schlamm die Leichen der Ritter, Knappen und Knechte nach der Hemmingstedter Schlacht zu Tausenden unbeerdigt liegen blieben. «Int Swienmoor liggt nu menni Een, de harr en golden Weeg.» ❖

Von links her, kaum eine Stunde entfernt, grüßen die Häuser von Wöhrden. Sie liegen auf einer der stattlichsten Wurten des Landes. Fast kreisrund ist der Hügel bis zu der Höhe eines Seedeiches aufgetürmt (6,4 Meter). Der Durchmesser der Wurt beträgt nicht weniger als 330 Meter, der Umfang 1075 Meter! Auf dem höchsten Punkt liegt die alte Kirche, die mehrmals zerstört worden ist, und um sie herum gruppieren sich reizvolle, interessante Häuser. Neben Bauern waren es wohl vor allem Fischer und Schiffer, die diesen Ort besiedelten; daran erinnert das alte Materialienhaus aus dem Jahre 1519. Und auch die Inschrift über der reichgeschnitzten Tür am Seekschen Hause bringt es zum Ausdruck, daß die Bewohner einen guten Teil ihres Erwerbs auf und an dem Wasser fanden. . . . . .



125. Altes Materialienhaus in Wöhrden

GOT · HELP · UNSER · WARBĒ · EIN ERLICH · LEBEN · UND · EIN · SELICH STERBĒ

steht über der Tür zu lesen.

Was hatte nicht Graf Gerhard der Große hier erleben müssen, als er auf einem Plünderungszug im Jahre 1319 den in die Kirche geflüchteten Bewohnern das Dach über dem Haupt anzünden ließ!

Da war der «furor teutonicus» bei den Eingeschlossenen erwacht. Aus der Kirchentür war ein Strom wütender Bauern hervorgebrochen und hatte die Holsten zum Lande hinausgefegt. — Von Wöhrden kam im Jahre 1500 die Jungfrau Telse, die ihren Landsleuten die Fahne vorantrug!

Weiter nach Norden führt der Weg auf der Lieth entlang, wo bei der Hölle noch vor kurzem große, graue Bohrtürme, in denen nach Petroleum gebohrt wurde, aufragten, nach Heide, der späteren Hauptstadt des Landes. Dort ging im Jahre 1559 nach einem kurzen, verzweiflungsvollen Kampf die Freiheit der Dithmarscher zugrunde, und der «Wunderbaum» bei Süderheistedt, der Freiheitsbaum der Dithmarscher, begann zu verdorren. Er starb mit der Freiheit, und vergeblich war die Hoffnung auf die weiße Elster, die da kommen sollte, im Wunderbaum zu brüten und ihnen eine neue Zeit der Freiheit zu künden. — Auf dem Blachfeld südwestlich von Heide, zwischen Rickelshof und Lohe, kniete wenige Tage nach der furchtbaren Niederlage der Rest der waffenfähigen Mannschaft, um dem neuen Herrn Gehorsam und Treue zu schwören, und spöttisch entließ sie der verwundete und erbitterte Herzog Adolf mit den Worten: «Nu gaet tho Hus un et't wat warmen Kohl.»

Ergreifend und anschaulich schildert uns Klaus Groth die gewaltige Tragik dieser Stunde:

«Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
Se stunn as de Schap oppe Weid,
Se stunn as de Rest von en dalslan Holt,
To Föten de Trümmer von Heid.» — —

126. Tür am Seekschen Hause in Wöhrden

Nun hatten die Dithmarscher einen Herrn über sich, und ihr Landsmann Marcus Swin aus dem angesehenen Geschlecht der Wurtmannen — aus dessen Hause in Lehe der berühmte «bunte Pesel» im Meldorfer Museum stammt — wurde Landesverweser für den Norderteil. Er war der Enkel von Peter Swin, dem bedeutendsten aller «Achtundvierziger», der allen Gewalten zum Trotz fast ein Leben lang die Zügel der Bauernrepublik geführt hatte, bis er in einer Geschlechtsfehde dem Dolch gedungener Meuchelmörder zum Opfer gefallen war. Auf dem Kirchhof von Lunden liegt er begraben, und der trefflich gearbeitete Grabstein erzählt in Bild und Wort sein tragisches Ende.

Auf dem Lundener Kirchhof.

«Anno 1537 am avent Mari Hemelvart is hier erbarmlik to dode gebracht — Peter Swin — alt — Jor.»

Wenn auch der Dithmarscher Chronist Neocorus von ihm mehr boshaft als christlich sagt: «He is mit in den Caiphas Raht oder Hinrich von Sutphen gewest», — so wollen wir um deswillen ihm unsere Achtung nicht versagen. Er war der vollendete Typus des alten Dithmarschers, ein Herrenmensch, in dem sich mit hoher Intelligenz, umfassender Bildung und einer immensen Tatkraft menschliche Leidenschaften und Schwächen paarten. Was der hochachtbare Ratmann Hans Wibe Roden ein Jahrhundert später noch bei Lebzeiten - wie es üblich war - sich auf seinen Grabstein schrieb, mag für ihn und seine tapferen Geschlechtsgenossen, die Wurtmannen und Sulemannen, Russebolinger u. Vogtemannen, Jerremannen und Ebbingmannen und die andern Mannen alle gesprochen sein, die auf dem Lundener Kirchhof ruhen und einer fröhlichen Urstäd entgegenharren:

O wo frolich idt wesen mach
Dar dusent Jahr is as ein Dacht,
O wo wil idt werden so schwar
Dar ein Dach ist as dusend Jahr.
(O wie fröhlich es dort wohl sein mag,
Wo tausend Jahre sind wie ein Tag.
O wie mag es dort werden schwer,
Wo ein Tag ist als tausend Jahre mehr.)

Wie der Burger Kirchhof nach ſeiner Lage und Geſchichte der merkwürdigſte, ſo iſt der Lundener auf dem Feſtlande der reichſte an wunderbar gearbeiteten Denkſteinen. Noch nach ihrem Tode hinterließen viele Dithmarſen uns dauernde Zeugen ihrer urwüchſigen Kraft und Größe, ihres Reichtums und Kunſtſinnes — — —

Von Lunden iſt es nur eine halbe Wegſtunde an die Eider und zur alten Fähre von Wollerſum. Etliche Kilometer ſtromab iſt die vielbenutzte Karolinenfähre, die den Reiſenden in wenigen Minuten nach Tönning hinüberbringt. Wir ſtehen am Ufer und ſchauen das freundliche Städtebild, das ſich am Fluſſe aufbaut und aus dem der ſchlanke, charakteriſtiſche Turm ſich deutlich heraushebt.

Die Eider als Grenzfluß zwiſchen Dithmarſcher und Frieſen.

«De Tönninger Torm
is hoch un ſpitz;
De Huſumer Herrn hem
Verſtand in de Mütz,»

ſagt ein bekannter Reim mit boshafter Anſpielung auf die Huſumer, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre alte, ſchöne Kirche abbrachen, um ſie durch eine ſolche im Biedermeierſtil, von der nicht viel Lobenswertes zu ſagen iſt, zu erſetzen.



127 Denkſtein des Peter Swin auf dem Kirchhof in Lunden

Zu unſeren Füßen gurgelt und plätſchert das Waſſer der Eider. Alte, liebe Aegisdora, wie haſt du dich verändert! Kaum kennt man dich wieder. Du biſt nicht mehr die große, ſilberglänzende Schlange, die ſich graziös durch die Landſchaft windet; du biſt ein breiter, behäbiger Strom geworden, der träge ſeine trüben Fluten der Nordſee zuwälzt! Wie ein altersmüder Greis ſchleichſt du deinem Grabe zu.

Weit hinauf, bis Rendsburg, machen Ebbe und Flut ſich bemerkbar, und das fruchtbare, niedere Land an den Ufern muß man durch Deiche ſchützen. Mit dem klaren Waſſer des Fluſſes miſcht ſich das ſalzige, trübe, von Sinkſtoffen (Faulſchlamm) geſchwängerte Waſſer der Nordſee. Bald iſt der Strom bis zum Rande damit gefüllt ein breites, trübes Meer; bald liegt der Schlickgrund viele Meter weit grau und trocken da, und vorgebaute Buſchdämme ſorgen dafür, daß der Ebbſtrom nicht zu viel vom Ufer abnagt. Iſt doch der Mund der Eider, durch den ſie ihr Waſſer in die Nordſee ſpeit, ſchon groß genug. 15 km Länge und 12 km Breite, das gibt einen mächtigen Trichter! Fürwahr! Der mochte unſeren Vorfahren als rechtes «Tor des Schreckens» (Aegisdora) erſcheinen, wenn die graue Nordſee, Einlaß heiſchend, durch dasſelbe eindrang und die Bewohner von Haus und Heim vertrieb. Der Schwan auf der Tonne im Tönninger Stadtwappen erzählt von einer ſolchen «Mandrank»; man leſe ſie bei Müllenhof nach. Und ſind nicht ſchon vor 2000 Jahren die Cimbern und Teutonen vor der Wut der Nordſee geflüchtet und dem ſonnigen, wohnlicheren Süden und den Schwertern argliſtiger Römer entgegengezogen?

Jenſeit der Eider liegt das Eidergeſtade, die Landſchaft Eiderſtedt. Mit ſeltener Zähigkeit hat man es vermocht, Fluten und Deichbrüchen zum Trotz, die «Dreilande», die Inſeln Eiderſtedt, Everſchop und Utholm, zu einer einzigen Landmaſſe zuſammenzuſchweißen und mit dem Feſtlande zu verbinden. Kühn ſtreckt ſich die Halbinſel wie ein ausgereckter Arm in die Nordſee vor, weiter als irgend ein Punkt an der ſchleswig-holſteiniſchen Weſtküſte. Nach Norden ſchließt ſich an, als ſchmaler Saum beginnend, dann immer breiter werdend, die frieſiſche Marſch, die bis Hoyer reicht.

Die Eider war von jeher eine wichtige Völkerſcheide. Sie ſchied Deutſche und Dänen voneinander. «Eidora romani imperii terminus» (die Eider des römiſchen Reiches Grenze) ſtand bis zum Erlöſchen des deutſchen Kaiſerreiches heiliger römiſcher Nation im Jahre 1806 auf einem Stein im Rendsburger Stadttor zu leſen. Dann verſchwand derſelbe, um in das Zeughaus nach Kopenhagen zu wandern. Der Dänenkönig Friedrich III. hatte ihn einſt ſetzen laſſen; ſicher war auch hier, wie ſo oft, der Wunſch der Vater des Gedankens geweſen!

Die Eider ſchied auch das Volk der Marſchen; im Süden wohnten die Dithmarſcher, im Norden die Frieſen. Aber trotz des breiten Grenzgrabens

wurde es diesen beiden Stämmen sehr schwer, friedlich und schiedlich nebeneinander zu wohnen. Sie haben oft herüber und hinüber gewechselt, aber nicht, um Grüße und Freundschaftsbezeugungen auszutauschen, sondern meistens, um zu rauben und zu sengen und die Güte ihrer Waffen an den harten Schädeln der lieben Nachbarn zu probieren. Sie haben sich mindestens so blutig bekämpft wie Wenden und Holsten und sich redlich bemüht, in Chroniken und Berichten, wenn vom Nachbarn die Rede war, möglichst «alles zum Schlechten zu kehren». Ein Rest vom alten Groll scheint ihnen noch im Blute zu liegen. Man könnte sich wundern, daß diese beiden urwüchsigen, tüchtigen Volksstämme so schlechte Nachbarschaft miteinander gehalten haben, wenn man nicht eben wüßte, daß «gleich und gleich» sehr oft eine schlechte Ehe gibt, auch unter Völkern und Volksstämmen! Friesen und Dithmarscher waren beide ein Herrenvolk. Sagten die einen von sich: «Dithmarscher, dat schölen Buren sin — et mögen wul wesen Herren», so hieß es von den andern:

«Friske, riske, starke Degen,
De ehr Höved in den Wolken dregen.»

Sie waren zudem beide gleich rauf- und beutelustig, beide gleich bereit, eine widerfahrene Unbill zehnfach blutig zu vergelten; sie waren beide in stetem Kampf mit dem Meer ein rücksichtsloses, hartes Geschlecht geworden.

Besiedelung der friesischen Marsch. Wie der Dithmarscher, so hat auch der Friese das Land — sein Land! — Schritt für Schritt dem Meere abringen müssen. «Gott schuf das Meer, und der Friese den Strand!» Die Geschichtsforscher haben viel darüber gestritten, ob die Festlandsfriesen Eingesessene oder Eingewanderte sind. In neuerer Zeit neigt man der Annahme zu, es mit Eingewanderten zu tun zu haben, die vielleicht im neunten Jahrhundert — nach anderen erheblich später — in unser Land kamen, die Grenzstriche zwischen Geest und Marsch zu ihren Wohnsitzen erkoren und von hier aus den Kampf mit den Elementen aufnahmen. Nicht die Bewohner der Geest, die Dänen, sind in die Marsch gestiegen, um Besitz von dem Geschenk des Meeres zu ergreifen — sie verspürten dazu wohl weder Neigung noch Geschick —, sondern ein fremdes Volk mußte kommen und ihnen zeigen, wie man mit der Nordsee umsprang. «Diese Sumpfmenschen waren überall daheim, wo Meer und Land in ewigem Kampf miteinander lagen; ihr Stolz war es, der See Küstenstrecke für Küstenstrecke zu entreißen.» Lauridsen. Die schleswigsche Marsch mußte für sie ein ideales Gebiet sein; denn lange, viel länger als in Holstein, blieb hier die Marsch «amphibisches Land». Die erste größere Eindeichung erfolgte erst 1436, und noch gibt es mitten im Lande ausgedehnte Strecken, die nicht nur in ihrem Namen, sondern noch deutlicher in ihrem ganzen Charakter Erinnerungen an den früheren amphibischen Zustand des Landes bewahrt haben.



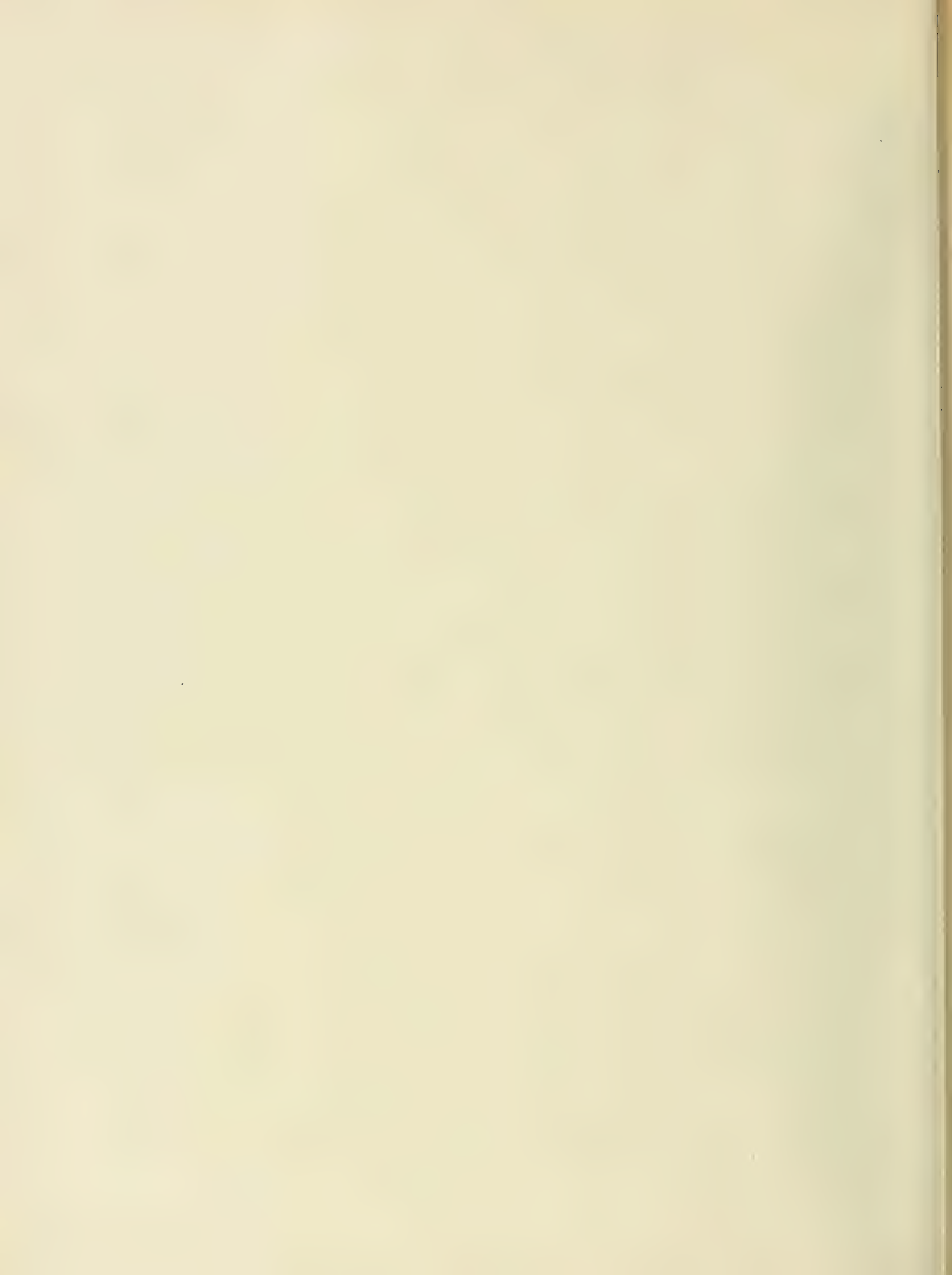
128. Blick auf Tönning

Die Halligen im Gotteskoog. Wohl die meisten haben schon einmal den Namen Gotteskog- oder Bundesgaardersee gehört. Wenige dürften ihn genauer kennen oder etwas von den Halligen in und an dem See wissen. Halligen, mitten im Lande! Halligen, nicht als «schwimmende Träume» in der grauen, grollenden See, sondern als kleine Inseln inmitten eines weit sich dehnenden See- und Sumpfgebietes! Sie haben ihre eigene Geschichte, die zugleich zu einem guten Teil die Geschichte der friesischen Marsch ist.

Im Jahre 1436 war es endlich gelungen, die südlich der Wiedau gelegene Horsbüllharde — die später den Namen Wiedingharde erhielt — einzudeichen. Reichlich ein Jahrhundert lang blieb sie eine deichumschlossene Insel; nördlich und südlich von ihr rollten die Fluten der Nordsee über das ungeschützte Land, und zwischen ihr und dem festen Wall lagen Groß- und Klein-Kophallig, Hallig Nordmark, Hattersbüll-Hallig u. a. An den insularen Zustand der Wiedingharde gemahnt uns das alte Siegel der



129. Flachboote bei Verlath in Gotteskog



Horsbüllharde; es zeigt ein Pferd mit Zaum und Sattel über eine lange Brücke gehend. Trotz des «goldenen Ringes» hat die Harde im Westen noch viel Land lassen müssen. Die kleine, retgedeckte, romanische Kirche von Klanxbüll liegt jetzt hart hinter dem Deich, und die Kirche von Horsbüll ist kaum mehr als 500 Schritt von demselben entfernt. Ein gut Teil des Sprengels liegt im grauen Watt, neben Hallig Galmsbüll und Rickelsbüll, deren Taufen in der Kirche von «Neu»-Galmsbüll zu sehen sind. — Endlich gelang es, die Wiedingharde durch Deiche im Norden und Süden mit dem übrigen Lande zu verbinden. So erhielt man den größten nordfriesischen Kog, den Gotteskog, und in ihm eingeschlossen die interessante, einzigartige Welt der Halligen. Ein ausgedehntes Gebiet des Kogs war noch nicht «deichreif» gewesen; wie eine weite Mulde senkt es sich nicht unerheblich unter N. N. Dort liegt der Gotteskogsee, den zahlreiche Inseln und Halbinseln erfüllen; er reicht seine langen Arme dem benachbarten Kahlebüller- und AventofterSee und vergrößert seine Ausdehnung im Winter um das Mehrfache. Dann ist die ganze Gegend ein einziger blanker See. Im Sommer dagegen verdeckt der üppige Ret- und Binsenwuchs weite Flächen seines Spiegels und läßt auch bei bewegter Luft kaum einen nennenswerten Wellenschlag aufkommen. Im dichten Schilf des fischreichen Wassers lauert der gefräßige Hecht auf seine Beute, und in geschützten Winkeln sonnen sich Seerosen in Menge. Auf den nach allen Richtungen sich verzweigenden Kanälen des benachbarten flachen Landes sieht man rote und weiße Segel wie Riesenvögel dahinhuschen. Sie ziehen die Flachboote, die hier überall den Verkehr vermitteln müssen und mit deren Hilfe man die Futtervorräte — Heu, Hafer, Dach- und Futterret — einheimst (Bild 129). Das Boot ist hier ebenso unentbehrlich wie auf den Halligen der Nordsee. Die Kinder fahren im Flachboot, das sie geschickt zu steuern wissen, in die Schule, und der Postbote wird hier zum Postschiffer, der einige Male in der Woche Zeitungen, Briefe und Neuigkeiten in diese entlegene Welt bringt. Er wird stets sehnsüchtig erwartet, freudig begrüßt und meistens mit einem Teepunsch bewirtet. Das ganze Leben und auch die Wirtschaftsführung erinnert noch lebhaft an die «echten» Halligen.



130. Kirche von Klanxbüll

Die Viehzucht bildet hier wie dort den Haupterwerbszweig. Großhallig ist z. B. ein Besitz von 95 Hektar. Milchkühe werden dort nicht gehalten, durchschnittlich nur 10 Stück. Dagegen trifft man dort an 50 Stück Jungvieh, eben so viele Schafe, und eine Schar von hundert und mehr Gänsen begrüßt durch lebhaftes Geschnatter den Besucher. Weizen wird nicht gebaut, Roggen nur wenig; Hafer, Heu und Dach- und Futterret werden reichlich gewonnen. Das Haus liegt auf einer Warft, und das große Dach deckt das Gebäude wie eine mächtige Haube. (Bild 131.)

Landschaftlicher Charakter der friesischen Marsch.

Wer diese von See und Sumpf umschlossene Welt gesehen und die einfachen, gastfreien Bewohner kennen gelernt hat, wird, wenn er sodann die weite fruchtbare Marsch durchwandert, diese mit ganz andern Augen ansehen und vor allem sich ihre ernsten, herben, strengen Gesichtszüge zu deuten wissen. Diesem Lande ist der Kampf mit dem Meere deutlicher aufgeprägt als irgend einem andern! Es hat sein eigenes Gesicht, das weniger freundlich ist und sich selten zu einem Lächeln verzieht.

«Man gewinnt den Eindruck, als ob der Mensch hier in der ständigen Erwartung stehe, der blanke Hans könne jeden Augenblick über ihn herfallen.» Oefter denn anderswo gemahnt uns alles hier an den Lieblingsspruch des Friesen: «Du mußt dervan, gedenke dran!» und Flutmarken, die in Ständern der Häuser eingeschnitten sind, reden eine eindringliche Sprache. Im Hause Hans Hinrich Hansen in Enge zeigt der Eichenständer im Alkoven in einer Höhe von 1 m eine Kerbe mit der Jahreszahl 1634! Man hört oft sagen, die friesische Marsch sei langweilig, trist, ohne Abwechslung, sie zeige nur spär-

lichen Baumwuchs bei den Gehöften und wäre im ganzen so schlicht und nüchtern wie die Häuser und die Menschen auch. Das trifft nur für einige Gegenden zu. Es fehlt ihr keineswegs an malerischen Landschaftsbildern. Nennen wir nur einige: Ruttebüll, Alt-Horsbüll, Dagebüll, Fahretoft, Maasbüll, Bosbüll. (Bild 136.)

Einen besonderen Genuß gewährt es, auf dem hohen Außendeich dahin zu wandern. Auch an heißen Sommertagen weht hier eine erfrischende Brise, denn der Westwind ist immer rege. Bald umfächelt er dich mit leise kosender Hand, bald bläst er ungestüm, daß die Bäume hinter dem Deich sich ängstlich ducken und unwillig ihre Köpfe schütteln über den ungestümen Gesellen. Abends lullt er regelmäßig ein, dann «geht er zu Bett.» Das ist ein leichtes, lustiges Wandern fürwahr, hoch oben auf der Krone des Deiches! Dort ist schon Klanxbüll, und weiter im Süden ragt aus einer dichten Häusergruppe hinter dem Deich, gleich einem erhobenen Finger, der Turm von Alt-Horsbüll auf. Dort wohnt man so recht am «Rande der Welt!« Gilt nicht darum im Lande die Redeweise, daß der «Küster von Horsbüll das Wetter macht?« Mit Vorliebe läßt man den Blick über das grüne Vorland und das graue Watt in die Ferne schweifen, wo die Inseln und Halligen, von der Luftspiegelung emporgehoben und greifbar nahegerückt, über dem Wasser zu schwimmen scheinen. Aber auch der «Blick ins Land» bietet eine Fülle interessanter Beobachtungen. Hinter der steilen Böschung sich duckend liegen die Häuser der «kleinen Leute.» So duckt sich die kleine Wirtschaft von Lütt Jens Warf bei Fahretoft, wo der Wanderer rastend einzukehren pflegt, bevor er die beschwerliche Wanderung über den Steindamm nach Hallig Ohland antritt.



131. Großhallig im Gotteskog

«Hart hinterm Deich, dem Sturm versteckt / Ein Fischerhäuschen, strohgedeckt, / Darin der Alte, schaffensmüd, / Sein braunes Mädel, frisch erblüht: / Stumm heißt man mich willkommen.»

W. Lobsien.

Nordfriesische Marschhöfe.

Die Marsch liegt wie eine Wandkarte vor deinen Füßen ausgebreitet. Voll von größeren und kleineren Siedelungen, wie übersät mit Häusern und Dörfern, erscheint die Wiedingharde; die weiter südlich gelegenen beiden Christian-Albrechts-Köge, die fruchtbarsten Nord-Frieslands, dagegen weisen fast ausschließlich große Marschhöfe auf, die mit Warft und Graben in dem Kranze stattlicher Bäume sich wie Edelsitze herausheben. Hier könnte sehr wohl Kl. Groths «Heisterkrog« gestanden



132 Lütt Jens Warf

haben. Zug für Zug paßt die Schilderung desselben noch heute auf manchen dieser Höfe:

«. . . Un oppe Wurt, de Haubarg un de Schün. En Kluster hoge Eschen stat der rum / Scharp œwerbögt und opputzt vun't Norwest / As vun en Tunscheer, nich vun Wind un Wedder / En Strohdiem Winters kann ni runner laten – So tekent sick dat gegen' Abendhimmel / As en Gewülf, un wiet derachter hin, / Platt as en Teller liggt de flacke Marsch, / Bestreut mit Hüser, hier un dar mit Böm.» (Bild 133.)



133. Nahnshof im Chr. Albrechtskog

Das friesische Zeilendorf.

Bei klarem Wetter sieht man fern im Osten, als erhabenen Rand des flachen Tellers, das Geestland sich abheben. Der Rand ist aber nicht glatt, sondern recht zackig und ausgefranst. Zahlreiche Ausläufer, schmale und breite Geestarme, dringen in die Marsch vor. Bisweilen tauchen sie unter den Marschklei hinab und verschwinden, um weiter westwärts als Insel, als ein Geestkopf in der Marsch wieder aufzutauchen. Diese Geestarme und -Inseln waren den ersten Ansiedlern hochwillkommen; sie machten die Anlage großer Wurten, wie in Dithmarschen, überflüssig. Alle sind sie dicht besiedelt. Die Form der Siedelung ergab sich gleichsam von selbst. Auf hohem Uferrande, an der Grenze zwischen Marsch und Geest, liegen die Dörfer in einer langen, doppelten Häuserzeile hingezogen. So ist in vollkommener Anpassung an die landschaftlichen Verhältnisse das friesische Zeilendorf entstanden. Einzelne Dörfer haben eine außerordentliche Länge. «Mein Heimatsort (Langenhorn), friesisch de «Horne» (die Hörner) genannt», sagt Friedrich Paulsen in seinen Lebenserinnerungen «ist ganz nach diesem Schema gebaut; es folgt in langer Häuserzeile von West nach Ost in einer Länge von einer Stunde der hier einspringenden Marsch, die den Namen des alten Langenhorner Kogs führt.» — Besonders merkwürdig als Träger vieler Siedelungen ist die flache Geestinsel der Bökingharde, die das Risummoor einschließt. «Noch im Jahre 1624 war dies abgesonderte Ländchen so sehr Insel, daß eine schwedische Flottille an ihr landen konnte.» Haas. Es ist ein richtiger Geestkopf, nahezu kreisrund, und rundherum von einem Kranz von Dörfern eingefaßt. Dort reihen sich aneinander Deezbüll, Niebüll, Uhlebüll, Gath, Klockries, Lindholm, Risum und Maasbüll, welch letzterer Ort wieder an Deezbüll heranreicht und damit den Siedelungsring schließt. (Karte 135.)



134. Fangweg zur Marsch

Nur bisweilen kommt es vor, daß die Dörfer auch in die Breite gewachsen sind. Dann führen, wie in Niebüll und Deezbüll, schmale Gassen, die Fangwege, in die Marsch hinab, und links und rechts von ihnen recken kleine Friesenhäuser ihre Giebel auf. (Bild 134.)

Das Friesenhaus.

Das Friesenhaus kennt, wie das alte Niedersachsenhaus, keine Nebengebäude; es vereinigt alles unter einem Dach. Auf den ersten Blick mag es vielleicht wenig ansprechen, aber es gewinnt, wie der Friese, der auch nicht gleich »aller Welt Freund ist«, bei näherer Bekanntschaft. Mit seinen überaus niedrigen, in Lehm gemauerten Backsteinwänden, den kleinen Fenstern und Türen, dem mäßig hohen, aber steilen, grauen Retdach, dessen First mit Soden vortrefflich eingedeckt ist, macht es einen nüchternen, tristen Eindruck, besonders an der Nordseite. Von der Südseite aber blickt es uns mit seinen kleinen Fenstern mit den weißen Sprossen, den blankgeputzten Scheiben und den Blumenstöcken dahinter freundlich und einladend an. Das Haus hat, wie ein Mensch von Charakter, ein doppeltes Gesicht, ein Werkeltags- und ein Sonntagsgesicht. Immer freundlich sein hieße immer langweilig sein. In seiner strengen, einfachen, schmucklosen Form, in dem ganzen Aufbau und der inneren Einrichtung verrät es vollendete Anpassung an die wirtschaftlichen, klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse. Es ist einfach, schlicht, ohne äußeren Zierat, ohne Aus- und Vorbauten, ohne Erker und Beischläge, ohne Zicken und Zacken. Alles ist vermieden, was dem ungestümen »Hans Westermann« und seinen Bundesgenossen als willkommene Angriffspunkte dienen könnte. (Bild 137.)

Der Wirtschaftsbetrieb war in früherer Zeit nicht sehr umfangreich; in einem Langhaus von mäßiger Ausdehnung ließ sich bei guter Raumausnutzung alles unterbringen. Und die Raumausnutzung verstand man!

Erst nach Eindeichung größerer Ländereien haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse, und mit ihnen wuchs auch das Friesenhaus; es wuchs sich hier zu Winkelbauten, dort zu großen geschlossenen Höfen aus. Solche treffen wir vorwiegend in den neueren Ködgen. Nahnshof!

Wenn man einen Haustyp studieren will, geht man am besten auf die einfachsten Formen zurück, und das sind fast immer die älteren und ältesten Häuser. Sie haben sich vielfach in ursprünglicher Reinheit und Einfachheit erhalten. Später treten mehr und mehr Mischformen auf, die das ursprüngliche Bild verwischen, die für den Kenner wohl interessant sein mögen, dem Laien aber das Studium sehr erschweren.

Die Grundform des Friesenhauses ist ein langes, schmales Rechteck. Fast ausnahmslos ist dieses von Westen nach Osten gerichtet. So bot man dem Westwind mit der Schmalseite des Hauses nur eine geringe Angriffsfläche dar und gewann für die nach Süden gelegten Wohnräume den so notwendigen »Platz an der Sonne«. Küche, Kammern und Nebenräume wurden dem kühlen Norden zugekehrt. An der Nordseite hat darum das Haus nur wenige und kleine Fensteröffnungen; dort sieht es recht kalt und nüchtern in die Welt hinein. Das ist sein Werkeltagsgesicht.

135. Ein »Siedelungsring« in Nordfriesland. Nach einem Meßtischblatt

An der Südseite, etwa in der Mitte der Front, liegt die Haupteingangstür. (Bild 137 u. 138.)

Sie führt auf einen schmalen Gang, der eine scharfe Scheidung zwischen Wohn- und Wirtschaftsräumen bewirkt und an der entgegengesetzten Seite durch die Nordertür ins Freie leitet. Ueber der Tür baut sich ein Giebel auf, der bei den älteren Häusern ohne weitergehendes Mauerwerk bei der Traufe beginnt und bis in die Nähe der First hinaufreicht. Er ist steil,

spitz, durch Anker und Ziegelmuster geziert und steht dem Hause ganz besonders gut zu Gesicht. Auf dem Festlande ist diese charaktervolle und eigenartige Giebelform rar geworden, auf Sylt und Föhr dagegen ist sie noch oft zu treffen. Dort kann man studieren, was es heißt: Ein guter Giebel ziert das Haus!

Die schön gearbeitete Haustür ist quergeteilt. Ueber ihr wölbt sich ein Rundbogen, der, ähnlich den Fensterbögen, oft weiß gekalkt ist und der einförmigen Fassade zu einem freundlicheren Aussehen verhilft. Die Türöffnung ist meistens sehr niedrig, so niedrig, daß es für jeden hochgewachsenen Menschen ratsam erscheint, sich rechtzeitig zu bücken, um nicht unsanft mit den Steinen des Bogens in Berührung zu kommen muß. Das muß verwunderlich erscheinen, zumal für jeden, der da weiß, daß der Friese im allgemeinen über einen recht stattlichen Wuchs verfügt, wenngleich er sich auch mit dem Dithmarscher in dieser Hinsicht nicht messen kann. Daß «der Mensch das Maß aller Dinge» ist, zeigt sich vornehmlich, wenn er sich das weitere Gewand, sein Haus anmißt. Großgewachsene, stattliche Völkerstämme bevorzugen große und hohe Räume, und Zwergvölker wohnen in großen Bienenkörben! Wie kommt der Friese zu der niedrigen Tür, die für ihn ein Joch ist, das ihn zum oftmaligen Bücken zwingt? Und er bückt sich doch so ungern! Die Sage, die so leicht um keine Erklärung verlegen ist, gibt dem Dänenkönig Götrik die Schuld. Der soll kein Mittel unversucht gelassen haben, die steifen Friesennacken zu beugen. Darum gab er Befehl, die Nordertür, die nach Dänemark weist, so niedrig zu bauen, daß jeder Friese, er mochte wollen oder nicht, beim Hinaustreten ihm seine Verbeugung machen mußte. Aber der Friese zeigte sich als Herr der Situation und als ein Schalk dazu! Er baute zum Ersatz die Südertür, und mußte er schon einmal das Haus durch die Nordertür verlassen, so ging er einfach rückwärts hinaus, und die Referenz fiel erheblich anders aus, als der Dänenkönig sich die gewünscht hatte.



136. Marschlandschaft bei Bosbull

In Wirklichkeit findet die niedrige Tür ihre einfache Erklärung in den überaus niedrigen Außenmauern, die es mitunter notwendig machen, an derjenigen Seite, wo ein Giebel fehlt, das Dach über der Tür emporzuheben, um einen Einlaß von genügender Höhe zu erhalten.

Was die äußere Erscheinung des Hauses schon vermuten läßt, findet man beim Betreten desselben auf den ersten Blick bestätigt, nämlich eine vortreffliche Durchbildung des Grundrisses und eine vollendete Raumausnutzung.

Raumteilung und Konstruktion des Friesenhauses.

Vom gepflasterten Gang führt die erste Tür in die kleine Wohnstube, die Dönsch. Hier ist alles schmuck, freundlich und blitzsauber. Die Wände bedecken braune oder blaue Delfter Kacheln, die mit ihren Phantasielandschaften oder den biblischen Darstellungen wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch anmuten.

An der Fensterseite steht der Klapptisch; zwei Lehnstühle mit Sitzkissen in geknüpfter Arbeit stehen daneben. An der Innenseite der Stube ist der Bilegger, der seine Nahrung von der Küche aus empfängt und im Winter dem kleinen, schmucken Raume behagliche Wärme mitteilt. Nicht selten befindet sich neben dem Ofen ein Wandbett, das in die Küche vorgebaut ist. So verstand man es, dem Herd eine «warme Seite» abzugewinnen», was sicher von alten Leuten besonders angenehm empfunden wird, wenn der eisige Nordost über die ungeschützten Fluren streicht und rücksichtslos durch Spalten und Fugen in das Haus eindringt. Alle Einrichtungsgegenstände sind einfach und zweckmäßig und erhöhen dadurch den Eindruck der Behaglichkeit. Jedem Stück sieht man es an, daß der Handwerksmeister sein Material zu behandeln verstand und sich der Bearbeitung desselben mit Liebe, Sorgfalt und Geschick hingab. Kaum jemals sind zwei Türen im Hause gleichartig: jedes Stück wurde individuell behandelt. Die eine Tür überrascht durch ihre schönen Füllungen, eine andere durch die feinen Profile, durch die prächtigen Messingbeschläge oder durch eingeschnitzte Sprüche.

«So oft die Tür sich wendt,
o Mensch, bedenk das End,»

ist eine Mahnung, die oft wiederkehrt, auf dem Festlande, wie auf den Inseln. Von der Dönsch führt eine Tür, oft zwischen zwei Wandbetten hindurch, in den Piisel. Diese Staatsstube ist nur von der Wohnstube aus zugänglich, doch findet keineswegs, wie man erwarten sollte, immer eine Steigerung des Eindrucks statt. Wohl ist er in manchen Häusern ein rechter «Prunkraum», aber eben so oft ist er kalt, unfreundlich und unwohnlich, nicht selten viel mehr als eine «bessere Rumpelkammer», wo geschnitzte und buntbemalte Truhen, Schränke mit schweren, geschnitzten Füllungen und anderer Urväterhausrat sich ein Stelldichein geben.

137. Haus Johannes Ohlsen in Lindholm

138. Grundriß eines Friesenhauses. Hans Hansen in Klockries, erb. 1634

Die zweite Tür an derselben Flurseite führt in die Küche, die räumlich recht beschränkt ist und in der doch die allerverschiedensten Geräte Platz finden. Mit dem Herd ist der Backofen verbunden; Löffelschränke, Wandschränke, Börter, oft mit Schnitzereien verziert, nehmen die geringe Wandfläche ein. Unter dem Fenster steht ein großer Küchentisch, und auch für die Torfkiste hat sich noch ein Platz neben dem Herd gefunden.

Vereinzelt findet man noch Häuser, in denen man das reichlich vorhandene Holzwerk mit Farbe völlig

verschont hat. Nichtsdestoweniger ist es gut erhalten, denn die Salzluft hat es dermaßen imprägniert, daß es Wurm und Fäulniserregern Jahrhunderte hindurch widerstehen konnte. ⁘

In der Regel aber macht man von der Farbe den ausgiebigsten Gebrauch; alles glänzt wie frisch gestrichen. Man spürt überall das Erbteil des Schiffers, für den es in der freien Zeit keine liebere Beschäftigung gibt, als mit Farbtopf und Pinsel zu hantieren. Dabei liebt der Friese kräftige Farben; er geht, wie man zu sagen pflegt, ordentlich «in die Farbe hinein«, und nicht immer ist der Zusammenklang derartig, daß er einem verwöhnten Auge behagen könnte. ⁘

Die Zimmer und Kammern des Hauses sind keineswegs so niedrig, wie man nach der Höhe der Umfassungsmauern und der Fenster vermuten möchte. Die Zimmerdecke ist merkwürdigerweise ein gut Teil höher. So sieht man im Innern über den Fenstern eine mit Brettern verkleidete Schrägung, die den Uebergang zur höher liegenden Decke vermittelt. (Bild 141.) ⁘ Diese eigentümliche Einrichtung, die in einzelnen Gegenden das «Katschor« genannt wird, hat seinen Grund in der Konstruktion des Hauses, die bei flüchtiger Beobachtung so ganz und gar von dem Niedersachsenhause abzuweichen scheint, in ⁘ Wirklichkeit aber sich demselben nahe verwandt zeigt. ⁘



139. Friesische Stube in Niebull

Auch das Friesenhaus ist ein **Ständerhaus** und vielleicht mehr als jedes andere! Mit den Längsmauern parallel verläuft auf jeder Seite, den Außenmauern bis auf wenige Fuß nahegerückt, eine Reihe kräftiger Ständer, die man auf den ersten Blick schwerlich gewahrt, weil sie ihren Platz in den Querwänden haben, also gleichsam versteckt sind. Wie die Höndständer des Sachsenhauses so nehmen diese **Katschorständer** die Last des ganzen Dachstuhls auf ihre starken Schultern. Sie können solche Last wohl tragen, haben sie doch nicht selten eine Dicke von 40/40 cm und stehen sie doch mitunter — wie es auf den Halligen die Regel ist — nicht nur fest **auf** dem Boden, sondern tief in denselben versenkt. Auch dafür ist gesorgt, daß die Last ihren starken Schultern nicht entgleiten kann; Streben und Kopfbänder stellen eine feste Verbindung mit dem Rahmen her. (Bild 142.) ⁘

So konnte das Haus von jeher Stürmen und Fluten Trotz bieten. Mochten die Fluten nur an die Mauern pochen und die mit Lehm verbundenen Steine herausspülen — der Bau stand auf festen Füßen und gewährte auf seinem geräumigen Boden Tier und Menschen sichere Zuflucht vor dem blanken Hans.

Dem Hausforscher bietet das Friesenhaus eine Fülle von Material und manches interessante Problem. Die Akten sind erst eben geöffnet. So interessant es auch wäre, in ihnen zu blättern, so müssen wir es doch auf später verschieben und uns heute damit begnügen, einen Gesamteindruck mit heimzunehmen. ⁘

Der Friese und sein Haus.

Der aber zeigt zur Genüge, daß der Friese es meisterlich verstanden hat, sein Heim mit Geschick zu zimmern und mit Geschmack einzurichten. Sein Haus ist wie er, und er ist wie sein Haus. Er, der Mathematiker und Rechenkopf, verstand die Verhältnisse zu meistern und ⁘ jeden Vorteil klug zu nützen. Aus seinem gesunden Egoismus machte ⁘ er kein Hehl und schrieb darum auch über der Tür: «Alle, die mich kennen und mich nennen, wünsche ich, was sie mich gönnen!« Je mehr das Klima und die Jahreszeit ihm mit scharfen Winden oder laulicher Nässe zusetzte, um so behaglicher richtete er sich in seinem Hause ein. Wohl ist er schweigsam und zurückhaltend gegen Fremde, der Festlandsfriese mehr noch als der Inselfriese, aber gern öffnet er sein Heim jedem, dessen redliche Absichten er erkannt hat. Im übrigen ist es ihm ziemlich gleich, wie andere über ihn sprechen und urteilen. «Baue nach Lust dein Feld, nach deinem Bedarf dein Haus, und sieh auf die tolle Welt behaglich zum Fenster hinaus» ist ihm Lebensgrundsatz. So ist er im gewissen Sinne ein Lebenskünstler geworden, der sich «ein hübsch Leben zu zimmern weiß», um mit Goethe zu sprechen, der für alle Neuerungen lebhaftes Interesse

zeigt, jede Erscheinung aber scharf und nüchtern prüft und vor allem über dem Neuen das g u t e A l t e nicht vergißt. Darin unterscheidet er sich von dem Dithmarscher wesentlich! Die Bewegung zum Schutze der Heimat hat hier so feste Wurzel gefaßt wie nirgends sonst im Lande. Dies Land ist kein Paradies für Pappdächer, und die «Zinkpest», die anderswo ganze Dörfer verwüstet hat (bei Segeberg und Ahrensbök z. B.), hat sich hier nicht verbreiten können. Man weiß es ja, daß Ansteckungskeime sich mit Vorliebe auf einem k r a n k e n Körper einnisten; das friesische Volkstum aber ist im Kern gesund! Der Friese sieht in seinem Hause mehr, als ein bloßes Gefüge von vier Mauern und einem Dach; es ist ein Stück seiner selbst. Es trägt s e i n e Gesichtszüge und die seiner Vorfahren. Es ist ein Vermächtnis, das man sorgsam und mit Ehrfurcht behandeln soll. Muß man schon ändern, dann greift man es mit schonender Hand an und sucht es sach- und sinngemäß den neuen Forderungen anzupassen. ❖



140. Alte Friesin am Spinnrad

Wo findet man sonst noch so viele wunderbare Dorfbilder und trefflich gehaltene alte Häuser als im Friesenlande? Häuser, die ein Alter von 200 und mehr Jahren auf dem Rücken haben, sind dort kaum eine Rarität. ❖❖

Das Haus Hansen in Klockries z. B. stammt aus dem Jahr der großen Flut 1634. Es ist noch gut erhalten und zeigt außen, wie die Baumeister bestrebt waren, durch gekalkte Tür- und Fensterbögen und durch geputzte Nischen — die man sonst noch selten trifft — die Einförmigkeit der Giebelflächen zu beleben. ❖❖

Wie fest das alte Haus gefügt ist, lehrt ein Blick aus dem schmalen Gang durch die Haustür. An den Seitenwänden stehen die Katschorständer, die den mächtigen Rahmen, von dem wir ein Stück quer über der Tür sehen, tragen (Bild 144). So ist das Haus im Innern kernfest und gesund, obwohl seine Außenhaut verwettert und unansehnlich erscheinen mag. ❖

Wer über das Leben im Friesenhaus mehr erfahren möchte, der lese, was Friedrich Paulsen in seinen Lebenserinnerungen über «Heimat und Elternhaus» und über den «Haushalt und die Arbeit drinnen und draußen» so schlicht, eindringlich und voll Liebe zu berichten weiß. Er war ja ein Langenhorner Kind und ist auch in der Großstadt, wie es für einen Friesen selbstverständlich ist, seiner friesischen Heimat nie fremd geworden. Darum mag er für einen Augenblick unser Führer sein, um in dieses merkwürdige Land noch einen Blick zu tun, der für uns zugleich ein Abschiedsgruß sein soll. Wir steigen mit ihm den hohen Geestrand hinan, erklimmen die Erhöhung, auf der als weithin sichtbares Wahrzeichen die Stolberger Windmühle



141. Friesische Stube mit Schrägung über dem Fenster. Friesenmus. a. Föhr

steht, und lauschen, was er uns zu sagen hat: «Von hieraus hat man an einem hellen Sommertag einen weiten Ausblick auf das nahe schimmernde Watt mit seinen Inseln, den Halligen. Oft, wenn wir über Stolberg und Bredstedt fuhren, hielt hier der Vater und zeigte, mit der Peitsche weisend, die Stätten, die ihm von seiner Jugend her so vertraut waren: das nahe Oland, dahinter Föhr und Wyk, südlich Langeneß, weiter links das reiche Nordstrand und endlich am Horizont verdämmernd Eiderstedt, das Paradies eines Bauernherzens.» ❖

Eiderstedt, das «Paradies eines Bauernherzens.»

Nach diesem Paradies wollen wir jetzt unsere Schritte lenken. Man könnte die Einladung zu einer Wanderung dorthin sehr wohl mit dem Dichterwort beginnen: «Kommt, wir wollen uns begeben jetzo ins Schlaraffenland», denn für ein Land des Wohllebens und des mühelosen Erwerbs hat Eiderstedt von jeher gegolten. Eben darum galt und gilt es noch als «Paradies eines Bauernherzens» und nicht wegen seiner landschaftlichen Reize, mit denen es immerhin nur spärlich aufwarten kann.

Dieses Land ist in seinem Charakter so einheitlich,



143. Haus Hansen in Klockries, erbaut 1634.

gleichmäßig und geschlossen wie kaum ein zweites. Man komme von Norden, Süden oder Osten: immer zeigt es dasselbe Bild, immer dieselbe gleichmütige, behaglich-satte Physiognomie. Es hat keine merklichen Erhebungen. Durch die Mitte streicht von Osten nach Westen ein Geestrücken, der vielfach kaum das umgebende Marschland überragt, an Stellen sogar von der Marsch überdeckt und somit in Geestinseln zerteilt ist, die als Träger größerer Ortschaften (Witzwort, Katharinenherd, Garding, Tating) Bedeutung haben. Vom Tatinger Kirchturm aus, der in seiner Form sehr an den schlanken Tönninger Turm erinnert, kann man das ganze fruchtbare Ländchen nach allen Richtungen überblicken, und selbst die Höhe eines Mitteldeiches, auf denen vielfach die Wege liegen, genügt schon, den Blicken des Wandernden einen guten Bruchteil des Landes zu erschließen. (Bild 146.) ❖

Stets wird der Gesichtskreis von der gleichen, ruhigen Linie des Deiches begrenzt. Das Bild ist nach allen Richtungen dasselbe — eine gleichmäßig grüne, von Gräben und Sielzügen durchschnittene Fläche, eine einzige fruchtbare Weide, in der die großen Gehöfte verstreut liegen wie Rosinen und Korinthen in einem fetten Kuchenteig. Und nun das viele liebe Vieh, das die weiten, fetten Triften belebt! «Hier zur Antwort, wenn ich singe, brummt und blökt es überall.» Biernatzky. «Eine zahllose Menge von Pferden und prächtigen Rindern grast auf den Weiden; ausgedehnte Strecken sehen vor der Anzahl



142. Katschorständer in Stedesand

des Viehes aus wie ungeheure Melkplätze. Bald fesseln das Auge einzelne Tiere, bald ziehen es malerische Gruppen an, die sich um die Scheuerpfähle gesammelt haben. Mehr in der Ferne sehen sie aus wie bunte Flecke auf dem grünen Teppich, die, je weiter der Blick geht, desto enger zusammenrücken. — Sonst läßt sich die Landschaft mit einem englischen Park von ungemessener Größe vergleichen: auf meilenweiter Grasfläche, die wie ein einziger wundervoll herrlicher Rasen erscheint, hingesät liegen die Gehöfte, wie im Gehölze halb versteckt hinter Gruppen ✦ prächtiger Eschen, und der Kranz dieser Haine vereinigt sich am Gesichtskreise wie in einen einzigen zusammenhängenden Wald.» Meiborg ✧

Der Körnerbau spielt eine verschwindende Rolle; nur 6—7% der nutzbaren Fläche dient dem Ackerbau. Pflug und Egge sind hier Ackergeräte, die man nur noch ✦ dem Namen nach kennt, und den «Hauer», der mit dem «Mathaken» und der «Sich» (einem Mittel- ✦ ding zwischen ✦ Sense und Sichel) die retdicken Halme des Weizens abhaut, sieht man noch selten seiner schweren Beschäftigung obliegen. (Bild 147.) ✦



144. Haus Hansen Klockries. Blick durch die Haustür

Der Eiderstedter.

Viele Köge haben von jeher als ✦ Weide gedient; sie haben noch der Eindeichung einmal den Pflug über sich hingehen sehen und dann nie wieder. Was sie ehedem waren, sind sie noch: fette Marschwiesen. Andere haben den Wandel der Zeiten deutlicher gespürt; zuerst haben sie als Weiden gedient, dann ✦ sind sie zu Ackerland geworden und jetzt haben sie sich wieder in Weiden verwandelt. ✧

Mit der Wandlung der ✦ Wirtschaftsweise ging auch eine Wandlung in der Natur des Bauern vor sich. «Als Pflüger war er der magere, rastlos und hurtig früh und ✦ spät Schaffende, der wegen der Ungunst der ✦ Witterung und der Schwere des Bodens die zu bestellende Arbeit auf eine möglichst kurze Zeit zusammendrängen mußte. Wir hören all dies aus einem kurzen Volksreim: «Gallerut, pußt Licht ut; Brie inhappen, Dör tosnapp'n un tau Bett stapp'n». (Gallerut ist Gallus, der 16. Oktober, also die Zeit der Herbstsaatbestellung.) Als Viehzüchter, der sinnig mit seinem Vieh umgehen muß und keine körperlichen Anstrengungen zu bestehen hat, ist er der langsame, be- ✦ dächtige und auch behäbige Mann geworden, nach dem Wort: «De fulste Kerl is de beste Vehdriver.» J. Cornils. ✧

In der Tat reduziert sich für den Gräser die Arbeit auf ein Minimum. Für ihn ist jeder Tag ein Ruhetag; ein «Bauer» ist der Eiderstedter nur noch dem Namen nach. Viel mehr ist er Geschäftsmann,



145. Gläserkrug bei Leck, ein Beispiel neuer, guter Bauweise. Architekt: Carl Voß, Fehmarn



146. Marschlandschaft in Eiderstedt

Breite Marsch, in deinem Fette
Rühm ich dich mit lautem Klang!
Wenn man dir den Blocksberg böte,
Sagt ich lachend: Großen Dank!

Aengstlich sucht des Herzens Spuren
Dort der Mensch in dumpfer Gruft,
Hier, im Marke deiner Fluren,
Reift das Gold an frischer Luft.

Dort am kahlen Felsenringe
Nur ein leerer Widerhall!
Hier zur Antwort, wenn ich singe,
Brummt und blökt es überall.

J. C. Biernatzki.

Großhändler, der vielfach noch die Gewohnheiten eines Bauern beibehalten hat. Auf den Magerviehmärkten, in Husum, Tönning oder Tondern deckt er seinen Bedarf an Vieh ein, um die Fennen «beschlagen» zu können, wenn er es nicht gar vorzieht, sein Land zu verheuern. Verheuert er, dann hat er so gut wie nichts zu tun. Weidet er selbst, dann ist seine Arbeit auch nur gering (denn er muß alles den Tieren und — der Witterung überlassen); das Risiko dagegen ist oft sehr groß. Tritt frühzeitig Dürre ein, dann wird der Boden hart und rissig; das Gras sieht wie verbrannt aus, und die Tiere brüllen nach Futter und nach Wasser. Jetzt muß die Zahl der weidenden Rinder gemindert werden. Das Vieh kommt zu früh und in großen Mengen an den Markt und muß oft mit Verlust losgeschlagen werden. In guten Jahren dagegen heimst er mühelos reichen Gewinn ein.



147. Der Hauer

Nicht ohne Neid blickt der benachbarte Geestbauer vom hohen Geestrücken in dieses Paradies hinab, in das Land, wo nach seiner Meinung «de Bur nix tau daun hett, awers itt un drinkt un slöpt as dat Veh.» Er denkt dabei an den bequemen, immer gleichen Tageslauf des Eiderstedters. Morgens schläft er sich gehörig aus, denn es drängt und treibt ihn nichts zum Frühaufstehen. Gemächlich wird der Kaffee getrunken. Dann stopft er sich die Pfeife, um seine Beschäftigung zu beginnen. Die besteht zur Hauptsache in einem Gang über Land. Er überzeugt sich, ob die Fennen dicht sind und fühlt, ob die Ochsen schon reichlich Fett angesetzt haben. Welch eine Wonne ist es für ihn, zu spüren, wie die Fettpolster am Rind sich mehr und mehr runden! Das kann ihm nur ein Rindviehkenner «nachfühlen». — Nach Hause angelangt, wird deftig zu Mittag gegessen, und dann kriecht er für ein paar Stunden ins Bett, um sich bei einer ausgedehnten Mittagsruhe von den Strapazen des Vormittags zu erholen. Nach dem Kaffee nimmt er die Beschäftigung vom Morgen wieder auf, mit dem kleinen Unterschied, daß er von seinem zweiten Gange sich nicht direkt nach Haus begibt, sondern — vielfach jedenfalls — am Spätnachmittag im Kirchspielskrug landet. Dort hängen an einem Brett hinter dem Ofen wohl an die zwanzig Pfeifen. Er sucht sich «seine» heraus, stopft sie aus dem Tabakskasten, der zu jedermanns Benutzung auf dem Tisch steht, schiebt die Mütze in den Nacken und läßt sich nun zu einem gemütlichen Skat oder zu einem Klönjer über Viehpreise, Wetter oder Politik nieder. —

Ganz so sorgenlos und bequem, wie es aus der Ferne sich ansieht, spielt sich das Leben des Eiderstedters denn doch nicht ab. Die Gerechtigkeit erfordert, das allgemein verbreitete schiefe Urteil über den Eiderstedter Bauern richtig zu stellen und auf seinen wahren Kern zu begrenzen. Wie der Marschbauer früherer Zeit die Geest oft überaus geringschätzig beurteilte, so verfiel der Geestbauer nicht selten in einen Fehler entgegengesetzter Art. Dachte er an seine mühselige, harte Tagesarbeit und ihren oft kärglichen Lohn, dann erschien ihm das Leben eines Marschbauern — vollends des Eiderstedters! — als ein wahres Schlaraffenleben. Was ist Wahres daran? — Der ältere Bauer, der durch Verdienst und geschicktes Ausnützen der Konjunktur wohlhabend geworden ist und nur noch wenige (10—20) Demat Land zu seiner Unterhaltung «gräst», während der Hof bereits in das Eigentum seines Sohnes übergegangen ist, hat es bequem genug. Für ihn paßt obige Schilderung Zug um Zug. Der junge Bauer dagegen kann sich einem bequemen, müßiggängerischen Leben nicht hingeben. Tut er es dennoch — und das kommt überall einmal vor — dann wirtschaftet er sich bald herunter. Seine Tätigkeit ist aber eine wesentlich andere als die des Geestbauern, der pflügen, säen und ernten und sich stets regen muß. Er ist zum guten Teil Geschäftsmann, für den es auf geschicktes Erfassen der Konjunktur sehr ankommt. So teilt er die Vorzüge eines kaufmännischen Betriebes und erhält auch von den Sorgen

des Kaufmanns sein redlich Teil. Man darf wohl dem Urteil eines alten Eiderstedters beipflichten, der da sagt: «Gräsen können ist eine Kunst, die mancher Bauer in seinem langen Leben nicht lernt.» J. Cornils.

Der Eiderstedter Bauer ist Aristokrat durch und durch; er ist ein selbstbewußter, aufrechter, steifnackiger Mann, der vor keinem «zusammenknickt». Er ist zurückhaltend und abweisend gegen Fremde, und es fehlt auch nicht an solchen, die man nicht von Großtuerei und Protzenhaftigkeit freisprechen kann. Wiederum ist er sparsam und einfach in der Lebensweise. Hervorstechend ist sein konservativer Sinn, der sich in seiner ganzen Anschauung und Lebensauffassung kund tut, und — so lobenswert diese Eigenschaft sein kann — mit Schuld daran ist, daß er wirtschaftlich etwas ins Hintertreffen gekommen ist. Jedenfalls wird man beobachten können, daß andere Marschbauern (z. B. Dithmarscher) sich mehr regen und es besser verstanden haben, sich moderne Wirtschaftsgrundsätze zu eigen zu machen.



148. Hof Pohns, früher Hamkens

er Hauberg.

Doch hat die Betätigung eines konservativen Sinns auch ihr Gutes. Wie in der friesischen Marsch, so kann man auch hier an wundervollen alten Bauernhöfen seine ungetrübte Freude haben. Sie sind wahre Herrensitze. Die hohe Warft, auf der die älteren liegen, hebt den stattlichen Bau hoch über die niedrige Marsch empor; ein Kranz von Eschen und ein parkartiger Garten umschließen ihn, und die breite und tiefe Graft, über die ein Fahrdamm und ein schmaler Steg führen, geben dem Anwesen ein burgähnliches Aussehen. Nähert man sich einem solchen Gehöft von der Westseite, dann sieht man höchstens die Firstlinie und die weißen Schornsteine aus dem grünen Kranze hervorragen. Noch öfter nimmt man von dem Hause, das sich so vorzüglich vor dem Westwinde zu decken versteht, nichts wahr.

So versteckt sich z. B. auch der «Pohnshof» hinter einem kleinen Wald von Bäumen. Er war früher ein Teil des bekannten, stattlichen Leutnantshofes in der Nähe, dem man es schwerlich ansehen wird, daß er in den zwanziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts für ganze 70 Taler verkauft wurde! Damals konnte man auch im reichen Eiderstedt einen Marschhof lediglich für die Lasten oder für eine Pfeife Tabak erwerben, und der Käufer, der es gewagt hatte, in der geldarmen Zeit den Leutnantshof für die obige Summe an sich zu bringen, hatte seine schwere Mühe, bei Verwandten und guten Freunden die Kaufsumme anzuleihen. Jeden Tag ritt er aus, hierhin und dorthin, und wenn er mit einigen Talern heim kam, war er froh und wohlgelaunt; kehrte er aber mit leeren Taschen heim, dann «war mit Vater nicht zu reden».

Nach Osten liegen die Höfe meistens offen da; von dieser Seite präsentieren sie sich in ihrer ganzen imponierenden Größe. Wohl gibt es in unserm Lande Bauernhäuser, die den Eiderstedter Haubergen an Größe gleich oder doch wenigstens nahekommen — und das will schon etwas sagen; denn Hauberge, die 800—1000 qm bedecken und eine Fassung von 5000 cbm besitzen, sind nichts Seltenes — aber keine gibt es, die es einem Hauberge an imponierender Wirkung gleichtun können. *In ihm hat das reiche, stolze, selbstbewußte, unabhängige Bauerntum gleichsam seinen vollendetsten Ausdruck gefunden.*

Seinen Namen hat das Haus zu einer Zeit erhalten, als Heugewinnen und Heubergen Hauptbeschäftigung im Eiderstedtischen war. Die Bauweise soll aus den Niederlanden stammen und von 1500 an allmählich sich in einigen Teilen der Marsch verbreitet haben. Sie beschränkt sich keineswegs ausschließlich auf Eiderstedt; auch in Dithmarschen und in der nordfriesischen Marsch findet man Hauberge, aber nur vereinzelt, wie versprengt. Sie sind gleichsam Ausläufer einer Bauweise, die nur in Eiderstedt so recht heimisch geworden ist und dort ihre glänzendste Ausbildung erfahren hat. In seiner einfachsten Form nähert sich der Grundriß

einem Quadrat. Die Mitte des Hauses nimmt das Vierkant ein; dieses ist ein großer, quadratischer Raum, in dem die Futtervorräte, vor allem das Heu,

149. Eckhof in Grothusenkog

in einem mächtigen Berg vom Boden bis zum Dach aufgestapelt werden. Was sonst an Räumen vorhanden ist — Tenne, Viehställe und Wohnung — gruppiert sich um diesen Kern herum, ihn somit von allen Seiten einschließend. ❖

Mit Vorliebe wird das Haus so orientiert, daß die Wohnräume nach Süden gekehrt sind. An derjenigen Längsseite des Hauses, die dem Wassersteg der Graft am nächsten liegt, richtet man den Rinderstall ein, um den Knechten, die früher mit großen Holzeimern die schwere Arbeit des Tränkens zu besorgen hatten, den Weg möglichst zu kürzen. Auf der entgegengesetzten Seite ist die Diele oder Loh. ❖❖

Die Konstruktion des Hauses ist eigenartig und interessant. An den vier Ecken des Vierkants stehen als feste Säulen vier mächtige Eichenständer oder solche aus pommerscher Kiefer. Sie streben an die 10 m in die Höhe und tragen oben einen Rahmen, der durch Streben und Kopfbänder gehalten wird. Von diesem steigen die Hauptsparren auf, die in Gemeinschaft mit den dünnen Seitensparren, die vom Rahmen zur Außenmauer reichen (vergleiche Aufschieblinge im Niedersachsen- und Friesenhaus!) das gewaltige Dach tragen, das wie ein riesiger aufgespannter Schirm von allen vier Seiten nach oben strebt und sich dort in einer Spitze vereinigt. ❖

Der Hauberg ist ein Meisterstück der Zimmermannskunst, und der Baumeister hat die ihm gestellte Aufgabe, mit einem möglichst geringen Aufwand von Holz (denn die Marsch ist holzarm) einen möglichst großen Flächenraum zu überspannen, in glänzender Weise gelöst. Zudem hat er es verstanden, dem Gebäude eine Form zu geben, die in seiner Geschlossenheit gleichsam die Fortsetzung der Warft nach oben hin bildet und ihm von vornherein eine beherrschende Stellung in der weiten, flachen Ebene der Marsch sichert. Aus einem ähnlichen Gefühl heraus schuf man die massigen und wuchtigen Kirchtürme an der Westküste und im nordschleswigschen Flachland! ❖❖

Bei den größeren Haubergen schließt sich an das erste Vierkant ein zweites, drittes oder viertes, und für jedes treten nur zwei neue Ständer hinzu. Das Haus wächst dabei in die Länge, und an die Stelle der Dachspitze tritt eine Dachfirst, die z. B. beim Sophienhof (Hauberg Boyens) sich sehr deutlich be-



150. Königsteinscher Hauberg im Chr. Albrechts-Koog

merkbar macht. Solche Hauberge weisen dann eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Niedersachsenhause auf, übertreffen dieses aber an Größe erheblich. Der

«Rote Hauberg» z. B. bedeckt eine Fläche von rund 750 qm, der Staatshof von rund 900 qm und der Hochdorfer Hauberg in Tating ist mit seiner Grundfläche von 1150 qm wohl das größte Bauernhaus der Provinz, d. h. unter denen, die alles unter einem Dach vereinigen. Mit dem Niedersachsen- und Friesenhaus ist der Hauberg ein Ständerhaus; ihre innere Verwandtschaft ist unverkennbar. Sie weisen sämtlich auf eine gleiche Grundform zurück.



151 Sophienhof im Grothusenkoog

Für den äußeren Schmuck des Hauses ist wenig geschehen; das erübrigte sich von selbst. Hier war jeder Zierat von Ueberfluß und konnte nur die ruhige, geschlossene Wirkung stören.

Ein schlichter Giebel über Loh- und Stalltür, ein etwas größerer über der Haustür, einige einfache Verankerungen an der Außenwand, das ist alles. So baut sich das große, schlichte, schöne Gebäude als eine einheitliche, festgefügte Masse auf, und namentlich wenn es auf einer hohen Warft liegt, macht es auf den Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck.

Der größten, ältesten und schönsten einer war der Hauberg Michelsen bei Garding, der im Jahre



152. Gerüst des Vierkants im Hauberg Michelsen bei Garding. Abgebrochen 1905

1905 — leider! — abgebrochen worden ist. Unter den Balken fand man einen mit der Jahreszahl 1555; möglich, daß diese Zahl das Jahr der Erbauung bezeichnete. Das Haus hatte eine Länge von 38 m, eine Breite von 24 m und bedeckte somit reichlich 900 qm Fläche. Das Dach des dreifachen Vierkantes wurde von 8 Stielen getragen. (Grundriß, Seite 120.)

Die 10 m hohen, kantig behauenen Kiefernstämme hatten eine Dicke von 42 42 cm. Es scheint, daß es später schwer hielt, solch starkes Holz zu beschaffen, denn die jüngeren Häuser können ähnliche Hölzer nicht mehr aufweisen. Seit 50 Jahren reichlich werden überhaupt keine Hauberge mehr gebaut. Sie haben sich überlebt. Was sollen die weiten und hohen Räume, wenn sie leer bleiben an Vieh und Futter? Schwer entschließt man sich, dem alten, ehrwürdigen Gebäude zu Leibe zu gehen. Hier zeigt sich wieder der konservative Sinn des Eiderstedters. Er konserviert nicht nur seine Anschauungen, seine Wirtschaftsweise, sondern auch sein Haus; er hält auf Tradition und sorgt dafür, daß die Erinnerungen an wichtige und seltene Ereignisse wachbleiben und den Nachkommen übermittelt werden.

Tradition, Sagen und Sagenhaftes.

In Katharinenherd malt er an die Lohtür das Bild jenes springenden Pferdes, von dem die Sage geht, daß es mit seinem Herrn nicht nur über die höchsten Hecktore und breitesten Gräben hinwegzusetzen vermochte, sondern auch einst, zur größten Ueberraschung der Bewohner des Hauses,

die steile Bodentreppe emporgestiegen war, und an einer anderen Tür desselben Hofes sehen wir den «großen» und den «kleinen Dröscher» in Lebensgröße vor uns. «Ich bin der Mann, der rechtschaffen dröschen kann», so spricht der große, und der kleine antwortet:

> «Ich versteh das Dröschen wohl,
> Wenn's keine Arbeit kösten soll».

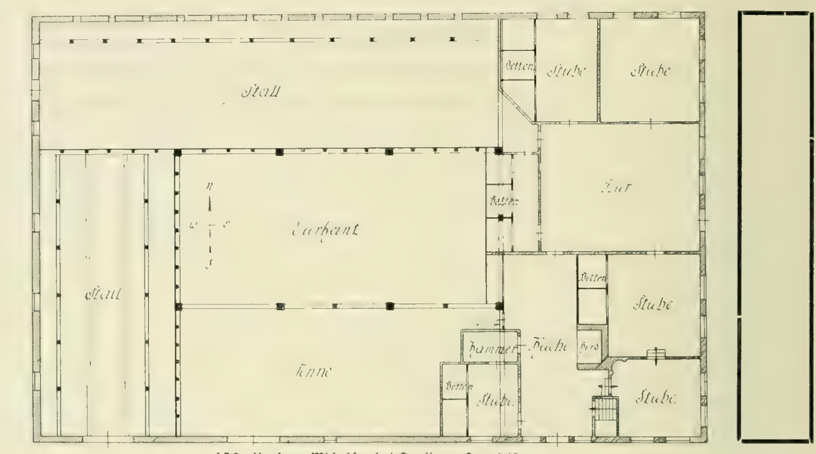
Weiteres lese man bei Müllenhoff nach!

Auf einem Gehöft, das «die Marn» genannt wird, präsentiert sich an der großen Tür das Bild einer nackten, hünenhaften, mit einer Keule bewaffneten Gestalt.

> «Du sollst nicht fluchen hier im Haus,
> Geh lieber fort zur Tür hinaus.
> Es möchte sonst Gott im Himmelreich
> Strafen dich und mich zugleich»

steht daneben. Hier soll der Staller Heistermann gewohnt haben, der strenges und gerechtes Gericht zu halten wußte, und in der Nähe von Tating zeigt man noch den Hof, der Eigentum des Stallers Owe Boyens war, jenes sittenstrengen Mannes, der seine eigene Tochter, die sich mit einem Knecht vergangen hatte, nach altem Friesenrecht aufs Watt hinausführte und sie dort ertränkte. — Jedes Kind weist dir auf deine Frage den «Florshof». Man weiß es ja überall, was es mit ihm für eine Bewandtnis hat.

«Als nämlich Tönning im Jahre 1700 belagert ward, hatte eine Gesellschaft von feindlichen Offizieren auf einem Hofe in Kathrinenherd Quartier genommen und wirtschaftete da arg. Sie ließen Wein auftragen, setzten sich an den Tisch und zechten und lärmten, ohne auf die Hausleute viel zu achten, als wären sie selber die Herren. Martje Floris, die kleine zehnjährige Tochter vom Hause, stand dabei und sah mit Unwillen und Bedauern dem Treiben zu, weil sie der Trübsal ihrer Eltern gedachte, die ein solches Leben in ihrem Hause dulden mußten. Da forderte endlich einer der übermütigen Gäste das Mädchen auf, heranzukommen und auch einmal eine Gesundheit auszubringen. Was tat nun Martje Floris? Sie nahm das Glas und sprach: «It ga uns wol up unse ole Dage.» Und von der Zeit an trennen sich in Eiderstedt selten Gast und Wirt, ohne des Mädchens und ihres Trinkspruches zu gedenken, und jeder versteht's, wenn es heißt: «Martje Floris Gesundheit.» K. Müllenhoff.



153. Hauberg Michelsen bei Garding: Grundriß

Der Hauberg, der an seinem Giebel die Jahreszahl 1693 trägt, ist noch wohl erhalten. Freilich hat er manche Aenderungen innen und außen erfahren und vor allem hat man ihn erheblich verkleinert. Das ist überhaupt das Schicksal mancher Hauberge; sie gleichen einem Kleid, das bei den heutigen veränderten Wirtschaftsverhältnissen dem Bauern viel zu weit geworden ist. Um an Unterhaltungskosten zu sparen, verkleinert man. Die Häuser werden dadurch billiger in der Unterhaltung und wohnlicher, aber an malerischer Wirkung verlieren sie oft sehr. Ueberhaupt liegen die Verhältnisse in Eiderstedt ganz eigentümlich. Nicht wenige Höfe sind verwaist; die Besitzer haben das Einsiedlerleben eines Marschbewohners mit dem Getümmel der Großstadt vertauscht. Sie leben dort als Kaufleute, höhere Beamte oder Privatleute und besuchen ihren Besitz meistens nur im Sommer für einige Wochen. Dort haust für gewöhnlich ein »alter und getreuer Knecht« als «Ver-

walter». Er bewohnt nur eine Stube und eine Kammer; das Haus macht bald einen verwahrlosten Eindruck, und innen ist es tot und öde. Nicht übel schildert Thusnelda Kühl solche Verhältnisse in ihrem Roman «Um Ellwurth.» ⁂

Der Rote Hauberg. Ein «verlassener Hauberg» ist wie ein verwunschenes Schloß; es ist gefeit gegen alle bösen Mächte. Sie können ihm scheinbar nichts anhaben, und da man auch die Mahnung des Nachtwächters: «Bewahr das Feuer und das Licht!» sorgsam beherzigt, scheint er allen Gewalten zu trotzen. Nur die Sage, die in diesem Lande so üppig wucherte, will in unserer nüchternen, aufgeklärten Zeit nichts dazu tun, das Gemäuer zu umranken. — Früher war das anders! ⁂

Wer kennt nicht den «Roten Hauberg». Er liegt bei Simonsberg, nahe Witzwort, und ist in reichlich einstündiger Fußwanderung von Husum aus zu erreichen. Mit reichem Grundbesitz ausgestattet, bildet er den Hauptteil der Aßmus-Woldsen-Stiftung an die Stadt Husum. Die stattlichen Giebel über den beiden Haustüren, deren Einfassung an etruskische Formen erinnern soll, geben ihm ein herrschaftliches Aussehen. ⁂



154. Roter Hauberg bei Simonsberg

Manche Sage geht von ihm im Lande um. In dem mächtigen gewölbten Keller befanden sich noch vor Jahren, ehe man ihn zuschüttete, eichene Pfähle mit Halseisen und Kette. Sie waren ein notwendiges Requisit in jener Zeit, da die gefürchteten Staller (d. i. Statthalter) strenges und oft auch willkürliches Regiment führten. Deren einer soll auch hier gewohnt haben. Das Haus hat nicht weniger als «hundert Fenster» aufzuweisen, und mit dem hundertsten, dem kleinen, runden Fenster in dem Giebel über der Tür, hat es eine ganz eigene Bewandtnis. In der Nähe wohnte ein reicher Bauer, der eine schöne Tochter und einen jungen, schmucken Knecht hatte. Daß die beiden jungen Leute bald Gefallen aneinander fanden, war kein Wunder; aber ein Wunder wär's gewesen, wenn der «Alte» Ja und Amen zu solchem Bunde gesagt hätte. Vielmehr wies er den kühnen, kecken Freier kurz und bündig ab. Doch nahm er ihm nicht jede Hoffnung; wenn er einmal Herr eines stattlichen Hofes geworden wäre, dann möge er nur wieder vorsprechen! Das war an Hoffnung fast weniger als nichts. Nun war Holland in Not. Die Not macht freilich erfinderisch, oft aber bringt sie die Menschen auch auf schlimme Wege. Und die jungen Menschen gingen solchen Weg. Sie machten ein Bündnis mit dem Bösen, der sich verpflichtete, ihnen in einer einzigen Nacht vor dem ersten Hahnenschrei den schönsten Hauberg aufzubauen. Dafür sollten sie ihm nur eine Kleinigkeit, ihre Seelen nämlich, verpfänden. Der Bau begann, und spukhaft schnell und geräuschlos wuchs er in die Höhe. Schon graute der Morgen, und der Böse wollte daran gehen, das letzte Fenster — eben jenes runde im Giebel über der Tür — zu verglasen, da zeigte sich's, daß Weiberlist noch über Teufelslist geht. Das Mädchen lief in den Stall, ergriff den Hahn und rüttelte ihn wach. Der tat seine Pflicht und begrüßte mit lautem Krähen den Morgen. Der Böse aber fuhr mit Gestank und Spektakel zum unverglasten Fenster hinaus. ⁂

So hatte er sein Spiel verloren; aber einen geringen Anteil an der Schöpfung des Hauses behielt er sich vor, nämlich das Recht, durch das kleine runde Fenster ungehindert seinen Ein- und Ausgang zu nehmen. Darum auch ist es ohne Glas geblieben bis auf den heutigen Tag. ⁂

Im Innern enttäuscht das Haus, wie so viele jetzt. Von Urväterhausrat ist wenig mehr zu sehen. Man muß schon von dem, was man in verschiedenen Häusern an Wandbekleidungen, Beschlägen, Truhen, Hamburger Schaps, Standuhren mit Mond- und Datumzeigern, Wandschränken mit feinem Porzellan, schönen Bettverkleidungen und dergl. mehr sieht, sich ein Bild zusammenstellen, um zu erfahren, wie der wohlhabende Eiderstedter vor fünfzig, hundert und mehr Jahren gewohnt und gelebt hat. ⁂

Klein-Eiderstedt.

Ein starker Gegensatz besteht hier wie in Dithmarschen in Wohnung und Lebensweise zwischen den «großen» und «kleinen»



155. Am Porrendeich

Leuten. Der Besitzer wohnt im stattlichen Hauberg, der kleine Mann, der Arbeiter, in seinem Kaesel, der fast immer ein sehr, sehr verkleinertes Abbild eines Haubergs darstellt. Und wo liegen diese Miniatur-Hauberge? In Holstein, im Gebiet der niedersächsischen Bauweise, liegen Bauernhaus und Räucherkate eng beieinander; sie teilen dieselbe Hofstelle, sie gehören zusammen. Aber suche den Kaesel nicht auf derselben Warft, auf der der Hauberg des Brotherrn sich breitmacht, oder in dessen Nähe. Das gibt es nicht. Wie in Dithmarschen, so liebt man auch hier «reinliche Scheidung». Der Eiderstedter ist beileibe kein schlechter Arbeitgeber; er ist gerecht, freundlich und wohlwollend gegen den Arbeiter, aber — er hält Distanz! Strenger als anderswo hält man hier darauf, daß nur gleich sich zu gleich geselle.

Wie Dithmarschen seine «Kreyen-Kolonien» am Donn, so hat Eiderstedt sein «Klein-Eiderstedt». In den wenigen größeren Dörfern, hinter Außendeichen oder auf alten Mitteldeichen sammeln sich die Katen zu kleinen, malerischen Kolonien.

Am Porrendeich liegen die Miniatur-Hauberge der kleinen Leute in größerer Zahl beisammen, wie an einer Schnur aufgereiht. Das ausgefranste Dach hängt ihnen tief herab, die Tür hängt schief in den Angeln, und aus der Oeffnung quillt dir zweimal am Tage der Dunst von gebratenem Speck entgegen. Die Schrägung des Deiches, auf dem sie liegen, hat keine Spur von Graswuchs mehr aufzuweisen, es tummeln sich hier Kinder, Enten, Hühner und Ferkel bunt durcheinander. Jedes geht seiner Lieblingsbeschäftigung nach; die Enten gründeln am Wehl oder in den Pfützen, die Hühner gackern und scharren, die Ferkel wühlen im Schmutz, und die Kinder suchen es ihnen gleichzutun. Mit Vorliebe aber rutschen sie auf ihrem Hosenboden die Schrägung des Deiches hinab. Davon insonderheit mag der alte Deich so glatt geworden sein. Klein-Eiderstedt ist ein sehr malerischer Winkel, das muß man sagen; doch tut man gut daran, es wie ein modernes Gemälde aus einer gewissen respektvollen Entfernung zu betrachten. — —

Wenn man auch dem Urteil des eingeborenen Eiderstedters, daß sein Land nächst dem Garten Eden der schönste Fleck auf Gottes Erdboden sei, keineswegs zustimmen kann, so darf man doch sagen, daß es trotz der Einförmigkeit, welche die immer gleiche Wirtschaftsweise bedingt, nicht arm an malerischen Partien ist. Die weiten Wehle — das sind durch Deichbrüche entstandene tiefe Gruben und Teiche — tragen mit dem



156. Geschnitzte Alkoventür in Tating

reichen Schilfwuchs und dem Kranz von Weidenbäumen nicht wenig zur Belebung der Landschaft bei. Die Wehlen sind die Seen der Marsch; doch lachen sie uns selten freundlich an, wie holsteinische Seen es tun. Sie zeigen fast immer einen ernsten, melancholischen Gesichtsausdruck und vermögen auf ein empfindsames Gemüt einen tiefen Eindruck zu machen. Ihr düsteres Aussehen hat sie in den Ruf gebracht, unergründlich zu sein. ✣

Wo der Sand der Dünen weht. Je weiter du dich der Westküste näherst, um so mannigfaltiger wird das Landschaftsbild. Die immer gleiche, leichtgeschwungene Linie des Deiches, die bisher deinen Gesichtskreis einschloß, beginnt mit einem Male ungleich und zackig zu werden, und helle Flächen leuchten dir wie Spitzen schneebedeckter Hügel entgegen. Du näherst dich der Hitzebank, jener Kette von Dünen, die in der Länge von einigen Kilometern sich von St. Peter nach Ording erstreckt und das Ländchen wie durch einen Wall vom Meer absperrt. Hier ist der interessanteste und an malerischen Motiven reichste Teil von Eiderstedt.



158. Fußweg im Kiefernwald

Freilich, der Eiderstedter sieht die Gegend mit erheblich anderen Augen an als der Naturfreund. Wohl ist er der hohen Düne dankbar für den Schutz,



157. Ein Wehl mit Weiden

den sie dem Lande gewährt; wo sie sich auftürmt, kann er Deich und Wall sparen, und sollte einmal das Meer seine zerstörende Gewalt an der Düne in bedenklicher Weise geltend machen, dann läßt man ihr eine ähnliche Sorgfalt widerfahren wie den kostbaren Deichen. Durch Buschdämme sucht man die Ansandung zu fördern, damit sich die Lücken nur recht bald schließen. ✣✣

So wohnt sichs gut im Schutz der Düne. Es ist aber ein großes «Aber» dabei. — Wem gehört das Neuland, das langsam aus dem Meere aufsteigt — dem Fiskus? den Bauern? Es ist verschieden, je nach dem Anlandungsrecht, das an den einzelnen Küstenstrecken Gültigkeit hat. Um solche Erwägungen aber kümmert sich die Düne nicht. Sie belegt das Land, das in ihrem Schutze sich dehnt, mit Beschlag. Was sie vor dem Zahn des Meeres in Sicherheit gebracht hat, reklamiert sie als ihr Eigentum, mit dem sie nach Belieben schalten und walten kann. Wer will sie daran hindern? Der Mensch? Er war außerstande dazu. Unter der Einwirkung des Westwindes wandert sie langsam landeinwärts. Der Wind bläst den Sand von ihren Kuppen herunter und häuft ihn hinter der alten zu einer neuen Düne auf. So geht sie mit schweren, wuchtigen Schritten über Fennen, Gärten und Häuser hinweg. Sie gleicht einem ungefügen Riesen, der langausgestreckt daliegt und nur schwerfällig seine Glieder regt, der seinen kolossalen Körper langsam landeinwärts wälzt und alles unter sich erstickt. Die kleine Kirche von

Ording mußte mehrmals abgebrochen und weiter landeinwärts aufgebaut werden. «Wie wir wohl eher in ſchneereichen Wintern erſt ſchneeſchaufeln mußten, damit die Kirchgänger zur Kirche kommen konnten, haben die Bewohner jener Zeit Sonntag um Sonntag ſandſchaufeln müſſen, um die Wege für die Kirchgänger frei zu machen. Des ſind ſie allmählich müde geworden und haben dann den Abbruch auf der alten Stelle — die jetzt nicht mehr beſtimmt bezeichnet werden kann — und den Wiederaufbau auf der jetzigen Stelle beſchloſſen.» J. Cornils. Und jetzt ſteht das Kirchlein wieder, «wo der Sand der Dünen weht.» Ludwig Meyn mag ſchon recht haben, wenn er ſagt, daß die Dünen mehr Land verſchüttet haben als das Waſſer. Liegen doch auf Sylt z. B. das alte Liſt, Hörnum und Rantrum unter dem Dünenſand begraben, und auch St. Peter und Ording haben ehemals weiter weſtwärts gelegen und ſind im Laufe der Zeit durch Ueberſtrömung und Verſandung vergangen.



159 Bepflanzte Düne

Vollkommen machtlos ſtand man dem verheerenden Sandflug gegenüber. Gegen die Fluten ſchützten in früherer Zeit, wenn auch nur unvollkommen, Deiche und Wurten; was aber ſchützte gegen den unheimlichen Sandflug? Nichts! Die Menſchen erſchöpften ihre Kräfte im vergeblichen Kampfe mit dieſem «Element» und wurden dabei, wie z. B. auf Röm, mutlos und arm. Erſt in jüngſter Zeit hat man gelernt, wie man den Rieſen bändigen muß. Als man ſeine heimtückiſche Natur gründlich erforſcht hatte, gelang es, ihm Feſſeln anzulegen. Da fing man ihn in einem Spinnennetz! Ueberall, wo ſich der Sandflug in gefahrdrohender Weiſe bemerkbar macht, bepflanzt man die Düne mit Sandhalm oder Strandhafer. Dieſe überaus genügſame Pflanze treibt ihre Wurzeln und unterirdiſchen Stengel nach allen Richtungen und bildet bald ein engmaſchiges, nach allen Seiten ſich verzweigendes Gewebe. So wird die Düne gleichſam «feſt», daß der Wind ihr nichts mehr anhaben kann. Mit ihren Köpfen fangen die Pflanzen den herüberwehenden Sand auf. Mögen ſie auch heute von ihm faſt verſchüttet werden — morgen ſchieben ſie ihre Spitzen wieder durch die Sanddecke und grünen luſtig weiter. So überzieht die Düne ſich bald mit einem ſchmuckloſen Kleid, das den Boden für andere Pflanzen (Heidekraut, Krähenbeere, Dünenroſe) vorbereitet.

Der Rieſe muß es dulden, daß auf ſeinem Rücken eine bunte, vielgeſtaltige Flora ſich entwickelt.

Zwiſchen Watt und Deich hat ſich bei Ording ein rechtes kleines Gebirge mit Kämmen und Kuppen, Schluchten und Keſſeln entwickelt, und mitten drin liegt, mit unſäglicher Mühe großgezogen, ein Kiefernwäldchen, auf das man dort nicht wenig ſtolz iſt. Mit Recht; denn unter den Blinden iſt der Einäugige König!

Nach dem Watt zu wird das Dünengelände durch die Außendüne, die nahezu ſteil wie eine Wand zum Meere abfällt, abgeſchloſſen. Wer zum erſten Male die hohen, ſchneeweißen Berge ſchaut, die das Licht der Sonne flimmernd zurückwerfen, wird nicht wenig überraſcht und entzückt ſein. Er mag ſich beim Durchwandern wie ein Gebirgswanderer vorkommen. Schwierige An- und Abſtiege, Wanderungen auf ſchmalem Grat und über breite, ſattelförmige Sandrücken und Abſtürze, die in dem weichen, ſauberen Material immer harmlos abgehen und regelmäßig einen Heiterkeitsausbruch bei den Mitwandernden auslöſen: alles kann er hier haben.

Vollkommener iſt die Täuſchung eines Hochgebirges im Mondenſchein. Hellauf leuchtet der Sand wie friſcher Schnee; alle Formen erſcheinen vergrößert und vergröbert. Die Kegel und Spitzen wirken wie ſchneebedeckte Gebirgsrieſen, und die Keſſel und Schluchten, die im Schatten liegen, erſcheinen noch einmal ſo tief und drohend.

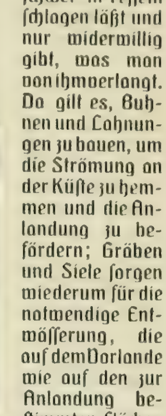
Mehrfach iſt die Außendüne durch ſchmale Schluchten, die wir ſchon von den älteſten Dünen, den Donnen in Süderdithmarſchen, kennen, unterbrochen; ſie öffnen uns den Blick ins Weite, über das Watt und das ruhelos flutende und ebbende Meer. —

Neuland.

Es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget. Auch das Meer geht zur Ruhe. Der blanke Hans hat ſich weit vom Ufer zurückgezogen. Nur ganz in der Ferne flimmert und blitzt das in Rinnen und Tiefen zurückgebliebene Waſſer. Unter den ſchräge auffallenden Strahlen der im Niedergehen begriffenen Sonne leuchtet es hell auf wie Silberbänder, wie glänzende, mit dem Lineal gezogene Linien. (Bild 161.) ❖❖

«Ans Haff nun fliegt die Möwe / Und Dämm'rung bricht herein; / Ueber die feuchten Watten / Spiegelt der Abendſchein.» Th. Storm. ❖❖

Du hörſt keinen Ton; Ruhe und Frieden überall. Das graue Watt im Mittelgrunde, über das ſich im Zick-Zack-Kurs ein oft betretener Fußpfad dahin ſchlängelt, um ſich in der Ferne zu verlieren, ſonnt ſich im Schein der ❖❖ Abendſonne. Es ruht für ein paar Stunden — oder iſt es gar tot? O nein! «Das Watt iſt nicht tot; es gibt nichts Lebendigeres als das Watt. Da iſt noch Schöpfung bei Tag und Nacht. Da wird gebaut. Wenn man ſich niederlegt, hört man das Atmen des Watts; rieſelndes, ruhiges Atmen, Quellen und Heben und Dehnen.» G. Frenſſen. ❖❖



160. Außendüne zwiſchen St. Peter und Ording

Hier baut ſich neues Land auf. Leiſe und unmerklich, dem Auge nicht wahrnehmbar, hebt es ſich aus den Fluten. So löſt es ſich langſam vom Meeresboden, ſteigt empor und wartet, daß es ſich begrüne und beſame. Nicht lange braucht es zu warten, da erſcheint als erſter Pionier der Queller (Salicórnia herbácea); ihm folgen Strandnelken und Strandaſter und dann der Andel (Festúca), eine Grasart, die ein geſchätztes, nahrhaftes Viehfutter bildet. Und ſchließlich kommt der weiße Klee, um den grünen Teppich zu vollenden und mit ſeinen Blüten zu beſticken. Das Watt iſt zum **Vorland** geworden. Und wie vor einigen tauſend Jahren die erſten Anſiedler ihr Vieh vom «feſten Wall» hinuntertrieben in die Marſch, ſo treibt der Marſchbewohner von heute Schafe und Jungvieh über den Außendeich, damit ſie ſich auf den jungen Marſchwieſen fettgraſen. ❖❖

So ſchiebt ſich die Nordſeeküſte unſeres Landes ſtetig nach Weſten vor. Mehr als 7000 Hektar Land hat man dem Meere in den letzten 50 Jahren abgerungen. Das bedeutet, daß die Feſtlandsküſte insgeſamt ½ km ſeewärts vorgerückt iſt. ❖❖

Aber ohne Fleiß kein Preis! Nicht mühelos und ohne Opfer fällt dem Menſchen ſolcher Landgewinn in den Schoß. Es genügt nicht, die Hände auszuſtrecken, um das Geſchenk des Meeres in Empfang zu nehmen; vielmehr muß er an allen Ecken und Enden der landbildenden Tätigkeit des Meeres entgegenkommen. Die Nordſee iſt und bleibt ein wildes ❖❖ Tier, das ſich ſchwer in Feſſeln ſchlagen läßt und nur widerwillig gibt, was man von ihm verlangt. Da gilt es, Buhnen und Lahnungen zu bauen, um die Strömung an der Küſte zu hemmen und die Anlandung zu befördern; Gräben und Siele ſorgen wiederum für die notwendige Entwäſſerung, die auf dem Vorlande wie auf den zur Anlandung beſtimmten Flächen des Watts gleich notwendig iſt: hier, damit der Schlick «trocken falle», um von der nächſten Flut nicht wieder fortgeſpült zu werden, dort, damit höher auflaufende Fluten keine Tümpel zurücklaſſen. — Und gleich rieſigen Fangarmen baut der Menſch große Dämme ins Meer hinaus, um die letzten Trümmer einer untergegangenen Welt, die Inſeln und Halligen, wieder mit dem Mutterlande zu verbinden. So verwandelt er allmählich das Wattenmeer in ein großes Binnenmeer, in eine Reihe von Seen, in denen die drängenden Waſſer der Nordſee ſich beruhigen, um immer mehr des fruchtbaren Schlammes zurückzulaſſen. Ungeahnte Perſpektiven eröffnen ſich unſern Blicken, und im Geiſte ſehen wir «ol Büſum» und den «alten Strand», Rungholt und Wendingſtadt und die untergegangenen Welten alle aus dem Schoße der Fluten heraufſteigen. ❖❖

Wie draußen das Untier auf der Lauer liegt, um den Augenblick zu einem Ueberfall zu erſpähen, ſo hält hinter dem Wall der Menſch ſcharfe Wacht. Er wartet und ſpäht auf den Augenblick, wann

er ſeine Heerhaufen vorſchicken kann, um einen neuen «goldenen Ring» zu ſchließen und die Küſte der Heimat da oder dort wieder um einige Kilometer vorzuſchieben. Endlich iſt dann der Zeitpunkt da! In der Sonne blitzen hundert und aberhundert Spaten; höher und höher wächſt der Wall, und im Vollgefühl ſeiner Kraft und Ueberlegenheit mag er dann wohl mit Fauſt rufen:



161. Blick durch eine Dünenſchlucht auf das Watt

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Grenze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.
Da raſe draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht, gewaltſam einzuſchließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verſchließen.
Ja! Dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.

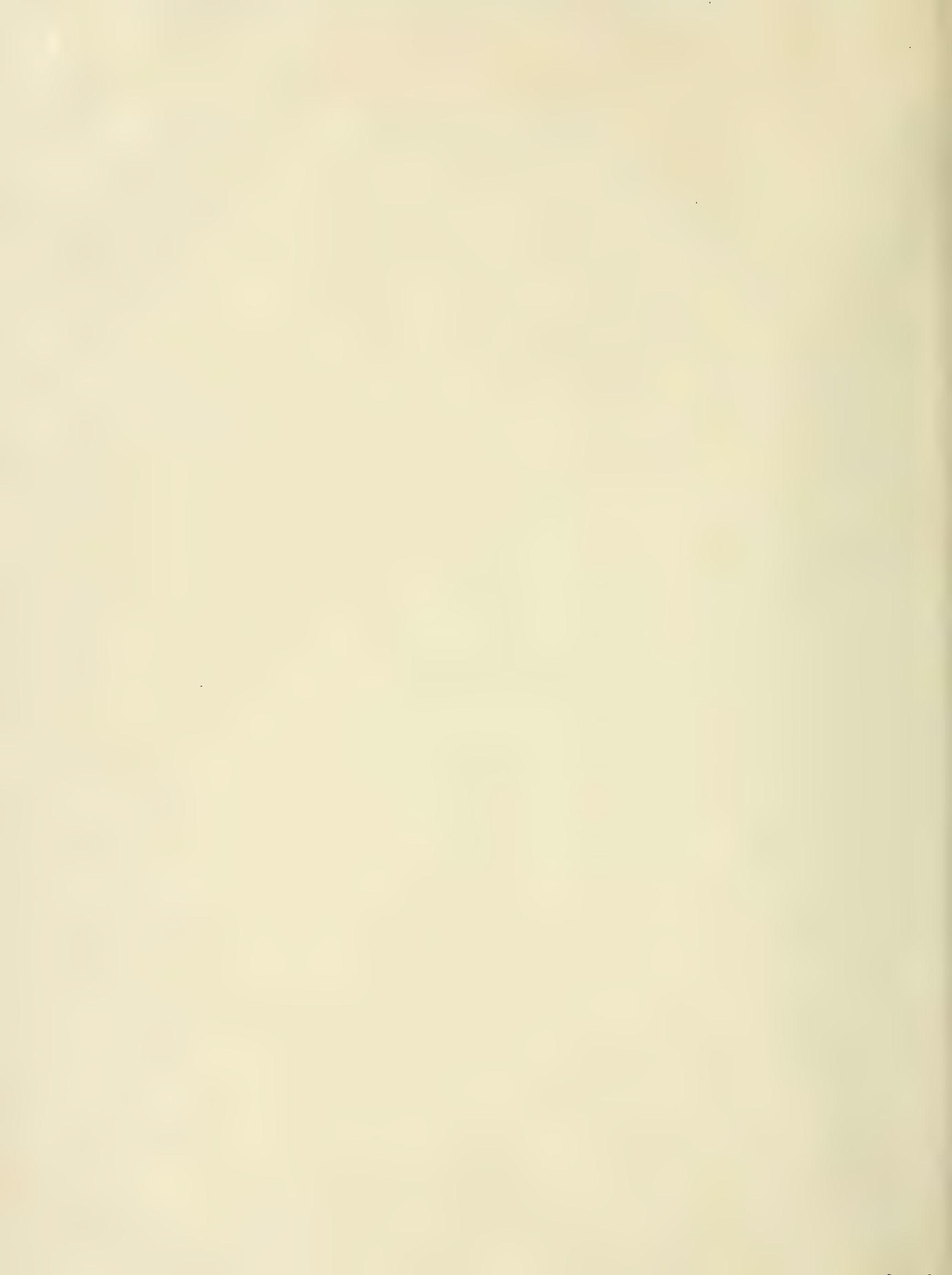
Schleswig-Holstein. Gez von H.N. Andresen, Flensburg



Druck u Verlag v. L. Handorff, Kiel

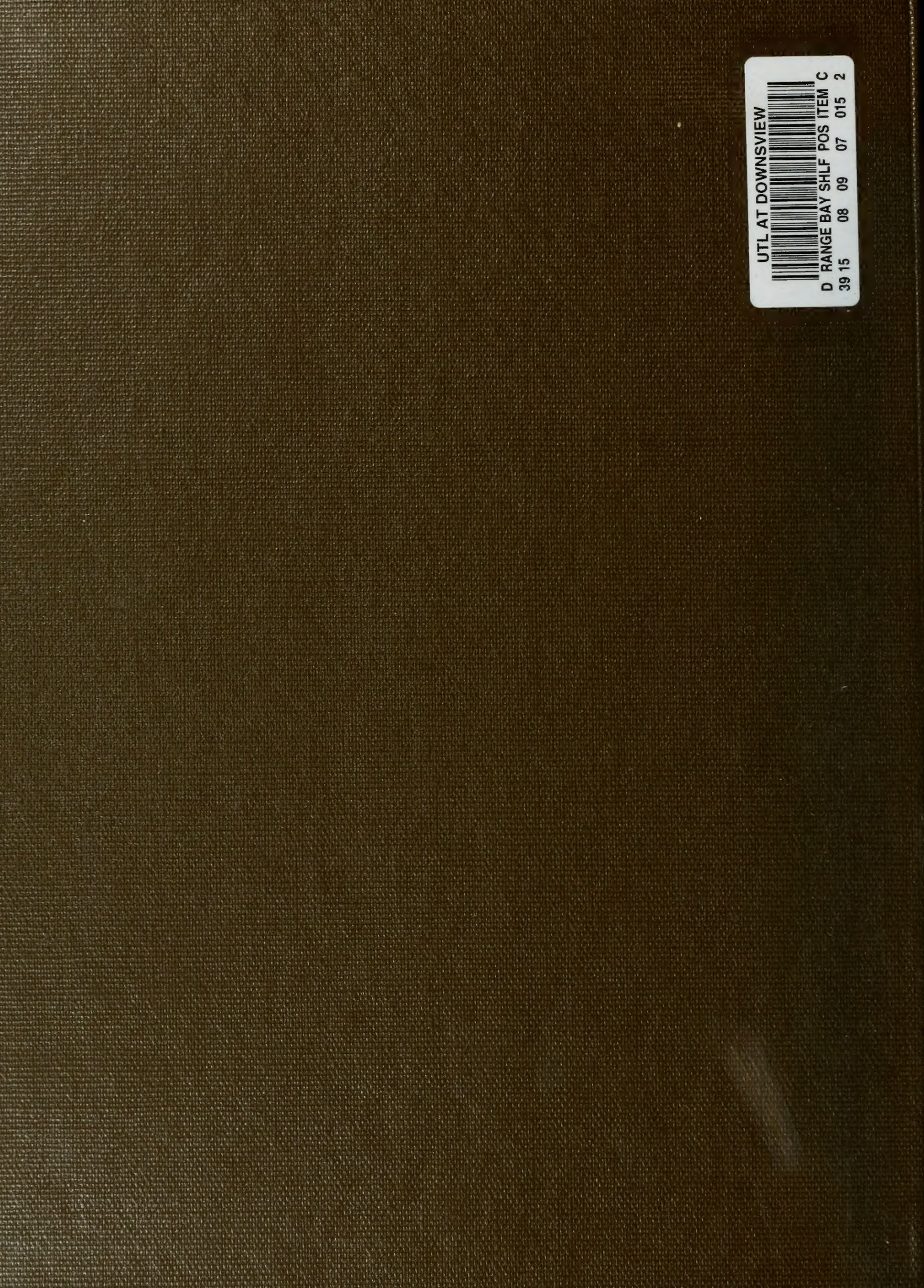











UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 08 09 07 015 2